World of Cosmos

116

Der Schwerpunkt dieser Ausgabe des fantastischen Fanzines liegt erneut bei den Storys - über zu wenig Sommerurlaubslektüre dürft ihr euch in diesem Jahr daher nicht beschweren. Wir wünschen euch eine sonnige Zeit!

Viel Spaß mit World of Cosmos Nr. 116!

Inhaltsverzeichnis

Leserbrief von Bernd „Göttrik" Labusch 2
Leserbrief von Alexander „Tiff" Kaiser 4
Leserbrief von Roland Triankowski 9
Anime Appetizer von Alexander „Tiff" Kaiser 11
Appetizer von Bernd Labusch 17
Autorenvorstellung Christina Krüger 25
Die Welten des Magnus Ridolph 28
Dungeons and Dragons: Ehre unter Dieben 34
Die Schöne 39
Die goldene Göttin 43
Die schlafende Welt 46
Götterverse Teil I 49
Die Wälder von Katalis 54
Eine Sache der Beständigkeit 104
Old Man Rhodan 132
Sternenfahrt 151
Die letzte Drangwäsche 164
Anime Evolution Special: Ranma 1/2 Crossover 210
von Alexander Kaiser 210
„INI" - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert 240
Impressum 246

Leserbrief von Bernd „Göttrik“ Labusch

„Famal Gosner“,

allen Lesern des World of Cosmos Nr. 116.

Als Erstes möchte ich mich wie immer für das letzte WoC, die Nr. 115, bedanken, auch wenn ich es diesmal noch nicht vollständig gelesen habe. Überrascht wurde ich vor allem von der Fülle der Storys. Auch im Angedenken des Umstandes, dass es in den vergangenen Jahren Ausgaben gab, die fast gänzlich ohne Kurzgeschichten auskommen mussten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch Vroni und Dirk offiziell in unserer Runde willkommen heißen.

Gespannt bin ich aktuell vor allem auf das nahende Ende von Tiffs Endlosserie „Anime Evolution“. Ich hoffe er hat bereits einen würdigen Ersatz in petto.

Darüber hinaus frage ich mich, wie viele der Leser es bemerkt haben, dass mein „Mark Powers“-Teil im WoC 115 etwas anders gestaltet war als sonst und wie dies angekommen ist. Für mich ist es auch ein Test, ob ich mich nach langer Pause wieder an einer eigenen Kurzgeschichte versuchen soll.

Allerdings ist im WoC 115 die „Perry Rhodan“-Serie, die ja einst der Anlass zur Gründung des Fanzines und des Clubs „Black Hole Galaxie“ war, etwas an den Rand geraten und zumindest ich werde auch diesmal aus Zeitmangel keine ausführliche Rezi zu PR beitragen können. Mehr zu diesen Thema und zu anderen Heftserien in meiner Appetizer-Rubrik.

Eins jedoch schon hier. Es gibt vorerst keine neuen oder nachgedruckten alten „Captain Future“-Storys und Romane mehr. Auf der Homepage des Golkonda-Verlags, der in den letzten Jahren die deutschen Nachdrucke der alten Romane veröffentlichte, fand ich folgende Nachricht:

„Leider kann die Kult-Reihe von uns nicht fortgesetzt werden. Die Rechtelage in den USA hat sich verändert und sämtliche Rechte an Hamiltons Vermächtnis wurden an einen neuen deutschen Lizenznehmer verkauft. Dieser möchte den

Rechtekatalog vollständig bei sich im Haus behalten und keine weiteren Lizenzen an Dritte erteilen. Wir können daher keine Verträge mehr verlängern (betrifft Band 1 und 2) und erhalten auch keine Lizenzierung für neue Bände mehr (betrifft alle Abenteuer ab Band 12).

Leb wohl, Captain Future, wir werden dich und deine tapferen Gefährten vermissen!“

Mein Bruder Frank, der sonst vor allem für Animes und Mangas schwärmt, hat übrigens etwas Neues für sich entdeckt, das eigentlich nicht mehr so neu ist. Die von Bastei produzierte Hörspiel-Serie „Perry Rhodan – Sternenozean“! Die Serie basiert auf den „Perry Rhodan“-Heftromanen 2200 bis 2299 und umfasst insgesamt 42 Hörspielfolgen auf entsprechend 42 CDs. Es wurden also viele Abenteuer extrem gekürzt oder ganz weggelassen. Die Idee und die ersten Drehbücher stammten von Frank Böhmert. Ab Folge 7 verfasste Siegfried Antonio Effenberger die Drehbücher. Christian Stark übernahm die Rolle von Kantiran, dem Rhodan-Sohn im Mittelpunkt der Handlung und Volker Lechtenbrink war die Stimme von Perry Rhodan selbst. Ich habe bisher nur die ersten sechs Hörspiele der Serie gehört und fand sie gut, wenn auch sehr kurz und knapp gehalten. Vor allem die damals ganz neue Hyperimpedanz wird im Verlauf der Handlung weitgehend ignoriert. Hüstel.

Viele Grüße,

Göttrik

Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser

Hallo an alle.

Dank etlicher Gnadenfristen vom großen Chefredax Myles – dass das neue WoC nicht gedruckt werden muss, bringt ungeahnte Vorteile – wird wohl nicht nur dieser Leserbrief pünktlich sein, sondern auch ein ganz bestimmtes Schreibprojekt von mir. Aber ich will nicht zu viel versprechen. Ehrlich gesagt weiß ich nicht mal, ob außer Göttrik hier im WoC einer mitliest.

Apropos Göttrik. Kommen wir doch zuerst zu den Leserbriefen, genau gesagt zuerst zu seinem.

Göttrik, es freut mich sehr, dass Dein Bruder – ich kenne ihn ja flüchtig – sich meine Anime-Empfehlungen ausdrucken lässt. Aber ich habe noch ein Schmankerl für ihn. In meinem Lieblings-BattleTech-Forum (mir gehört sogar ein Teil davon, weil wir es vor über zwanzig Jahren gemeinschaftlich gekauft haben) Twobt.de gibt es eine kleine, aber feine Anime-Sektion. Dort erscheinen pro Quartal Links zu allen Anime-vorstellungen der Saison, aber auch ausgesprochene Bewertungen dreier User eben dieser Animes nach einiger Zeit. Hier der Link: http://forum.twobt.de/board.php?boar-did=20

Dazu kommt auch noch, dass so eine Season-Vorstellung schon mal tausend Klicks auf sich vereinigt. Wir haben also jede Menge Lurker. ^^b

Damit auf zum nächsten LB-Schreiber: Willkommen, Vroni Bärenfänger. Mir fällt dazu eine alte Anekdote ein, die ich gerne hier und da zum Besten gebe. Demnach kriegt man in seinem Leben drei wichtige Namen. Den ersten geben einem die Eltern. Den zweiten geben einem die Freunde. Den dritten, den gibt man sich selbst. Ich tippe das gerade, weil ich in Dir eine verwandte Seele vermute, gebrandmarkt von einem dieser Namen.

Hier habe ich meine Namensgebung verarbeitet: http://ace-kaiser.blog-spot.com/2021/10/ace-kaiser-alexander-kaiser-oder.html

Btw. Ich habe fest vor, in Deine Geschichte reinzulesen, es aber bisher nicht getan. Da wir aber im neuen Zeitalter angekommen sind, kann ich meine Anmer-

kungen ja jederzeit auf der HP unter Deine Geschichte setzen. Das gibt mir Luft, zum Beispiel für diesen Leserbrief, oder für meine eigenen Projekte.

Magst Du zu Deinen Self Publishing-Erfahrungen nicht mal einen Bericht schreiben? Nicht nur Kollegen wie ich interessieren sich für die Eindrücke Anderer. Einige von uns Hobby-Autoren, die noch nicht dabei sind, könnten eventuell selbst motiviert zu werden, auch was rauszubringen.

Gehen wir weiter zu Ijon Tichys Leserbrief.

Zuallererst: Ja, das WoC kann Leserbriefe gut gebrauchen. Klar, Kommentarfunktion unter den einzelnen Beiträgen schön und gut, aber so ein Rundumschlag wie hier ist schon was feines. ^^b

Was den Werbeblock für „Mette vom Mond“ angeht, warum hast Du nicht gleich eine Werbeseite an Myles zwecks Veröffentlichung geschickt? Nicht, dass ich nicht auch schon hier und da getrommelt hätte. So hat eine unserer Lurkerinnen – Hi, Daniela – Dein Buch in ihrem Besitz und auch ihrem Nachwuchs präsentiert. Ob das in einer Meinung resultieren wird, kann ich jetzt noch nicht sagen, aber hey, zwei Leser mehr. ^^b

Schreibprojekte: Old Man Rhodan muss ich in der Tat noch lesen. Bisher habe ich mich mit Schreibarbeit erfolgreich selbst blockiert und doch nichts gerissen. Ich gelobe Besserung.

Was den Perrikles angeht, so war eine weitere Veröffentlichung einfach überfällig. Hach, da überkommen einen derart nostalgische Erinnerungen, da habe ich „Guncross Perry Rhodan“ glatt noch mal nachgelesen. Da wollte ich eigentlich immer eine Fortsetzung schreiben. Eigentlich.

Sternenfahrt: Ich weiß, ich weiß, ich bin in der Heldenfahrt seit ewig langer Zeit am Zug. Aber: Was macht eigentlich der nächste Teil der Sternenfahrt, alter Freund?

Auf jeden Fall danke für Deine Serienübersicht. Die habe ich aufmerksam gelesen, und Du hast mein Interesse für Carnival Row geweckt, was ich schon ewig vor mir her schiebe, länger als Manda.

Dann ist da noch Uwe Lammers. Wir kennen uns jetzt schon ein paar Jahrzehnte und hatten eine Zeitlang einen Briefkontakt, den ich unterbrochen habe. Aber jetzt ist Uwe auch im WoC angekommen, und wir werden jetzt hoffentlich wieder öfter kommunizieren als nur einmal im Jahr beim Clubtreffen des Phantastica e.V..

Deinen Aufruf habe ich daher auch aufmerksam gelesen. Allerdings schiebe ich hier meine mannigfaltige schriftstellerische Arbeitslast vor und verfolge das

Geschehen dann nur mit einem Augen, ob, wann und wie ich etwas dazu beitragen könnte.

Aber kommen wir zu den Stories.

Ja, ich habe sie tatsächlich gelesen, die nicht von mir waren, zumindest zwei, und die waren lang. Uwe, Deine war die letzte in der Liste, und wegen meiner Angewohnheit, alles fürs WoC in letzter Minute zu erledigen, bin ich zu Deiner nicht gekommen. Ich hole es aber nach.

Das Gleiche gilt für INI, Göttrik. Ich habe mir mein Zeitfenster so knapp gelegt, es hat einfach nicht gereicht. Mal sehen, ob ich hier jemals einsteige. Myles, besteht die Möglichkeit, eine Art Archiv mit allen Folgen anzulegen?

Aber kommen wir zu denen, die ich gelesen habe. Zuerst natürlich Old Man Rhodan von Ijon Tichy.

Drei Kapitel hat er draußen. Wir beginnen mit Ernst Ellert, folgen dann Rhodans Spuren auf einer entvölkerten (verlassen, nicht ausgerottet) Erde und betreten dann die hermetisch abgeschlossene Menschensphäre Sol-System. Wobei bei mir das Parallelen zu Myles‘ neuer Geschichte auffallen, was die Terraner angeht, aber das nur am Rande.

Was passiert? Es gibt neue Fraktionen in den Galaxien, die Menschheit lebt zurückgezogen wie weiland der Vize-Imperator in seiner virtuellen Welt, und federführend ist hier unter anderem Julian Tifflor. In Andromeda gibt es ein weiteres Menschenreich, das argwöhnisch auf das Ende der 20.000-Jahre-Frist von ES starrt. Eigentlich sollte ein Kind Perry Rhodans hier einiges an Einfluss haben, aber dieser schwindet, sodass sie sich um einen ganz besonderen Verbündeten bemüht, nämlich Ernst Ellert. Der wird dann auch sehr schnell hineingeworfen in eine Galaxis, die schon lange nicht mehr seine ist. Aber immerhin, alle Konfrontationen scheinen friedlich abzulaufen.

Auch bei Perry, der sich dazu entschlossen hat, auf ewig die Erde zu umwandern, nur begleitet von einem Service-Roboter, scheint soweit alles in Ordnung, selbst als er unbewusst einen Haluter beleidigt, der so etwas wie sein Kerkermeister zu sein scheint.

Es ist zu früh, mehr zu sagen, als dass Rolands Stil wie immer flüssig und gut lesbar ist. Das Storysetting ist komplex, und, so wie ich ihn kenne, auch gut durchdacht, arbeitet zwangsläufig auf ein großes Finale zu, das alle losen Fäden zusammenfassen wird. Die Ideen, die er auf dem Weg dahin anhäuft sind gewaltig und zahlreich. Erinnern mich die Aktionskörper der Unsterblichen auf Luna jetzt grundlos an

die Kinder Nathans, die Ylanten? Ich bin sicher, das wird noch eine Rolle spielen. Ebenso wie die unter eine rote Sonne versetzte Erde mit Perry Rhodan als einzigem Bewohner, wie die 20.000 Jahre Frist, die ES der Menschheit gestellt hat, oder die Unsicherheit anderer Völker.

Eines muss ich Dich da direkt fragen, Roland: Hast Du dran gedacht, dass die Menschheit die Erwartung, die ES mit dieser Frist verbunden hat, erfüllen konnte?

Alles in allem ein flüssiges Stück Literatur mit einem vollkommen offenen Ende, strotzend vor Ideen und einem ganz eigenen, fremden Charme. Lesenswert.

Die Wälder von Katalis von Vroni. Ja. Da habe ich mich erst nicht rangetraut. Aber es ist ein relativ oft benutztes Szenario: Das Erwachen in einer fremden Welt. In einer Mega-Erklärung, die nicht im Fließtext vorkommt, erfährt man, dass es sich um die Erde handelt, die wüst und leer ist. Lediglich zwei überlebende Fraktionen sind bekannt, die autokratisch lebenden Galier und die anarchisch strukturierten Lafaree. Beide leben, anders kann man es nicht sagen, im Krieg miteinander.

Die Geschichte beginnt dann auch gleich damit, dass der Hauptprotagonist, Markus von Lork, während einer Kampfhandlung gegen die Galier in einer Wüste unter einem Stein einschläft, und in einem Wald wieder erwacht sowie dem Hinweis, dass Markus schon zehn Jahre in diesem Wald lebt.

Wie in einer guten Aufbaustory begleitet Vroni den armen Burschen dann auch bei seinem Versuch, erst einmal zu überleben. Die Reihenfolge des Überlebens ist: Wasser, Nahrung, ein trockener Unterschlupf. Dann kann man sich um das Wie und woher und das Wo bin ich überhaupt? kümmern.

All das verfolgt Markus mehr oder weniger erfolgreich, und mit einem einheimischen Pärchen, den hochintelligenten, katzenartigen Limfies, hat er auch noch ein paar pfiffige Unterstützer gewonnen. Diese zeigen ihm eine gut ausgebaute Höhle, in der einst jemand lebte, dem das gleiche Schicksal widerfuhr wie ihm. Versetzt in diesen Wald, allein, wie ausgesetzt. Dessen Hinterlassenschaften sowie seine Aufzeichnungen über Tiere, Pflanzen und die nähere Umgebung erweisen sich als extrem hilfreich.

Dann, zehn Jahre später, ist er nicht mehr allein. Jemand anderes ist am Stein „angekommen“, unter dem er erwacht ist. Es ist eine junge Frau – ausgerechnet eine Galierin in Armee-Uniform. Zudem ist sie verletzt und hilflos durch den Transport. Umbringen, oder sich den Ärger aufhalsen, den die ganzen Erklärungen mit sich bringen? Markus entscheidet sich dafür, die verletzte Frau zu verarzten und in seiner Höhle aufzunehmen. Aber Dankbarkeit stellt sich bei Leila, so der Name der Galierin, erst so nach und nach ein, als sie begreift, dass er mit dem Barbarenbild, welches ihr von den Lafaree eingetrichtert wurde, nicht wirklich etwas zu tun hat.

Es würde zu weit führen und auch nicht sinnvoll sein, die ganze bisher erschienene Geschichte nachzuerzählen. Deshalb breche ich hier ab, bevor ich einen Spoiler-Alarm setzen muss. Stattdessen lobe ich den schönen, flüssigen Erzählstil *hustübereinigekommatamusstdunochmaldrüberhust*, die Beschreibungen der beiden Kulturen der Galier und der Lafaree, und der vielen, vielen, stimmigen Details. Gewiss, es wird nicht so extrem wie bei Tolkien, wenn sie die Flora und Fauna der neuen Welt, Kataris genannt, beschreibt, aber es ergibt ein schönes, stimmiges Bild, das durchaus Spaß macht. Aber wenn man an den Stein denkt, der sowohl in der Wüste steht, als auch auf Kataris mitten in einem Wald, dann … Aber das ist Spekulation meinerseits.

Am Ende bleibt eine gut geschriebene, stimmige, vielschichtige Geschichte, die der Autorin Spaß gemacht hat zu schreiben. Und bei der ich Spaß hatte, sie zu lesen. Ich wette, beim nächsten WoC werde ich ein, zwei Geschichten etwas früher lesen als auf den letzten Drücker.

Wie immer verkünde ich, dass ich bei den Artikeln reinschaue, aber nicht immer kommentiere.

Auch, weil ich meistens reinlese, wenn der Einsendeschluss schon überschritten ist und ich nicht für alles die Zeit habe, die eigentlich angemessen wäre. Nun.

Hitzestau und Ladehemmungen,

Tiff

P.S.: Was macht Ihr noch hier? Ich bin fertig.

P.P.S.: Wirklich jetzt. Von mir kommt in diesem LB nichts mehr.

P.P.P.S.: Die Anime-Besprechungen, auf die Ihr wartet, haben jetzt eine eigene Rubrik. Wir sehen uns dort, versprochen. ^^V

Leserbrief von Roland Triankowski

Liebe Leserinnen und Leser,

es ist gute alte Tradition, einen WoC-Leserbrief hin und wieder mit dem Hinweis einzuleiten, dass man ihn auf den letzten Drücker fertiggestellt habe und sich daher sehr kurz fassen werde. So will ich es diesmal halten und erlaube mir, von einem mehr oder weniger ausführlichen Rückblick auf WoC 115 abzusehen und diese Zeilen lediglich für ein kleines Vorwort zu meinen Beiträgen in diesem WoC zu nutzen.

Herzlich Willkommen Vroni und Uwe!

Auf ein herzliches Willkommen an unsere beiden Neuzugänge möchte ich dennoch nicht verzichten. Ich freue mich sehr, dass mit Vroni und Uwe gleich zwei neue Schreiberlinge den Weg zu uns gefunden haben – und dann auch noch so fleißige. Schön, dass ihr da seid!

Feedback aus der Lesendenschaft

Nicht unerwähnt möchte ich außerdem lassen, dass unser fantastisches Fanzine – und namentlich die letzte Ausgabe 115 – Erwähnung in der Perry Rhodan Fanszene Nr. 57 in Heft 3225 gefunden hat. Es scheint mir, dass die gute Christina – ihres Zeichens Gastautorin in WoC 114 – ein wenig mit unserer neuen Darstellungsform hadert. Sie hat dennoch sehr nette Worte für uns und unser Tun gefunden. Vielen Dank dafür.

Dass wir für Feedback offen sind und schnell reagieren, kann unser treuer Mitleser Björn hoffentlich bestätigen. Auf seinen Wunsch gibt es das WoC auch weiterhin komplett in PDF-Form – und darüber hinaus jetzt auch in zwei E-Book-Formaten. Bleibt uns also weiterhin gewogen und scheut euch nicht, uns eure Wünsche kundzutun.

Meine drei Stories für WoC 116

Mit den zweiten Kapitel der Sternenfahrt erscheint hiermit mein erster Beitrag zur Round-Robin-Science-Fiction-Fortsetzungsgeschichte, die ich seit ein paar Jahren mit Alex “Tiff” Kaiser fortschreibe. Der Clou bei diesem Projekt: Jeder von uns beiden schreibt die Geschichte ohne Plan und Absprache voran. Einzige Regel: die Hauptfigur des Anderen darf nicht aus dem Spiel genommen werden. Ich hoffe, es gefällt euch.

Bei “Old Man Rhodan” geht es wie versprochen ebenfalls weiter. Wobei es entgegen meiner Hoffnung knapp wurde. Die Geschichte ist zwar grob zu Ende geplant, die letzten Zeilen dieses mittleren Blocks habe ich allerdings erst wenige Tage vor Einsendeschluss ausformuliert bekommen. Vom dritten und mutmaßlich letzten Teil ist zu diesem Zeitpunkt noch gar nichts geschrieben. Drückt mir die Daumen, dass ich die Geschichte zum kommenden WoC auch fertig bekomme. Aber nun erfreut euch erst einmal an den weiteren Abenteuern von Ernst Ellert in der fernsten Zukunft des Perryversums. Was will Nikki Rhodan wirklich von ihm? Und können Bully und Plofre dabei helfen? Vielleicht erfahrt ihr es in diesem WoC.

Mit der Neuauflage meiner bald 20 Jahre alten Perry-Rhodan-Geschichte “Die letzte Drangwäsche” will ich schließlich den guten Ben Calvin Hary ein wenig necken, schließlich hatte er bei der Titelwahl seines ersten offiziellen Erstauflagenromans eine ganz ähnliche Idee – um nicht zu sagen exakt dieselbe. Es sei ausdrücklich betont, dass dies ein Spaß ist. Ein solcher Titel ist im Perryversum äußerst naheliegend, Harys Roman hat einen komplett anderen Inhalt und ist selbstverständlich deutlich besser als meiner. Ich fand es schlicht ganz lustig, aus diesem Anlass – und aus Clickbaitgründen – meinen alten Text noch einmal auszugraben. Er erschien damals übrigens im Rahmen unserer kurzlebigen Reihe “Irregular Galaxy”, in der wir vier oder fünf Ausgaben lang abgeschlossene Kurzromane veröffentlicht haben. Lang ist’s her!

Aber nun wünsche ich euch allen viel Freude an “World of Cosmos” Nr. 116 und habt einen erholsamen Sommer!

Viele Grüße und ad astra,

Roland

Anime Appetizer von Alexander „Tiff“ Kaiser

Anime Empfehlungen zum 3. Quartal 2023

Auf, auf, Text Nummer zwei für die Rubrik: Aktuelle Anime.
Ich hoffe, die erste hat Euch gefallen; ich mache dann nahtlos weiter.

Zuallererst aber kommt ein Update.

Im letzten Quartal hatte ich berichtet, dass die RomCom (Romantic Comedy) Kubo-san wa Mob wo yurusanai, also übersetzt: „Kubo-san lässt mich kein Mob-Charakter sein“, abgebrochen wurde. Nach Folge sechs kam nichts mehr raus, und das fürs ganze Quartal nicht mehr. Nun aber, im Frühlingsquartal, werden die Abenteuer von Junta Shiraishi, der so unauffällig ist, dass sich nicht mal Automatiktüren für ihn öffnen, fortgesetzt. Wir sind bei Folge elf, und ich hoffe, jetzt werden hoffentlich alle Episoden erscheinen, um die komplette Staffel abzuschließen.

Der arme Junta, der nur von Nagisa Kubo und den anderen weiblichen Mitgliedern der Kubo-Familie wahrgenommen wird, kriegt damit seine volle Erzählung.

Wir erinnern uns: Spielt er mit seinem Baby-Bruder, denken die Leute, das arme Kind ist unbeaufsichtigt. Wird morgens die Anwesenheitsliste geführt, muss er einiges leisten, um wahrgenommen und nicht als abwesend geführt zu werden. Und selbst auf seinem Abschlussfoto der Grundschule wurde sein Foto nachträglich eingearbeitet, obwohl er deutlich sichtbar zwischen den Anderen steht, aber einfach nicht wahrgenommen wird.
Nun werden wir erfahren, ob Nagisa seinem Leben als Mob ein Ende setzt. Oder ob sie ihn dreisterweise einfach für sich behält.

Aber kommen wir zu den „Die neueste Folge gucke ich immer sofort“-Animes
Der erste ist: **Iseleve**. Eine der berüchtigten japanischen Abkürzungen wie Kono Suba oder Host Club. Meist verbirgt sich dahinter was Besonderes, so auch diesmal.

Yuuya hat es nicht leicht. Gehasst von den eigenen Eltern, traktiert von seinen beiden jüngeren Zwillingsgeschwistern, hat er nur seinen Großvater zum Freund. Dass er dick und unsportlich ist, hilft ihm auch nicht gerade, denn auch in der Schule hat er es schwer und wird traktiert.
Als Opa stirbt, vermacht dieser ihm sein Haus. Die Eltern versuchen, das Testament

anzufechten und das Haus selbst zu erben, aber Großväterchen hat den Vertrag absolut wasserdicht gemacht. Daraufhin entzieht die Familie Yuuya jedwelche Unterstützung, und er muss alleine im geerbten Haus leben, wo er sich mit Nebenjobs gerade so ernährt. Schulpflichtige dürfen ja nicht arbeiten.
Der Höhepunkt ist erreicht, als er auf dem Weg nach Hause Augenzeuge wird, wie die junge Kaori von Halbstarken bedrängt wird. Da niemand bereit ist einzugreifen, wäre es doch das Beste, auch nichts zu tun? Nein, das ist nicht Yuuyas Art, und obwohl er eine Tracht Prügel kassiert, erkauft er genug Zeit, dass die Polizei die Halunken vertreibt. Ohne den Dank des Mädchens entgegen zu nehmen geht er nach Hause.

Dort macht er eine wundersame Entdeckung, so als wäre seine Entscheidung zu helfen ein Wendepunkt im Leben. Opa hat im Haus eine Tür, die ins Nirgendwo führt. Er entdeckt sie hinter dem Spiegel, den er zertrümmert, weil er seinen eigenen dicken Anblick nicht mehr ertragen kann. Diese Tür führt nicht nach draußen – sondern in eine andere Welt, und dort in ein anderes Haus mit schmuckem Garten. Das Besondere: Der Gartenzaun ist eine starke Barriere, denn er steht im schlimmsten Monsterwald des Planeten. Das Haus selbst gehört einem lange verstorbenen Weisen, der Yuuya dieses Anwesen vermacht, kaum dass er es betritt. Somit gehören alle Mittel hier ihm. Unter anderem alle Waffen, die der Weise hier lagert, und mit denen er sich den Monstern stellt, welche die Barriere stürmen wollen.
Über Nacht geht mit ihm eine Verwandlung vor. Er wird schlanker und muskulöser, ohne es zu merken. Zerbrochener Spiegel. Aber der Trott in der Schule droht weiterzugehen, als seine Geschwister das übliche Mobbing gegen ihn inszenieren.

In diesem Moment unterbricht Kaori sie, das Mädchen, das er vor den Halbstarken bewahrt hat. Sie erkennt ihn sofort an den Augen wieder und bietet ihm an, auf eine renommierte Privatschule zu wechseln, die bekannt dafür ist, gute Charaktereigenschaften zu formen.

In der anderen Welt kommt es zu einem ähnlichen Ereignis. In der Nähe seines Hauses klingt Kampflärm auf, und Yuuya sucht die Quelle, nur um dahingeschlachtete Ritter zu finden. Das Monster, welches das getan hat, versucht gerade, die einzige Frau der Gruppe zu ermorden, und obwohl das Biest megastark ist und Yuuya schon seinen eigenen Tod sieht, ringt er sich durch einzugreifen.

Natürlich ein Isekai, natürlich Harem und Superheld mit eingebautem Cheatcode. Schon tausendmal gesehen, und das oft auch ideenreicher wie im Otome Game Mob Chara-Anime.

Aber: Yuuya ist nie ein anderer Charakter als vor seiner körperlichen Transformation. Er bleibt sich immer treu, ist bescheiden, rücksichtsvoll und aufrichtig. Vor allem aber hat er Angst, eine Menge davon, doch wieder und wieder ringt er sich dazu durch, sie zu überwinden, sich selbst zu besiegen. Und das ist es, was diesen Anime für mich ausmacht. Es ist eben kein einfacher Harem-Isekai, die Regie kriegt m.E. immer irgendwie die Kurve, sodass es nicht versandet oder zu Mary Sue-ig wird. Aber ja, er sammelt Skills wie andere Leute Briefmarken, und auch die Frauenherzen fliegen ihm zu. Aber nicht etwa, weil er plötzlich gut ausschaut, sondern weil er tut, was er tut. Nicht zu Unrecht der erste Anime, den ich hier empfehle.

Mashle: Der junge Mash Burndead ist, sagen wir, nicht gerade vom Vorteil verfolgt. In einer Welt, in der Jedermann Magie beherrscht, und man umso bedeutender ist, je mehr man beherrscht – jedem Kind wird bereits je nach der Stärke seiner oder ihrer Magie ein magisches Zeichen verliehen, oder zwei, oder drei - hat er Pech. Mash verfügt über absolut GAR KEINE Magie. Sein Ziehvater, der ihn als ausgesetztes Baby gefunden hat, versucht daher, ihn vor der Welt zu verstecken. Aber der junge Mash, der seinen Körper so leidenschaftlich trainiert, dass Son-Goku neidisch wird, hat eine Leidenschaft für Windbeutel, weshalb er - ohne Magiezeichen im Gesicht selbstverständlich – gerne in die nahe Stadt geht, um welche zu kaufen. Gefährlich, denn Magielose gelten als Systemfeinde und werden gejagt.

Einer dieser Jäger ist Brad Coleman, der zusammen mit seinen Männern erfahren muss, dass Magie nicht alles ist, wenn man Mash Burndead ist. Coleman, vom eigenen Leben enttäuscht, schlägt Mash einen Deal vor. Er wird Mash so lange nicht verfolgen, wie dieser erfolgreich versucht, auf die Easton Magieschule zu gehen, der renommiertesten Schule von allen, von der man sagt, aus ihren Reihen rekrutieren sich jene magisch begabten Leute, die als Rat gemeinsam das Land beherrschen. Gelingt es Mash, in ihre Reihen aufzusteigen, kann er das Gesetz ändern, das Magielose zu Ausgestoßenen macht. Er willigt ein und stellt sich der Aufnahmeprüfung, die aus allerlei magischen Hindernissen besteht. Zudem werden ihm noch zusätzliche weitere Hürden in den Weg geräumt, aber zumindest in der Prüfung hält nichts den Jungen mit dem Beatles-Haarschnitt und dem gestählten Körper auf. Also darf er auf die Easton Magieschule gehen und macht bald einen ersten Freund. Doch das ist nur der Anfang seines Weges, und alle seine erfolgreichen Feinde sind hochbegabte Magier.

Der zweite Anime, den ich (fast) immer sofort gucke. Absurd, aber witzig, kurzweilig und interessant. Ja, ein Aufbau-Manga wie bei Dragonball, aber mit Wahnwitz,

interessanten Charakteren, guten Sprechern, witziger Geschichte, und dankenswerterweise mal ohne Harem. Eindeutig eine Empfehlung von mir.

Isekai Shoukan wa nidome desu. Ein Isekai. Aber mal mit einer „besseren“ Idee. Setsu wird mit seiner gesamten Schulklasse in eine andere Welt beschworen. Um sie zu retten, natürlich. Was sonst? Der Haken? Er war schon mal da. Und er hat die Welt gerettet, indem er das Böse vertrieben und Freundschaft mit dem Dämonenkönig und dem Bestienkönig geschlossen hat. Nachdem ihm das gelungen war, hatte ihn aber jemand in eine Falle gelockt, die ihn zurück nach Japan gebracht hat. Aber nicht in sein altes Leben. Er wurde wiedergeboren. Als er erneut beschworen wurde, sind auf der fremden Welt Eclair nur fünf Jahre vergangen, während er ein ganzes, brandneues Leben gelebt hat.

Anstatt also wie seine Klassenkameraden quasi bei „null“ anzufangen, verfügt Setsu nicht nur über sein volles damaliges Potential, sondern er kennt sozusagen bereits das Gelände. Kaum, dass er davon hört, dass der Dämonenkönig (oder vielmehr Königin, ja, das ist diesmal wieder Harem) das Menschenland mit Truppen heimsucht, verlässt er die Anderen und sammelt seine Verbündeten von einst. Wobei sich ziemlich schnell herausstellt, dass einer von ihnen diesmal sein Feind ist. Touma, der Gleiche, der ihn in die Falle gelockt hatte, versucht diesmal, alles Leben von der Welt zu tilgen, denn keine Bewohner, keine Konflikte. Klingt irre? Hier fängt es erst an. Viel Zeit bleibt Setsu nicht, also reist er als Erstes zum Dämonenkontinent mit Hilfe der Meeresgöttin Leviathan, die ihm damals zur Seite gestanden hatte, und dies auch gerne wieder tut.

Mein Fazit: Witzige Idee, gut umgesetzt. Es scheint so, dass Setsu beim ersten Besuch ungewollt ein paar Frauenherzen gebrochen hat, vor allem damit, dass er spurlos verschwunden war. Und auch diesmal fliegen ihm nicht nur die Herzen der alten Flammen wieder zu, sondern auch neue.

Aber, und das ist der Knackpunkt, der Anime schildert die Situation von Dämonen und Bestien, die defacto die Aggressoren sein sollen, nicht als solche, sondern sie sind selbst Opfer. Es gibt mit Touma einen gemeinsamen Feind, der alle bedroht, und Setsus Aufgabe ist es, Menschen, Dämonen und Bestien gegen diese Gefahr zu vereinen. Das ist etwas, was mich zutiefst anspricht. So schreibe ich auch oft selbst. Klare Empfehlung meinerseits.

Rokudo no Onna-Tachi: Diesen Anime habe ich kaum gesehen, aber ich kenne den Manga, den ich online ziemlich weit verfolgt habe. Deshalb kann ich hierzu auch was sagen.
Der junge Tousuke Rokudo ist ein körperlich etwas hintenan hängender, aber

herzensguter Mensch auf der Highschool. Leider auf einer Highschool, die überquillt mit bösen Jungs und Mädels. Da haben er und seine beiden Freunde, der Colonel und der Manager, kein leichtes Leben.
Eines Tages erreicht Tousuke ein Memento seines verstorbenen Großvaters, das ihm Superkräfte verspricht. Eine Schriftrolle zaubert ihm ein merkwürdiges Zeichen auf die Stirn. Aber Superkräfte? Nichts. So wird er vom Klassenschläger auch prompt gleich verprügelt, als er seine neuen Kräfte ausprobieren will. Allerdings springt ausgerechnet dessen böse Freundin Tousuke zur Seite. Und nicht nur das, alle bösen Mädchen der Highschool scheinen plötzlich Shotacons zu sein und auf den schwächlichen Jungen zu fliegen. Denn das ist die Superkraft des Zeichens: Es macht dem Träger die bösen Mädchen gewogen.

Als Tousuke eines Tages Rinna Himawari über den Weg läuft, einer jungen Frau im Yankee-Stil, die auch schon mal eine feindliche Gruppe alleine auseinander nimmt, gerät sein Leben und das seiner Freunde vollkommen aus den Fugen. Aber ist es das Zeichen auf der Stirn, oder die Tatsache, dass Tousuke die gefürchtete und gehasste Schlägerin wie einen normalen Menschen behandelt?

Meine Meinung: Der Manga hat Spaß gemacht. Mal was anderes. Beim Anime wäre ich auch gerne schon sehr viel weiter. Aber es ist halt, wie es ist, wenn man den Manga schon kennt. Deshalb habe ich letzte Saison auch den Spy X Family-Anime gar nicht erst angefangen, weil ich beim Manga schon sehr viel weiter bin. (Steht neben mir im Regal.)

Der Anime kommt ähnlich ambitioniert rüber, und die Sprecher sind gut. Ja, das macht auch Spaß, und ich werde weiter gucken.

Sehr viel mehr Anime habe ich gar nicht geschaut. Ich hänge da einfach, und es war im Nachhinein viel zu schreiben im Mai und im Juni, das ging alles von der Animezeit runter.

Aber ich möchte ein paar Fortsetzungen erwähnen, die dieses Quartal rausgekommen sind. Ja, die habe ich alle in früheren Previews vorgestellt.

Ein neues Kapitel aufgeschlagen bekommen haben u.A.:

Kimetsu no Yaiba, die Geschichte um Dämonenslayer im Just-industriellen Japan.

Mobile Suit Gundan -The Witch from Mercury, die Geschichte der Überlebenden eines Massakers auf Merkur an einer Eliteschule für Kampfroboter.
Mahoutsukai no Yome, die Geschichte einer Sklavin, die von einem Magier als Braut gekauft wird (sie kommt in die Schule. Fragt nicht.).

Dr. Stone, die Erzählung über einen Neuanfang auf der Erde nach fünftausend Jahren Versteinerung der großen Mehrzahl der Bewohner und dem Kampf der Überlebenden um die Deutungshoheit, wohin die Menschheit sich richten soll.

Majutsuji Orphen. Der Waise, der an der Magie-Eliteschule gelernt hat und jetzt alle und jeden zum Feind hat bis auf die beiden Spinner, die sich seine Schüler nennen, während sie den Avatar eines Gottes aufklauben.

Kono Suba ni Sekai Bakuen wo: Keine Fortsetzung, sondern ein Spinoff von Kono Suba. Dieser beleuchtet die Schulzeit der durchgeknallten Loli-Feuermagierin Megumin, lange bevor sie Kazuma, die unfähige Wassergöttin Aqua und die masochistische Ritterin Dustiness Ford Lalatina aka Darkness kennenlernt. Ja, auch die ungeliebte, stets um ihre Anerkennung und Freunde kämpfende Yunyun ist dabei.

Appetizer von Bernd Labusch

Mit dieser Ausgabe des WoC möchte ich mich der neuen Tradition anschließen, die Kurzrezensionen und sonstige Erwähnungen aktueller Romane und Serien nicht mehr im Leserbrief zu präsentieren, sondern in einer eigenen Rubrik, den Appetizer.

TV-Serie: „The Ark“ von Syfy

Beim Thema TV-Serien möchte ich mich kurz halten, da Roland hier im WoC 115 das Meiste bereits präsentiert hat, was ich im Verlauf der letzten sechs Monate erwähnenswertes gesehen habe. Vor allem „The Expanse“ möchte ich jedoch ebenfalls gern empfehlen, wobei ich ja in den letzten Jahren bereits von Bully auf die Serie aufmerksam gemacht wurde, der sie seinerzeit bei der „Erstausstrahlung“ bereits für das WoC besprach. - Die dritte Staffel von „The Mandalorian“ fand ich hingegen nicht mehr ganz so gut, wie die ersten beiden Staffeln. Ich hatte tatsächlich den Eindruck, dass den Machern die Ideen für diese Serie ausgehen. - Doch auch ich hatte im letzten halben Jahr mein persönliches „guilty pleasure“ mit der Serie „THE ARK“ vom US-Sender „Syfy“. Die erste Staffel umfasste 12 Folgen. Sie wurden ab dem 1. Februar 2023 ausgestrahlt. Die deutsche Version auf dem deutschen Syfy begann am 22. Juni 2023, also nur wenige Monate später. Das amerikanische Syfy hat bereits eine zweite Staffel für die Serie bestellt, was bei manchen SF-Fans auf Verwunderung stieß, denn die Serie weicht in so ziemlich jeder Hinsicht vom üblichen Klischee für Serien des Senders ab.

Die Showrunner sind Dean Devlin, der vor allem für seine Projekte zusammen mit Roland Emmerich bekannt ist und der z. B. das Drehbuch für den Kinofilm „Stargate“ schrieb und Jonathan Glassner, der vor allem für seine Drehbücher für die TV-Serie „Stargate SG-1“ bekannt sein dürfte. Die Hauptstory mit dem übergeordneten Szenario erinnert prompt an die TV-Serie „Stargate Universe“. Die eingesetzte Tricktechnik ist eher effektiv und unauffällig als spektakulär und die Kulissen sind nicht aufwendiger als einst für die TV-Serie „Babylon 5“. Es besteht also der Verdacht, dass die Serie in der Produktion vor allem eines sein sollte, kostengünstig und übersichtlich!

Wer also vor allem Interesse an den modernen, Action geladenen und offensichtlich teuer produzierten SF-Serien aus dem „Star Wars“- oder dem „Star Trek“-Universum hat, ist hier absolut falsch. Es handelt sich bei der Serie eher um ein Kammerspiel mit etwas viel Protagonisten, von denen einige unterwegs verster-

ben und manche davon scheinen zunächst wichtig zu sein. Die Handlung dreht sich eher um die Frage „Wie kam es eigentlich zu dem Schiffsunglück mit dem die Handlung begann?“ und „Wer ist verantwortlich für das Geschehene und was verspricht er sich davon?“ Letztlich ist es zunächst also eher eine Kreuzung aus Schiffsunglück und Krimi im Weltraum.

Heftserie: „Perry Rhodan“

Bei der klassischen Heftromanserie „Perry Rhodan“ habe ich den Verlauf der Handlung in den letzten Monaten nur oberflächlich verfolgt. Das Szenario in der Haupthandlung im Umfeld der Galaxie Gruelfin der Cappins entsprach nicht unbedingt meinen Geschmack und zog sich etwas. Hinzu kam in den letzten Monaten ein massiver Zeitmangel. Mit Heft 3227 „Welt der tausend Transmitter“ geht es jedoch weiter in die Tiefen des Universums. Das nächste Fragment der Superintelligenz ES wartet in der Heimatgalaxie der Sorgoren alias Spaphu, mehr als 200 Millionen Lichtjahre von der heimatlichen Milchstraße entfernt. Soviel von der Idee als Folge der Hyperimpedanz in Zukunft nur noch kleine Brötchen in der Serien-Handlung zu backen. Okay, das Motiv ist schon lange in Vergessenheit geraten.

Es gab in der Serie jedoch durchaus einen kleinen Lichtblick mit drei Romanen, die mir besonders gefallen haben, die ich trotz Zeitmangels aufmerksam gelesen habe und die ich daher gesondert erwähnen möchte. Dies waren die Romane 3220 „Die Einsamen“ und 3221 „Ende einer Odyssee“ von Marc A. Herren sowie „Die letzte Drangwäsche“ von Ben Calvin Hary. Alle drei Romane spielen im Umfeld der heimatlichen Milchstraße. Im Zentrum der Handlung von Marc A. Herrens Gastromanen stehen Alaska Seadelaere und Gry O‘Shannon. Sie folgen der Spur des kosmokratischen Raumschiffs LEUCHTKRAFT und finden in einem uralten Kugelsternhaufen einen Planeten, der eine Art Menschenzoo beherbergt, der einst von ES angelegt wurde. In diesem Menschenzoo leben tausende Menschen, die im späten Mittelalter bzw. in der frühen Neuzeit entführt wurden und nun seit unzähligen Jahren auf zwei Inseln in zwei Städten leben und etwas Seefahrt betreiben. Eher überraschend ist das Treffen mit dem Mutanten Trim Marath, der seit etwa 1000 Jahren im Menschenzoo festsitzt. Schließlich erfahren sie noch, dass Vetris Molaud und Soynte Abil mit einem Beiboot der LEUCHTKRAFT sich auf den Weg in die Galaxie Spaphu begeben haben. Dort soll sich ein Fragment der Superintelligenz ES befinden. Wahrscheinlich werden sie dort auf Perry Rhodan treffen.

Roman 3222 ist der erste Roman von Ben Calvin Hary für die „Perry Rhodan“-Mutterserie. Mit den Romanen und seinen Ideen für „Perry Rhodan – Atlantis“ hat er jedoch bereits einige Erfahrung sammeln können. In seinem Erstlingswerk spielen Gucky und Icho Tolot die Hauptrolle. Sie und ihre Begleiter finden auf einem

Planeten in der Milchstraße das erste Fragment von ES, das auch tatsächlich geborgen werden kann. Darüber hinaus erfahren auch sie vom Fragment in der Galaxie Spaphu und machen sich auf den Weg dorthin. Der Bote von ES, der das von Gucky & Co. entdeckte Fragment bewacht, trägt den Namen Huram und ist ein recht absonderliches Wesen. In der Story tauchen zudem noch zwei weitere Haluter aus der Altersklasse von Icho Tolot auf, die jedoch keinen ZA-Chip tragen und daher vom Alter gezeichnet sind. Sie bewirken ein paar tragische Momente und Wendungen in der Handlung. Der Roman hat mir sehr gut gefallen. - Beim Querlesen bin ich übrigens darauf gestoßen, dass es in Gruelfin zwischendurch auch um die Vorgeschichte der Cappins ging und im Finale der der Handlungsebene gibt es einen Gastauftritt des vor langer Zeit in ES aufgegangenen Mutanten Ras Tschubai. Ich plane also diese Hefte irgendwann nachzuholen und aufmerksam zu lesen.

Heftserie: Perry Rhodan – Atlantis 2

Die zweite Atlantis-Miniserie hat mich nicht mehr ganz so gefesselt wie die Erste, ich habe die bisher erschienen acht Hefte jedoch stets kurz nach dem Erscheinen gelesen und für sehr gut befunden. Perry Rhodan und seine Begleiter haben mit ihren Aktivitäten in der Miniserie „Perry Rhodan – Atlantis“ aus dem vergangenen Jahr, in die Geschichte der arkonidischen Kolonie vor 10.000 Jahren eingegriffen und damit den Lauf der Geschichte massiv verändert. Die Superintelligenz Seth-Apophis ist wieder da und hat die Mächtigkeitsballung von ES übernommen und wohl auch ES selbst. Auf dem ersten Blick ist die Lokale Gruppe der Galaxien nun ein Paradies und Perry Rhodan überlegt, wie er in die gewohnte Welt zurückkehren soll, ohne diese neue Welt zu zerstören. In diesem Paralleluniversum hat ein gewisser Koomal Dom den Platz von Perry Rhodan eingenommen und trägt dessen Gegenstück zu seinem ZA-Chip. Der Atlan dieses Paralleluniversums ist eine verkrachte Existenz, dessen Zellaktivator deaktiviert wurde, wegen des ständigen Versagens seines Trägers. Der Träger darf jedoch wie ein Normalsterblicher weiterleben und altern. Doch Atlan sucht nun nach einem Ausweg. Schließlich spielen noch zwei junge Männer eine wichtige Rolle. Tyler Rhodan ist der Sohn von Caysey, der Babarin von Atlantis, die von Perry Rhodan und Sichu Dorksteiger mit auf die Zeitreise genommen wurde. Den Nachnamen Rhodan erhielt Tyler nur aus bürokratischen Gründen. In der Steinzeit trugen die Menschen noch keine Nachnamen. Tyler besitzt jedoch eine besondere Begabung. Er kann nicht nur in das originale Universum aus dem Perry und Sichu stammen blicken, sondern dieses sogar besuchen und Dinge daraus mitnehmen. Dann kommt es zur Katastrophe und ein ganzes Raumschiff mit dem originalen Atlan, Gucky und Icho Tolot an Bord versetzt es in das Paralleluniversum. Schließlich spielt auch noch eine Gruppierung aus Andromeda eine Rolle, die sich die „Sklaven der Insel“ nennt und wohl mit den „Meistern der Insel“ aus dem

heimischen Universum identisch ist. Tylers bester Freund Dante ist der Enkel einer Meisterin der Insel und hat seine eigenen Pläne. - Die Miniserie kommt diesmal ohne überraschende Wendungen in der Handlung und wilde Schauplatzwechsel aus. Dies führt dazu, dass die Handlung nun sehr viel stärker wie aus einem Stück wirkt.

Heftserie: Maddrax

Mit Heft Nr. 605 „Mabuta- der vielbeinige Gott“ von Ian Rolf Hill nahm die Handlung der Bastei-Serie eine überraschende Wendung. Der Roman erzählt nicht von einem Eingeborenenstamm im Amazonas-Urwald, der einen Stamm Wanderameisen unterworfen, dressiert und im eigenen Sinne umerzogen hat, sondern von einem Stamm Wanderameisen, der die menschlichen Einwohner eines Tafelbergs am Rand der Anden unterworfen, dressiert und im eigenen Sinne umerzogen hat. Allerdings haben auch die Ameisen gefährliche Feinde. Da sind die Technos an Bord des im Amazonas-Urwalds gestrandeten Flugzeugträgers NIMITZ und da ist ein riesiges Pilzmyzel, das sich an den Wanderameisen ein Vorbild nahm und diese nun in ihrer Existenz bedroht. Während Haaley als Geisel bei den Wanderameisen auf dem Tafelberg bleibt, wird Matthew Drax mit dem Amphibienpanzer PROTO ausgeschickt in der fernen kolumbianischen Stadt Medellin Verbündete und vor allem ein Gift gegen das Pilzmyzel zu besorgen. Der Weg nach Medellin ist lang und Maddrax kommt erst am Ende des Quartals am Ziel an. Als erste Station erweist sich eine Art Geisterhaus in einem Tal im Amazonas-Urwald. Der Roman Nr. 606 „Tod aus den Wassern“ stammt von Kolja van Horn, der bislang vor allem für Western bekannt ist und nun für „Maddrax“ seinen ersten SF-Roman verfasste. Allerdings besteht der Roman zum größten Teil aus Rückblicken auf die Vergangenheit des Orts. Es kam dort zur Katastrophe als die Einwohner mit Pflanzendünger experimentierten und es schließlich dazu kam, dass sich die Mikroben im Wasser zu einer Streitmacht zusammenschlossen und der Menschheit den Krieg erklärten. Natürlich nur im übertragenen Sinne und nach der nächsten Trockenzeit war Schluss. Doch es kam zu einer hohen Zahl an Opfern und Matt findet nur noch Ruinen vor.

Im nächsten Heft Nr. 607 „Das Haus auf dem Hügel“ von Lucy Guth, auch bekannt als Autorin von „Perry Rhodan“-Romanen macht Matt mit PROTO Station an einer alten Villa mitten im Urwald, die anders als die Ruinen aus Heft 606 noch komplett intakt ist. Bei den Einheimischen gilt die Villa als Geisterhaus. Tatsächlich ist es jedoch eine technische Wundermaschine, die sich selbst gepflegt hat und über einige überraschende Extras verfügt, wie z. B. ein Tor in andere Dimensionen durch das unregelmäßig und bevorzugt des Nachts Besucher erscheinen.

Auf dem Highway nach Bogota kommt es zu einem weiteren überraschenden Halt auf dem Weg nach Medellin. Band 608 trägt den Titel „Spiel um Öl“, stammt von Christan Schwarz und handelt von einem Fußball-Turnier in einem Gebiet, in dem

die Erdölforderung für Unbekannte ungebrochen weitergeführt wird als wäre nicht schon vor 500 Jahren die Welt wie wir sie kennen untergegangen. Die Sitten sind jedoch etwas rauer und so wird das Fußball-Turnier gemäß den alten Sitten und Gebräuchen der Azteken geführt, inklusive Menschenopfer und Matt soll mitspielen. Doch unser Held hat inzwischen Kolumbien erreicht und der Titel „Matt & Drugs & Rock'n'Roll" von Heft 609 vom selben Autor spricht Bände. Die Reise durch den Urwald erreicht damit ihren vorläufigen Höhepunkt.

Mit Heft 610 „Auferstehung des Bösen" von Ian Rolf Hill wechselt schließlich der Schauplatz. Es geht zurück zum ursprünglichen Handlungsschauplatz in der Nähe des Victoria-Sees in Ostafrika und zu den Soldaten der Dark Force unter dem Kommando von Colonal Kormak, der ein Erzfeind von Matt ist, allerdings zu Beginn der Handlung noch immer im Koma liegt, wohin ihn Haaley in Heft 599 befördert hatte. Die Soldaten der Dark Force werden jedoch von selbst unruhig, da Matt und seine Truppe bereits seit Monaten nichts mehr von sich hören ließen. Der weißhaarige, rotäugige Neo-Barbar aus einem Paralleluniversum namens Rulfan, macht sich ebenfalls Sorgen und will eine Rettungsaktion durchführen. Derweil plant der unsterbliche Franzose Pilâtre de Rozier zusammen mit seinem Sohn Victorius und den von ihnen kommandierten Fliegenden Städten die einstige Festungsstadt am Rande des Victoria-Sees zu erobern, nachdem der ursprüngliche Herr des Sees in Heft 599 besiegt wurde. Nur zur Erinnerung, dabei handelte es sich um einen außerirdischen Supermutanten.

In der Handlung der Serie geht es also Schlag auf Schlag und die Autoren haben scheinbar keine Angst vor seltsamen oder auch nur überraschenden Wendungen.

Heftserie: UFO-Akten

Die Serie hat Heft Nr. 46 „Die Mikromonteure" von Arndt Ellmer erreicht und es fehlt nur noch ein Roman aus der 1. Auflage aus den 90er Jahren, der noch nicht nachgedruckt wurde. Inzwischen lag der Abstand auch bei drei neuen Romanen bevor ein alter Roman folgte. Damit ist es wahrscheinlich, dass als Heft Nr. 49 der letzte Nachdruck erscheint und mit Heft Nr. 50 die Serie in völlig neue Gefilde vordringt, da man nun keine Rücksicht mehr nehmen muss, auf bereits existierende, aber noch nicht in der Nachauflage erschienene Romane. Bei den neu verfassten Romanen begannen Autoren wie Rafael Marques und Oliver Miller bereits damit eigene Fortsetzungsgeschichten zu entwickeln, in dem sie in ihren Romanen regelmäßig mehr oder wenige große Bezüge zu Ereignissen in älteren Romanen einbauten. Mit Heft 50 steht die Serie vor ganz neuen Dimensionen. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass weiterhin die TV-Serie „Akte-X" das große Vorbild ist.

Heft-, Buch- und Hörspielserie: Dorian Hunter

In der Heftserie „Dorian Hunter“, bei der es sich im Grunde um die 3. Auflage der Serie „Dämonenkiller“ aus den 1970‘er Jahren handelt, erschien zuletzt das Heft Nr. 126 „Der Tempel im Dschungel“ von Earl Warren, einer der wenigen Autoren jener Zeit, der noch unter den Lebenden weilt. Die aktuelle Handlung um die Yanus-Köpfe aus einem Paralleluniversum nähert sich dem Ende mit Heft 133. - Große Pläne werden bereits für Heft 134 gehegt und verkündet. Heft 134: „Niemandsland“ soll Teil eines Crossovers mit „John Sinclair“ und „Professor Zamorra“ werden. Die drei hierfür komplett neu verfassten Romane sollen von Uwe Voehl, Florian Hilleberg und Thilo Schwichtenberg stammen. - Und mit Heft 135 soll es dann losgehen mit dem Baphomet-Zyklus, der bislang nur in der Buchform vollständig erschienen ist. - Band 100 der Buchreihe nach Exposé von Michael Marcus Thurner wartet hingegen schon seit über drei Jahren auf seine Veröffentlichung und wird wohl noch ein weiteres Jahr darauf warten müssen. - Dafür erreicht die Hörspielserie „Dorian Hunter“ Ende des Jahres 2023 Ausgabe 50. Wobei es sich wieder um eine Doppel-CD handeln soll. Mit dem Hörspiel endet der Zyklus um Coco Zamis und ihren gemeinsamen Sohn mit Dorian Hunter und mit Hörspiel 51 beginnt der „Hekate“-Zyklus. Hekate war einst vor vielen Jahren in einem anderen Leben die Geliebte von Dorian Hunter und kann dies nicht vergessen. Nun strebt sie nach dem Amt als Oberhaupt der Schwarzen Familie und nach Rache. Das klingt jetzt irgendwie nach Seifenoper, aber davon darf man sich nicht täuschen lassen.

Heft- und Buchserie: Das Haus Zamis

Mit Heft Nr. 65: „Der Sohn des Dämons“ von Catalina Corvo übergab Dennis Ehrhardt die Betreuung der Leserseite und der Redaktion an Logan Dee alias Uwe Voehl, der seit einigen Jahren die Exposees zur Buchserie verfasst. Inzwischen ist die Heftserie übrigens bereits bei Heft 70 „Das Tor zur Nacht“ von Logan Dee selbst angelangt. Damit nähert sich die Serie langsam den Punkt in der aus der Serie in der Buchserie aus der Vorgeschichte von Coco Zamis in „Dorian Hunter“/“Dämonenkiller“ eine Serie wird, die in einem Paralleluniversum ohne Dorian Hunter spielt. - Die Buchserie „Das Haus Zamis“ läuft ebenfalls munter weiter mit im Durchschnitt zwei Büchern im Jahr. Inzwischen ist man bei Ausgabe 68 angelangt. Ein Buch enthält zwei bis drei Romane. Ausgabe 68 „Der Engel und die Hexe“ hat 206 Seiten Umfang und stammt von Logan Dee und Madeleine Puljic, letztere kennt man u. a. bereits von „Perry Rhodan“. - In der Zwischenzeit machen sich einige jedoch bereits Gedanken, was passiert, wenn die Heftserie die doch deutlich langsamer erscheinende Buchreihe einholt.

Weiteres:

Nur der Vollständigkeit halber möchte ich noch erwähnen, dass die Fortschreibungen der klassischen Heftroman-Serien in Paperback-Format von „Rex Corda“ und „Ad Astra -Chet Morrow“ beim Mohlberg-Verlag, von „Ren Dhark“ beim Bernt-Verlag und von „Raumschiff Promet“ beim Blitz-Verlag unverändert weiterlaufen. - Und ich habe hier sicher noch die eine oder andere Serie dieser Art zu erwähnen vergessen. - Hinzu kommt die Reihe mit Kolportage-Romanen von Robert Kraft beim Dieter-von-Reeken-Verlag. Auf „Das zweite Gesicht“ mit vier Hardcovern, folgte „Das Gauklerschiff“ mit weiteren vier Bänden und schließlich „Wir Seezigeuner“ mit erneut vier Hardcovern. Für die zweite Jahreshälfte 2023 ist bereits „Der Graf von Saint-Germain“ angekündigt, der jedoch nur zwei Hardcover als Sammelbände umfassen wird. Letzterer Kolportage-Roman basiert übrigens auf historischen Ereignissen und eine real lebende Person. Der reale Graf von Saint-Germain war quasi das Vorbild für historische Gestalten wie Casanova und vor allem Cagliostro und seiner Ehefrau und Mitstreiterin Lorenza Feliciani. Cagliostro soll sogar ein Schüler des Grafen selbst gewesen sein. Der Graf, Cagliostro und seine Ehefrau galten als Wundertäter, Alchemisten, Wissenschaftler, Abenteurer, Betrüger usw. Ihnen und Casanova wird nachgesagt das höchste Rätsel der Alchemie gelöst zu haben, wie man aus einfachen Quecksilber Gold herstellt. Darüber hinaus sollen sie unsterblich gewesen sein. So war Robert Kraft nicht der erste und nicht der letzte Autor, der sich mit ihnen beschäftigte. Laut den „Atlan-Zeitabenteuern“ von Hans Kneifel handelte es sich bei dieser Truppe um Cynos, uralte Außerirdische, die auf der Erde strandeten und dort unzählige Abenteuer erlebten und gelegentlich Atlans Weg kreuzten.

Sekundärwerk: „Vision und Verfall“ von Hans Frey

Der vierte Band über die Geschichte der deutschen Science Fiction von Hans Frey erzählt von der Historie des Genres in der DDR bis zur Wiedervereinigung 1990. Der Band ist nur halb so dick wie die Ausgabe über die SF im Westen dieser Zeit, aber deutlich dicker als der Band über die Geschichte des Genres im Kaiserreich bis 1918. Der Band dient vor allem der Orientierung und soll einen groben Überblick verschaffen für alle, die sich für die SF in der DDR interessieren, aber noch nicht wissen, wo sie anfangen sollen. Frey unterteilt dabei die Geschichte der SF in der DDR in vier Phasen von jeweils etwa einem Jahrzehnt, für die jeweils ein bestimmtes Thema typisch war. Phase I „Der utopische Produktions- und Betriebsroman“, Phase II „Der sozialistische Weltraumroman“, Phase III „Zeit der Wand-

lungen in der politischen Saragossasee“ und schließlich Phase IV „Die postutopische Vielfalt – Überwindung des (ideologischen) Perspektiv-Bewußtseins“.

Autorenvorstellung Christina Krüger

Da ich ja im WoC die kleine Nische der Fantastik bekleide, möchte ich den Lesern ein paar meiner liebgewonnenen Autorenkollegen und -kolleginnen nahebringen.
Ich beginne mit Christina Krüger.

Den ersten Kontakt hatten wir auf Lovelybooks in der Leserunde der Anthologie, in der ich mit einer Kurzgeschichte dabei war.

Das führte natürlich dazu, dass wir unsere Werke gegenseitig lasen.

Christina schreibt über sich selbst, dass sie seit ihrer Kindheit begeisterte Fantasyleserin ist und viele dieser abenteuerlichen Welten entdeckt hat. Auch sie musste irgendwann ihre Geschichten niederschreiben und ihr eigenes Universum erschaffen.

Im echten Leben findet man Christina mit ihrer Hündin an prasselnden Lagerfeuern und in der Natur. Als Biologin ist sie ein echter Naturmensch, der aus tiefster Seele die kleinen und großen Abenteuer der Wildnis erlebt. All das ist die Quelle ihrer Inspiration.

Im Sommer 2019 hat sie sich schließlich einen Kindheitstraum erfüllt und sich auf die Suche nach den Giganten der Meere gemacht. Sie arbeitete als Biologin für einen Sommer auf einem Wal-Safariboot auf den Vesteralen, Norwegen.
Mitternachtssonne, Wale, raue See und unzählige Abenteuer. Daraus mussten einfach Geschichten entstehen.
Im folgenden Winter führte sie ihr Weg noch weiter nach Norden, nach Tromsø. Dort arbeitete sie auf einer Huskyfarm als Tourguide.
Einen ganzen Winter in Dunkelheit und Schnee.
Sie erzählt, dass sie dies gar nicht als «dunkel" empfand. Das Licht der Wintersonne übersteigt ab Mitte November nicht mehr den Horizont. Die Tage waren wohl nicht sehr lang, Christina wurde aber durch Nordlichter, Vollmondnächte, einer Stirnlampe und 300 Huskys belohnt.
Die Inspiration aus dieser Zeit ließ sie in ihr Projekt «Aurora" einfließen. Ihre Begeisterung für die Kultur der Sami, den Ureinwohnern des Nordens, die für ihre Rentierzucht bekannt sind, flossen in dieses Projekt, genau wie Christinas Erlebnisse, die Legenden um die Nordlichter und die samische Kultur.

Christina Krüger findet ihr auf ihrer HP:
https://www.christina-kruger-autorin.com/

bei Lovelybooks
ttps://www.lovelybooks.de/autor/Christina-Kr%C3%BCger/

bei Facebook
https://www.facebook.com/autorenseiteckruger/?locale=de_DE

bei Instagram
https://www.instagram.com/stories/highlights/17915382980729298/

Goodreads
https://www.goodreads.com/author/show/8524205.Christina_Kr_ger?from_search=true&from_srp=true

bei was liest du

https://wasliestdu.de/buch/9783754136713/christina-krueger/goetterverse-arthemos-klagelied

bei Amazon
https://www.amazon.de/Christina-Kr%25C3%25BCger/e/B01N20KM4P?ref=sr_ntt_srch_lnk_1&qid=1686331718&sr=8-1

Ihre Veröffentlichungen sind:
die vier Bände der Götterverse

- Arthemos Klagelied
- Ballade der Nacht
- Hymne des Lichts
- Schicksalsklänge

Weitere Veröffentlichungen als Jugend- und Kinderbuch

Fin und die Schneewölfin (zweisprachig)

Mission: Wir retten Prinz Leon *

das oben angesprochen neue Projekt (01.06.2023)

Aurora

Ebenso neu (04.06.2023)

Sohn der Dämmerwölfin - Tribut 1

* hier habe ich an der Leserunde teilgenommen. Wen es interessiert - hier meine Rezension
https://www.lovelybooks.de/autor/Christina-Kr%C3%BCger/Misson-Wir-retten-Prinz-Leon-7282507315-w/rezension/7897131049/

Die Welten des Magnus Ridolph

(OT: The Many Worlds Of Magnus Ridolph)
von Jack Vance

Heyne 4053
256 Seiten, TB (1984)
Aus dem Amerikanischen von Lore Strassl
ISBN 3-453-30996-0

Manchmal muss man gar nicht so weit blicken und graben, um auf Gold zu stoßen, sondern man hat es geradewegs vor Augen – so erging es mir mit diesem Buch, das ich im September 1988 erwarb und dann die nächsten gut 30 Jahre ungelesen von einem Regal ins nächste schob und mir sagte: Irgendwann, Jack, wird schon die Gelegenheit kommen, mich um dieses Werk zu kümmern. Vermutlich wurde ich durch die schlichte Tatsache von dem Lesevergnügen abgehalten, dass ich Magnus Ridolph nicht kannte. Andernfalls hätte ich das Buch sicherlich noch im gleichen Monat des Kaufes verschlungen.

Nun, das Schöne an Büchern ist, dass sie, zumal dann, wenn es sich bei ihnen um ausgesprochen zeitlose Werke handelt, weniger stark altern als die Leser, und dass das Lesevergnügen allerhöchstens dann verblasst, wenn die Inhalte von der Geschichte überholt werden (etwas, was mir bei älteren Sachbüchern und Zeitschriftenartikel häufiger widerfährt). Magnus Ridolph als Figur gehört aber zu jener Form von nachgerade archetypischen Charakteren mit einem ausgeprägten Eigenleben, dass ein Verhalten der Geschichten quasi unmöglich ist. Wir haben es hier ja auch nicht mit einem solchen Kontext zu tun wie bei Sherlock Holmes, der ewig in dem Zeitfenster zwischen 1870 und 1930 verharren wird, das an sich wenige Veränderungen zulässt.

Magnus Ridolph ist ein Mann der weit entfernten Zukunft, und seine Spielwiese ist ein von vielfältigen Alienkulturen bevölkertes Sternenreich der Menschheit in der ferneren Zukunft (das er nie genau zeitlich einordnet, und daran tut er gut!). Genau genommen ist Magnus Ridolph, der stämmige Mann mit dem operettenhaften weißen Spitzbart, jemand, den man leicht unterschätzt und den übel gesonnene Zeitgenossen gern übervorteilen und in wirtschaftliche Probleme stürzen wollen. Dummerweise weiß sich dieser Mann zu wehren, denn er ist nicht umsonst

einer der besten Detektive der Galaxis – und zudem jemand, der dann auf recht unorthodoxe Weise seine Fälle löst und in der Regel auch für ausgleichende Gerechtigkeit sorgt.

Dieser Band enthält die gesammelten 8 Geschichten um Magnus Ridolph, die Vance zwischen 1966 und 1980 verfasste, und ich zögere nicht zu gestehen, dass ich in den meisten aus dem vergnügten Kichern nicht mehr herauskam. Zum einen enthalten die Geschichten üblicherweise recht vertrackte logische Probleme oder kriminalistische Problemfälle, die auf den ersten Blick schwer bis nicht lösbar erscheinen. Zum anderen wimmeln sie von bizarren Welten und noch weitaus exotischeren Alienwesen, fremden Kulturen und eigentümlichen Bräuchen. Ob es dabei um Müllbeseitiger, fromme Mörder, intelligente Sardinen oder noch seltsamere Dinge geht.

Werfen wir am besten mal einen Blick in die hier gesammelten Fallstudien:

„Die Kokodkrieger“ ist die mit Abstand längste Novelle des Bandes. Magnus Ridolph, von zwei Geschäftspartnern übervorteilt und geprellt, ist ziemlich abgebrannt, als ihn Martha Chickering, die Schriftführerin der Frauenvereinigung zur Erhaltung von Sitte und Ordnung aufsucht und ihm den Auftrag erteilt, dem Kokod-Syndikat das Handwerk zu legen. Es handelt sich dabei um eine Vereinigung auf dem Planeten Kokod, die mit Wetten auf kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den dort beheimateten Stämmen Gewinne erzielt. Bei den blutigen Konflikten kommt es regelmäßig zu zahlreichen Todesfällen. Mrs. Chickering findet das ungeheuerlich und will, dass das aufhört.

Nun, das könnte schwierig sein, gesteht Ridolph, der sich über das Thema schlau gemacht hat. Denn die Kokod-Krieger sind eine von Natur aus kriegerische Spezies, und die sehr ernst gemeinten Kämpfe der Sippen gegeneinander sind ein bevölkerungspolitisches Regulativ. Ohne eine genetische Behandlung, die das gesamte Volk betrifft, könne man da kaum Abhilfe schaffen … aber dann erwähnt die Klientin, dass zwei Personen namens Bruce Holpers und Julius See die Verantwortlichen sind, die das Schattentalhotel auf Kokod betreiben, wo diese Wetten stattfinden. Und wie es der Zufall will, sind das die betrügerischen Geschäftspartner, die Ridolph um sein Vermögen gebracht haben.

Obgleich die Wahrscheinlichkeit sehr gering erscheint, in diesem Fall erfolgreich sein zu können, nimmt der Detektiv also die Herausforderung an und begibt sich ins Schattentalhotel. Und sehr seltsame Dinge passieren …

„Der unnennbare McInch“ ist ein Verbrecher von atemberaubender Dreistigkeit, der auf dem Planeten Sclerotto sein Unwesen treibt. Die Unikultur-Mission beauftragt Ridolph, den Verbrecher ausfindig zu machen und nach Möglichkeit auszuschalten.

Aber niemand auf diesem kläglichen, völlig überbevölkerten und von bizarren Aliens nur so wimmelnden Flecken Welt weiß, wer McInch ist, nicht einmal, ob es sich dabei um einen Menschen handelt. Dass es ihn gibt, ist aber durch Diebstähle und zahlreiche Tote bezeugt, die auf sein Konto gehen.

Ridolph beginnt also zu ermitteln und befragt nacheinander die Polizisten, die asselgestaltigen Postboten, den Aas fressenden Müllmann und den nicht minder unmenschlichen Bankier, der bestohlen worden ist. Und schließlich ist er sich sehr sicher, wer McInch ist und ruft die Verdächtigen zusammen, obgleich er scheinbar gar nichts in Erfahrung gebracht hat …

„Die heulenden Schlinger“ stellen eine Gefahr dar, die Magnus Ridolph unbekannt ist, als er sich von Gerard Blandham eine Plantage mit prachtvollen Ticholama-Pflanzen zu einem ausgesprochenen Schnäppchenpreis aufdrängen lässt. Blandham ist nach eigenen Worten derzeit in einer finanziellen Klemme, andernfalls hätte er diese Plantage, die doch so ertragreich ist, niemals verkaufen wollen. Alles scheint also mit rechten Dingen zuzugehen. Nur jenseits des Feldes befindet sich ein komischer Streifen Brachland, der bei Ridolphs zweitem Besuch irgendwie größer geworden zu sein scheint. Und Blandham hat es auch ungewöhnlich eilig, das Geschäft abzuschließen.

Kaum hat er sich aus dem Staub gemacht, wird die Schattenseite des Kaufes sichtbar, und die könnte Magnus Ridolph nicht nur um die Plantage bringen, sondern auch das Leben kosten …

Auch in „Der König der Diebe“ ist Magnus Ridolph, von der Plantagengeschichte gründlich weit entfernt, dabei, ein neues Gewerbe zu erkunden. Diesmal geht es um wichtige Kristallvorkommen auf dem Planeten Moritaba, einer Welt, deren Bewohner als notorische Diebe gelten. Ridolph möchte mit dem König der Diebe, Old Kanditter, einen Geschäftsvertrag aufsetzen, um diese Kristallvorkommen ausbeuten zu können. Dummerweise ist er darin nicht allein, sondern hat Konkurrenz von dem intriganten, hinterlistigen Ellis B. Mellish, der ihn zu einer leichtsinnigen Wette veranlasst. Natürlich weiß auch Mellish von der Langfingertendenz der Bewohner des Planeten und meint, wer am Ende der Woche noch mehr von seinem eigenen Hab und Gut habe, werde letztlich das Geschäft mit Old Kanditter machen.

Ridolph wittert schon Schwierigkeiten und wird in der Tat bereits bestohlen, kaum dass er in der Unterkunft angekommen ist. Und Mellish macht ihm auch anderweitig das Leben schwer. Aber der Detektiv wäre nicht der Mann, der er ist, wenn er nicht selbst auch noch Geheimtricks aufzubieten hätte …

Ein „Kurort zwischen den Sternen“ ist die Welt unter der Sonne Eta Pisces nur in den Prospekten. Das wissen Joe Blaine und Lucky Woolrich, die höchst unglücklichen Betreiber eines neu errichteten Touristen-Resorts mit allen erdenklichen Schikanen, nur zu gut. Denn nach der problemlosen Errichtung des Komplexes hat sich alles in einen Alptraum verwandelt: „Neun Badegäste gleich am ersten Tag von Seekäfern getötet! Die Gorillawesen, die diese Mädchen in den Dschungel zerrten! Ganz zu schweigen von den Flugschlangen und Drachen …“

Nein, ein Idyll sieht deutlich anders aus. Das Resort ist wie leer gefegt, und dies aus gutem Grund. Aber die Ursache für all das verstehen die beiden nicht. Und so engagieren sie Magnus Ridolph, der die Geschichte aufklären soll. Irgendetwas hier ist faul, aber es ist nicht ersichtlich, was. Offenbar, kommt bald zutage, hat es irgendetwas damit zu tun, dass die hiesigen Einheimischen, die beim Bau des Hotels halfen, die friedlichen Mollies, sich seither wieder in ihre Dschungeldörfer zurückgezogen haben. Blaine hat eine Idee, was die Ursache gewesen sein könnte – aber die Umsetzung dieser Idee kostet Magnus Ridolph fast das Leben …

Die Story „Gnadenstreich“ ist leider die schwächste in der Sammlung, und das hat mit dem bedauerlich verräterischen Titel zu tun, sowohl im Englischen wie im Deutschen. Magnus Ridolph befindet sich auf einem Raumhabitat, das man als „die Nabe“ bezeichnet, ein exterritorialer Raum, auf dem sich multiethnische Begegnungen ereignen. Hier kommt er durch einen Zufall – er ist nur Tourist auf der Durchreise – mit dem Anthropologen Lester Bonfils in Kontakt, der mit drei paläolithischen Eingeborenen von S-Cha-6 auf Reisen ist. Bonfils macht einen gequälten Eindruck, und das hat mit seinen Erlebnissen auf einer Welt namens „Journeys End“ zu tun. Hier hatte er, dem Vernehmen nach, ein intimes Verhältnis mit einer Eingeborenen. Und seither wird er nach eigenen Worten von Feinden verfolgt, die ihm nach dem Leben trachten.

Magnus Ridolph kann ihm nicht helfen, er nimmt gegenwärtig keine Aufträge an.

Am nächsten Morgen ist Lester Bonfils tot, ermordet in seiner eigenen Unterkunft, direkt vor den drei im Käfig befindlichen paläolithischen Eingeborenen. Der Betreiber der „Nabe“, Pan Pascoglu, bittet Ridolph inständig um Hilfe, und binnen kürzester Zeit ermittelt der Detektiv zehn mögliche Verdächtige, darunter jene Frau namens Fiamella der Tausend Kerzen, die Bonfils den Tod angedroht hat. Offensichtlich die Person, die am meisten verdächtig erscheint. Ridolph kommt aber nach der Vernehmung der Verdächtigen zu einem anderen Schluss …

„Die manipulierten Sardinen“ ist mit Abstand die bizarrste Geschichte, wie ich fand. Es ist eher ein Zufall, dass der Detektiv auf diese seltsame Sache stößt. Er wird von

seinem Freund Joel Karamor zum Essen eingeladen, und zum Dessert gibt es – für mich einigermaßen befremdlich – Sardinen und Kaffee. Es IST auch befremdlich, denn beim Öffnen explodiert die Sardinendose.

Karamor gibt zu, dass dies der wesentliche Grund dafür ist, seinen Freund gerufen und zum Essen eingeladen zu haben. Die Sardinen stammen vom Planeten Chandaria, wohin sie einst exportiert wurden und prächtig wachsen und gedeihen. Auf wundersame Weise sind die von dort importierten Sardinen deutlich preiswerter und qualitativ besser als die irdischen. Wenn nur nicht in letzter Zeit so bizarre Unglücksfälle vorkommen würden.

Karamors Geschäftspartner auf Chandaria, George Donnels, ist dort für die Fischzucht und Verarbeitung zuständig. Und als Magnus Ridolph sich dort in der Tarnung eines einfachen Arbeiters einfindet, stellt er alsbald fest, dass eigentümliche Sachen vor sich gehen. Die Sardinen werden beispielsweise von Leitfischen in die Verarbeitungsanlagen geleitet, die Leitfische selbst entschwinden aber durch eine Seitenluke aus der Falle und kommen so mit dem Leben davon. Und warum führt Donnels in der Lagune vor der Fabrik Sprengungen durch? Irgendetwas ist hier in der Tat sehr seltsam. Und es erweist sich als lebensgefährlich, dem Rätsel auf die Spur zu kommen …

In der letzten Geschichte geht es um „Das mysteriöse Verschwinden“. Magnus Ridolph, der gerade mit einem Alien-Zoo Schiffbruch erlitten hat und von Gläubigern verfolgt wird, erhält unerwartete Schützenhilfe von dem bärbeißigen Industriemagnaten Howard Thifer. Als Thifer Ridolphs Schulden tilgt, ist der Detektiv sozusagen engagiert und landet alsbald mit dem Industriellen auf dessen Planeten Jexjeka, einer kargen und eigentlich unbewohnbaren Felsenwelt in einem Drei-Sonnen-System. Thifer hat hier vier Oasen errichtet, A, B, C und D genannt, wo er Arbeiter angesiedelt hat und Minen ausbeutet. Sein Problem besteht darin, dass in den Oasen C und D mit einer gespenstischen Regelmäßigkeit nach jeweils 84 Tagen alle Bewohner spurlos verschwinden. Er kann es sich nicht erklären und meint nun gelassen, Magnus Ridolph habe drei Möglichkeiten, wie er die Angelegenheit angehen könne: Erstens könne er den Fall des Verschwindens lösen. Zweitens könne er seine Schulden, die Thifer ja für ihn getilgt hat, in monatelanger Minenarbeit abarbeiten. Oder er könne, drittens, wie die anderen Arbeiter kurzerhand spurlos verschwinden.

Ridolph entscheidet sich verständlicherweise für Variante 1. Aber das Rätsel scheint undurchdringlich. Und dann hält er sich in einer der genannten Oasen auf, als der 84. Tag anbricht …

Es ist eine pralle, farbenprächtige Welt, die Jack Vance hier vor dem Leser aufspannt, eine reiche Welt fremder Kulturen, bizarrer Lebensformen, exotischer Settings und Gebräuche, in denen er sich mit kulturanthropologischer Belesenheit und gründlicher Vorabinformation im steten Kampf gegen Vorurteile und heimtückische Betrüger befindet. Die Lösung seiner Fälle ist nie ohne einen gewissen Witz, manchmal – etwa im Fall der Sardinengeschichte – entbehrt sie sogar nicht ökologischer Aspekte. Es sind, nach meinem Geschmack, auch ungeachtet ihres Alters von z. T. mehr als 50 Jahren, gerade aufgrund der Tatsache, dass sie nicht an landläufiger Technologie festgemacht sind oder in vertrauten Umgebungen spielen, die unangemessen schnell altern können, zeitlose Werke, die man auch heute noch mit Vergnügen und gelegentlichem Gewinn lesen kann. Gerade die psychologische Ausleuchtung der Protagonisten und ihre logischen Kurzschlüsse sind immer wieder äußerst erfrischend.

Schade fand ich, dass Vance allein schon im Titel „Gnadenstreich“ die Lösung der Geschichte vorweggenommen hat. Allein wer des Französischen nicht mächtig war („Coup de Grace“ war der OT), hat vermutlich die Lösung nicht sehr zeitig erkennen können.

Alles in allem gelingt es Vance aber in dieser Sammlung von Geschichten, für Storysammlungen und Anthologien definitiv eine Lanze zu brechen. Es mag sein, dass sich Romane besser verkaufen, aber ich versichere euch, dass diese Vance-Kurzgeschichten schon genügend Gehalt aufweisen, um es mit durchschnittlichen Romanen von 200 Seiten Umfang locker aufzunehmen. Es lohnt sich, sie im Tempo von einer Geschichte pro Tag genüsslich zu konsumieren. Und als sehr zufriedener Leser am Ende das Buch zu schließen und sich vorzunehmen, alsbald das nächste Werk des leider schon verstorbenen amerikanischen SF-Autors zu verschlingen.

© 2019 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 6. Dezember 2019

Dungeons and Dragons: Ehre unter Dieben

Eine Rezension von Alexander Kaiser

Ich gebe zu, man wird sicher mittlerweile überschwemmt von Rezensionen zu diesem Film mit Chris Pine und Michelle Rodriguez. Zu Recht! Denn, das will ich vorweg nehmen, der Film ist kurzweilig, witzig, spannend, aufregend, super inszeniert, gut durchdacht, und vieles mehr.

Aber beginnen wir mit dem Offensichtlichen. Beginnen wir mit einer kurzen Rezension des Films.

Am Anfang steht ein ehemaliger Harfner, einer Geheimorganisation, die dezentral und in Zellen oder einzeln versucht, die Welt vor dem Bösen zu beschützen. Das hat Edgin Darvis nicht davon abgehalten, mit seiner Kampfgefährtin Holga Kilgore, einer Barbarenkriegerin, sowie weiteren Verbündeten, die Tafel der Erweckung zu stehlen. Das Ergebnis: Bis auf Forge Williams und die Magierin Sofina landet die Gruppe wegen Einbruchs im Gefängnis.

Nach zwei langen Jahren, bei der Bewährungsanhörung, die durchaus positiv für Edgin und Holga verläuft, geht dieser lieber auf Nummer sicher und bringt einen der Magistrate, einen flugfähigen Drachen, in seine Gewalt und bricht zusammen mit Holga aus.

Sein erster Weg führt ihn zurück nach Hause, wo seine Tochter auf ihn warten sollte. Sie ist fort. Aber es gibt Hinweise, dass Forge sich ihrer angenommen hat. Dieser ist mittlerweile Lord von Niewinter und plant die Wiederaufnahme der gefährlichen, jedoch beliebten Spiele, einer Art Teamkampf durch magisch erschaffene Dungeons. Aber abgesehen davon, dass er nun eine große Nummer ist und Sofina immer noch an seiner Seite hat – es war ihr Zauber, der die beiden in den Knast beförderte – redete er Kira, seiner Tochter, erfolgreich ein, Edgin hätte es auf die Tafel des Reichtums abgesehen, diese gefunden und sie dann zurückgelassen. Edgins Beteuerungen, dass er die Tafel der Wiedererweckung gesucht hat, um Kiras Mutter, seine Frau, wiederzuerwecken, die von Harfnerfeinden getötet wurde, fruchten nicht. Doch die Tafel, sie muss in Niewinter sein, genauer gesagt in der Schatzkammer des Lords. Edgin und Holga beschließen, einen neuen Coup zu starten, und der muss

diesmal erfolgreich sein. Dafür brauchen sie Verbündete. Alte loyale Freunde oder solche, die Niewinter und Forge im Besonderen hassen, gibt es einige.

Während sich also die Stadt auf die Spiele vorbereitet und Edelleute und Gold und Reichtum für das parallel laufende Casino-Geschäft anzieht wie die Scheiße die Fliegen, versuchen Edgin, Holga, der Magier Simon und die Druidin Kira ein Artefakt zu beschaffen, welches ihnen Zugang verspricht: Der Helm der Auftrennung, welcher seinem Träger Macht und Unsichtbarkeit beschert. Der wurde zuletzt in einer Schlacht gesehen. Was sie auf Umwegen nicht nur auf die Spur des Helmes bringt, sondern auch zur Bekanntschaft des Paladins Xenk Yendar führt, einem berühmten, geachteten Abenteurers, denn der hat den Helm nach der Schlacht versteckt. In einem Dungeon. Einem gefährlichen Dungeon. Und als wäre das noch nicht genug, haben die Roten Magier, die einst Edgins Frau getötet haben, sich auf seine Fährte gesetzt, denn der ehemaliger Harfner stört ihre Pläne. Pläne, die sie mit den Spielen und mit der Stadt haben.

An dieser Stelle breche ich die Rezension ab. Anstelle die ganze Handlung nachzuerzählen, möchte ich lieber eine ganze Menge Dinge bewerten, die den Film so sehenswert machen. Oh, ich wünsche mir eine Fortsetzung. Es muss nicht mit der gleichen Besetzung sein, obwohl das grandios wäre, denn in den Forgotten Realms gibt es sehr viel zu erleben. Es muss halt nur dort spielen, und jede beliebige Abenteurergruppe würde mit so einer Regie und so einem Drehbuch einen wunderbaren Film abliefern.

Aber zurück zur Rezi. Ja, der Film hat mir außerordentlich gut gefallen. Ich hatte nie das Gefühl, eine Szene passt nicht hinein, oder der Film wird in sich unstimmig. Fragen, die man sich stellt, beantwortet der Film später. Und er strotzt nur so vor Humor.

Beginnen wir mit Edgin. Mitglied der Geheimorganisation Harfner. Ein kleiner Dieb und schlechter Sänger mit großem Herzen und Sinn für Gerechtigkeit, einer netten Frau und einer süßen Tochter. Ein kleiner Fehltritt, als er bei der Verhaftung eines Roten Magiers einen Goldbarren mitnimmt, beschert ihm den Tod seiner Frau. Denn die Roten Magier markieren ihre Schätze, und als sie für den Goldbarren kamen, war er nicht Zuhause, jedoch seine Frau. Zum Glück interessierte diese Leute nur das Gold und die Rache, sodass seine neugeborene Tochter in einem Versteck überlebt hat.

Ziemlich zerstört und am Boden fängt ihn ausgerechnet die Barbarenkriegerin Holga wieder auf. Eine mürrische, fast eklige, bärenstarke und kampfgewandte Frau, die schon mal zum Schmerz im Arsch von Edgin werden kann, die Rolle als Kiras

Ersatzmutter aber mit Liebe und Hingabe übernommen hat. Sie muss einen extra großen Narren an Vater und Tochter gefressen haben, denn sie unterstützt Edgin sogar beim Versuch, die Tafel der Auferweckung zu stehlen und geht sogar mit ihm in den Knast.

Der nächste Charakter ist Forge, ein Wendehals, ein Opportunist, einer von den Dieben, die nicht jemandes Taschen leeren, sondern dessen Konto. Also perfekt geeignet für das Amt des Lords von Niewinter, der Prototyp eines populistischen Politikers. Warum er Kira nach dem misslungenen Raubzug – fast misslungen, denn er hat die Tafel ja – aufnahm und selbst zwei Jahre lang groß zog, als Tochter des Stadtlords, weiß man nicht. Vielleicht alte Loyalität, vielleicht Angst, allein zu sein, vielleicht auch nur, weil er wenigstens etwas Gutes tun will. Auf jeden Fall verhindert er mit Lügen und Intrigen, dass Kira die Wahrheit erfährt und plant auch später, mit ihr zu fliehen.

Sofina, die sich SPOILER als Rote Magierin entpuppt, hat ihre ganz eigenen Pläne, vor allem mit einem anderen Artefakt aus dem desaströsen Raub. Und es stellt sich heraus, dass sie und Forge sich in einer Art Ehre unter Schurken gegenseitig respektierend gegenseitig ausnutzen, ohne den anderen zu vernichten.

Simon ist ohne jeden Zweifel ein hochbegabter Magier der Extraklasse. Leider ist sein Selbstwertgefühl das eben nicht. Somit ist er sich selbst das größte Hindernis. Und zwar ein sehr erfolgreiches Hindernis.

Doric, die Druidin mit der Fähigkeit, Tierkörper anzunehmen, ist ein heller Kopf, eine schnelle Denkerin. Sie fügt sich relativ schnell in die Vierergruppe ein, hat aber vor allem ein eigenes Ziel, nämlich den nahen Wald vor dem Einfluss von Niewinter zu beschützen. Den hiesigen Stadtlord zu schwächen tut genau das, und genau deshalb schließt sie sich der Gruppe an. Aber zweifellos der interessanteste Charakter ist der Paladin Xenk Yendar. Er entkam in der Nation von Thay dem großen Massaker, bei dem die Stadtherren mithilfe des roten Nebels ein Heer williger und unsterblicher Zombies erschufen, die ihnen dienten. Diese einschneidende Erfahrung, bei der er seine gesamte Familie verlor, hat ihn geprägt, sodass er das heilige Gelübde ablegte, dem Guten zu dienen und den Schwächsten zu helfen. Bewundert, berühmt und bei seinen Feinden gefürchtet. Beinahe ist es ein Wunder, dass er sich der Quest anschließt, um den Dieben zu helfen, zu stehlen, was sie stehlen wollen. Aber von vorne herein sieht er etwa in Edgin, was dieser selbst in sich nicht mehr sieht, oder nicht mehr sehen will.

Was hat mir besonders gefallen? Wieder SPOILER.

Während die Gruppe den Helm jagt, befragt sie einen Toten der Schlacht, in der er verschwand. Fünf Fragen, dann ist er wieder tot. Die Szene sollte morbide sein, aber

sie ist vor allem eines. Nämlich verdammt witzig, denn wenn die Toten ihre fünf Fragen nicht gestellt kriegen, bleiben sie lebendig. Und umgekehrt. Da der erste Tote den Helm zwar gesehen hat, aber auf wirklich jede Frage antwortet, die er hört, ist er ein Fehlschlag und wieder tot. So dauert es einige Zeit und mehrere Tote, bis die Gefährten auf der richtigen Spur sind.

Als die Gruppe nach dem Helm sucht, kommt einem der Dungeon irgendwie bekannt vor. Unübersehbar wurden hier Anleihen von WoW übernommen, aber nicht als Diebstahl, eher als Hommage. Auch als Xenk sich seinen ehemaligen Mitbürgern von Thay stellt, kommt es zu einem interessanten Moment. Sie respawnen, sodass nach seinem Sieg nur eine gewisse Zeit bleibt, bis der Mist von vorne losgeht.

Der Ausbruch aus dem eisigen Gefängnis ist eigentlich unnötig, denn ihr Plädoyer trifft auf wache Ohren. Dennoch gehen Edgin und Holga das Risiko ein, mit Hilfe des geflügelten Magistraten zu fliehen. Unfreiwilliger Hilfe. Das ist nicht nur ein witziger Moment, sondern am Ende des Films steckt Forge ebenfalls in diesem Knast, steht vor der Anhörungskommission, und versucht, mit unfreiwilliger Hilfe des gleichen Magistrats auf die gleiche Weise zu fliehen. Nur hat man mittlerweile das Fenster zugemauert.

Um in die Burg einzudringen – ja, es ist immer noch SPOILER – versucht sich Edgin an einer Ablenkung. Ein Spiegelbild von ihm wird erschaffen, das mehr schlecht als recht ein Lied singt, um die Wachen abzulenken. Der Zauber versagt, sein Abbild vergeht auf spektakuläre Weise, aber wenigstens werden ab da unsere Ohren geschont. Ein Harfner, der nicht singen kann, jedenfalls nicht gut. Ein Zauber, der kollabiert. Ein toller Humor, weil die Szene gut umgesetzt ist.

Im Dungeon findet die Gruppe einen Hüben-Drüben-Stab, der wie bei Portal über eine Distanz von vierzig Metern den Transfer ermöglicht. Nicht nur, dass dieser Stab noch wichtig wird, die Grenzen dieser Magie werden während des Films aufgezeigt, und das auf sehr spektakuläre Weise. Hier will ich wirklich nicht zu viel verraten, aber alleine der Hüben-Drüben-Stab ist für einige wirklich lustige, spannende und gut durchdachte Szenen verantwortlich.

SPOILER Ende.

Was soll ich sagen? Wer Fantasy mag und hier nicht zumindest mal reingeschaut hat, dem ist nicht zu helfen. Tolle Charaktere, tolle Story, schlüssige Handlung, ein Background, der grinsen lässt. Als Xenk die Gruppe verlässt, geht er einen Strand hinab, stur wie ein Panzer. Einen Fels im Weg umrundet er nicht, sondern geht stur

drüber weg. Eine grandiose, geradezu phantastische Anspielung an Non Player-Charaktere. Ich werde den Film wohl noch fünf-, sechsmal ansehen müssen, um alle derartigen Anspielungen zu finden.

Deshalb von mir, Leute, eine klare, klare Empfehlung: Schauen.

Die Schöne

(OT: Beauty)
von Sheri S. Tepper

Heyne 5344, Hardcover
674 Seiten, 1995
Aus dem Amerikanischen von Biggy Winter

Ja, wenn doch die Uhrenfee Carabosse nicht so Recht hätte! Die Dinge könnten sich viel besser, zielstrebiger, harmonischer entfalten. Aber andererseits hätte dann der Fürst der Finsternis auch schon gewonnen, bevor Beauty überhaupt verstanden hätte, was geschähe. Also ist es vielleicht doch ganz gut so, dass Beauty zwar unbestreitbar Schönheit von ihrer Feenmutter Elladine von Ylles geerbt hat, aber keine Intelligenz.

Aber vielleicht sollte ich von vorne anfangen. Die Sache ist etwas verwickelt.

Man schreibt das Jahr des Herrn 1347, als die einzige Tochter des Herzogs von Westfaire in England, Beauty, sich mit einer grundlegenden Veränderung ihrer häuslichen Umgebung konfrontiert sieht. Sie ist ein bildhübsches, ihrem Namen absolut entsprechendes Mädchen von bezaubernder Naivität und Unschuld, ihr mürrischer Vater beachtet sie kaum (er hat mehr mit Pilgerfahrten zu tun, bei denen er – zu Beautys Unverständnis – sich „die verrottenden Gebeine toter Menschen anschaut!“; das heißt, das tut er, wenn er nicht ständig mit wechselnden Frauen in seinem Gemach verschwindet), und so wächst sie unter der Fuchtel ihrer zahlreichen, meist schon ergrauten Tanten auf. Ihre Mutter hat Beauty nie kennengelernt, es heißt, sie sei früh verstorben. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit.

Die ganze Wahrheit (oder das, was sie dafür hält) kommt ans Tageslicht, als ihr Vater sich neu verheiraten möchte. Beautys Schwiegermutter Sibylla vertreibt das Mädchen aus seinen Räumen in jenen Turm, den man den Taubenturm nennt, und hier – und im Gespräch mit Dienstpersonal – kristallisiert sich allmählich heraus, dass Beautys Mutter Elladine eine Fee war, die eines Tages vom Herzog von Westfaire in den Turm eingesperrt wurde, aber spurlos daraus verschwand. Sie ist also, frohlockt das Mädchen, noch am Leben.

Doch gibt es einen Fluch, oh weh, ausgesprochen von Beautys Tante Carabosse, heißt es, der besagt, dass Beauty sich am 16. Geburtstag an einer Spindel stechen und daran sterben soll.1 Und dieser Geburtstag steht unmittelbar bevor! Allerdings ist bei der Übermittlung dieses Fluches irgendetwas schiefgegangen, wie es scheint – als nämlich der Tag ihres Geburtstags kommt, tauscht Beauty mit einem befreundeten Mädchen aus dem Dorf (das ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist, womit klar feststeht, wer der Vater des Mädchens ist), den Platz und muß, unter einem magischen Tarnmantel dabeistehend, entsetzt mitbekommen, wie ihre Freundin Herzchen (das Double) und alles Hofpersonal menschlicher und tierischer Provenienz, in tiefen magischen Schlaf fällt. Um Westfaire wächst in beängstigendem Tempo eine magische Rosenhecke.

Beauty ist völlig verstört und flüchtet mit ihren Siebenmeilenstiefeln, die sie sich geschneidert hat – Himmel, Beauty ist eine Halbfee, schon vergessen? Natürlich hat sie magische Kräfte, auch wenn sie die Natur der meisten davon beim besten Willen nicht weiß. Bedenkt, Intelligenz ist nicht ihre Gabe! – Westfaire und ist todunglücklich. Sie hat genug Grund dazu, hat doch Pater Raymond schon zuvor den Hofangestellten Giles vom Hof verwiesen und auf eine Pilgerreise geschickt, weil Beauty ihn heimlich anhimmelte (das geht natürlich nicht. Unter Stand!).

Die Uhrenfee Carabosse, die aus dem Feenreich Feery über Beautys Wohl wacht – paßt irgendwie mit dem Fluch nicht zusammen, gell? Stimmt. Da ist ja auch einiges falsch übermittelt worden – und sie veranlaßt hat, den Tarnmantel und die Siebenmeilenstiefel zu schneidern, ist nun der Überzeugung, dass sich Beauty mittels der Stiefel unverzüglich auf den Weg zu ihrer Mutter machen wird.

Hätte sie vielleicht auch – aber da stolpert Beauty, was Carabosse nicht vorhergesehen hat!, über ein zeitreisendes Filmteam aus dem 22. Jahrhundert, die „das Ende des Zaubers“ festhalten wollen und das Mädel in die Zukunftswelt des 22. Jahrhunderts entführen. In eine Zeit, in der die Feen keine Macht mehr haben, weil dort kein Zauber mehr existiert. Und in jener Epoche dominiert der Herr der Finsternis, der auf das bald bevorstehende Ende der Menschheit wartet...

Wer denkt, damit hätte ich den größten Teil des Buches erzählt, kann sich beruhigt zurücklehnen – das sind gerade mal gut hundert Seiten (und vieles fehlt). Denn nach dieser Reise in die Zukunft geht das Drama eigentlich erst richtig los. Weitere Stationen des Mädchens sind das rätselhafte Land Chinanga, wo es so seltsame Attraktionen gibt wie die Kathedrale von Sankt Frosch, das märchenhafte Reich Baskarone und den Dampfer Stugos Queen. Beauty lernt die Heimat ihrer Mutter, das legendäre Feery und seinen Regenten Oberon kennen, das 20. Jahrhundert und die verstörenden Realitäten des 14. Jahrhunderts.2 Und sie erfährt natürlich von der Beziehung zum Allerhöchsten, was eine sehr verzwickte Angelegenheit ist.

Bald wird ihr fernerhin klar, dass die Menschheit, wenn die Feen ihrer Rolle nicht endlich gerecht werden, Beschützer der menschlichen Rasse gegen die Bosheit des Fürsten der Finsternis zu sein, im 22. Jahrhundert untergehen werden.3 Jene Welt, in der sie zu Besuch war, wird Realität gewinnen und die einzige Realität bleiben. Eine Welt ohne Feen und ohne Menschen, eine triste Wüstenei. Was Beauty aber lange Zeit nicht versteht, ist, warum der Fürst der Finsternis ausgerechnet hinter IHR her sein sollte. Und was für eine rätselhafte Saat nahe ihrem Herzen brennt, das ist ihr auch nicht klar.

Die Pläne der Fee Carabosse kollidieren jedenfalls ständig mit Beautys Unverständnis und ihrem Eigensinn, besonders dann, als sie, von einem Vergewaltiger schwanger, in der Vergangenheit ziellos herumirrt und schließlich das Schicksal ihres Kindes weiter verfolgen will. Ich erspare dem Leser Details, um die Neugierde wachzuhalten.

Mit einem bemerkenswerten Geschick und Augenzwinkern hat Sheri S. Tepper, die eigentlich im SF-Genre beheimatet ist, in diesem umfangreichen Roman die vergnügliche Tour de force durch die Märchenwelt Disneys angetreten. Wir begegnen einem Prinz Charming, sprechenden Fröschen, bösen Schwiegermüttern, Aschenputtel, Dornröschen und zahlreichen anderen Wesen, die uns mal ein Kichern, mal ein Kopfschütteln entlocken. Dabei verspinnt die Autorin die Fäden der Märchen geschickt mit der Zeitgeschichte, der Mythologie und Phantastik, ohne freilich jemals die Fäden aus der Hand gleiten zu lassen.

Vergleicht man diese stringente, logische Struktur der Handlung mit dem unkoordinierten Gestotter eines Christoph Marzi (Entschuldigung, so kam es bei mir an!), der weder die Zeitgeschichte noch seine eigene Geschichte im Griff hat (vgl. Rezensionen zu den Büchern „Lilith“ und „Lumen“4), so ist unabweislich klar, wem die Präferenz gebührt, wenn man schön erzählte Romane lesen will. Sheri S. Tepper ist sowohl humorvoller, menschlicher, wärmer und erfahrener, ihre Personen, so schrullig sie bisweilen auch sein mögen, sind stets in sich „rund“, sie handeln nachvollziehbar (auch wenn man viele ihrer Taten beim besten Willen nicht mögen muß), und die Handlung hat ein, wenn auch überraschendes, stimmiges Ende. Von solchen Büchern kann ein Christoph Marzi noch vieles lernen, nicht zuletzt Menschlichkeit jenseits aller Klischees.

Außerdem sollte man nicht glauben, wie viel an Zeitkritik dieser Roman enthält. Wenn Beauty in der Hölle beispielsweise die radikalen Abtreibungsgegner wiederfindet, dann bezieht Sheri S. Tepper hier – und in vielen anderen Dingen – demonstrativ politisch Position, was den ahnungslosen Leser manchmal doch sehr überrumpelt. Der Roman hat darum an vielen Stellen auch politischen bzw. Gleichnis-Charakter und beeindruckt zusätzlich.

Wer sich, um es auf den Punkt zu bringen, also ein paar Tage lang wunderschön unterhalten möchte und die Bekanntschaft der (schwatzhaften) Beauty, der Tochter des Herzogs von Westfaire machen möchte, sollte das unbedingt tun. Es ist eine köstliche Lektüre, die den Leser mit der Schmalspur-Fantasy von heute beim besten Willen wieder versöhnt. Im Format, in dem heutzutage die Heyne-Bücher (z. B. von Christoph Marzi) gesetzt werden, würde dieses Buch wohl 2000 Seiten Länge erreichen...

Uwe Lammers

Braunschweig, den 30. März 2008

Die goldene Göttin

(OT: The Golden Goddess Gambit)
Von Larry Maddock

Terra-Taschenbuch 155
160 Seiten, TB, 1968 (1967)
Aus dem Amerikanischen von Walter Brumm
Keine ISBN

In seinem zweiten Abenteuer nach „Agenten der Galaxis“, das ein paar Jahre nach dem Erstling geschrieben wurde, hat sich die Handlungsstruktur des Hintergrundes verändert. Wir haben es mit einem im Hintergrund tobenden Zeitkrieg zu tun. Die Geheimorganisation T.E.R.R.A. („Temporal Entropy Restructure and Repair Agency“), die die Geschichte der Menschheit bewahren will, agiert gegen die antagonistische Macht der Organisation „Empire“ (hier immer wieder zwischen „Empire“ und „Imperium“ oszillierend). Während im Erstling noch ein Mann namens Drofox Johrgol diese Organisation leitete, wird er in diesem Roman nicht mehr erwähnt, sondern nun ist jemand namens „Gregor Malik“ an dessen Stelle getreten. Das kann natürlich bedeuten, dass Maddock seine eigene Historie nicht mehr recht im Blick hatte, als er den Roman schrieb, aber das ist hier nur Spekulation. Vielleicht ist das auch die Auswirkung einer Zeitmanipulation.

Schauen wir uns an, worum es diesmal ging. Während der T.E.R.R.A.-Agent Hannibal Fortune im ersten Abenteuer in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts äußerst passend agierte und es mit UFOs zu tun bekam, wird er jetzt vom Wissenschaftler Pohl Tausig auf eine historische Manipulation aufmerksam gemacht, die viel älter ist. Auf Kreta wird im Jahre 1509 vor Christus von einem T.E.R.R.A.-Agenten eine Grabstätte archäologisch – quasi nebenbei – erforscht, die sonst wenige Jahrzehnte später durch eine Flutwelle zerstört werden würde. Darin taucht eine rätselhafte Plakette auf, die anzeigt, dass hier eine Zeitmanipulation vorgenommen wurde.

Hannibal Fortune und sein 15 Pfund schwerer, zur Gestaltwandlung befähigter Symbiont Webley werden mit ihrem Zeittransporter in diese Zeit zurückgeschickt, um diskret den Fund zu präparieren, damit dessen Ursprung herausgefunden werden kann … aber ich gewann bei der Lektüre den Eindruck, als wenn der Autor das Prinzip radioaktiven Zerfalls nicht recht begriffen hätte. Man

überlege: Wenn man im 16. Jahrhundert das Fundstück radioaktiv präpariert und dann die „Spur“ Jahrhunderte weiter zurückverfolgen möchte (also ehe die Präparierung erfolgt ist), dann kann das strukturell nicht funktionieren. Dessen ungeachtet „folgt“ Fortune dieser „Fährte“ und gelangt so ins Jahr 11.642 vor Christus, zudem auf eine große Landmasse, die direkt vor der Straße von Gibraltar liegt – nach Atlantis.

Zu ihrer nicht geringen Überraschung besteht hier ein hoch entwickeltes Staatswesen in einem Land, das Nodiesop genannt wird. Und hier ist ein raffinierter Zeitfälscher namens Kronos dabei, den Kult der goldenen Göttin zu etablieren und ein Geschlecht von Unsterblichen zu erschaffen. Er benennt das Land nun in Manukronis um und etabliert eine Zweiklassengesellschaft. Und zu Hannibal Fortunes Unbehagen zeigt sich, dass diese Gesellschaft zivilisatorisch nahezu nur Vorteile für die Beherrschten bietet … wie also soll er nun diesen illegalen Herrscher stürzen und die Manipulation rückgängig machen?

Zu seinem Glück läuft ihm eine „verrückte alte Frau“ zu, die ihm wesentliche Informationen vermitteln kann, um die Zeit vielleicht ins rechte Bett zurückzulenken.

* * *

Der zweite Roman um Hannibal Fortune kam sehr viel schleppender daher als der erste, was vielleicht nicht zuletzt auch auf die Übersetzung zurückzuführen ist. Zum anderen krankte der Roman spürbar an einer Reihe von Logikfehlern, die nicht recht zueinander passen wollten, wovon die obige Zeitverfolgungs-Problematik nur ein Teil ist. Außerdem war Fortune hier sehr wesentlich auf die ausufernden Erzählungen Dritter angewiesen, was die Geschichte noch deutlich sperriger machte als zuvor. Ich vermisste auch ein wenig Nebenpersonen, die den Erstling noch so amüsant ausgestalteten … aber bekanntlich war Maddock in den 60er Jahren in den USA natürlich mehr zuhause als in dieser vorgeschichtlichen Epoche, wo man nicht mal hinreichende Kenntnisse der Sprache nachweisen konnte … die Integration Fortunes in diese Zeit gelingt also nur bedingt, und es ist dem Autor zugute zu halten, dass er das nicht bagatellisiert, sondern durchaus akzeptabel thematisiert.

Ignorieren wir dagegen mal die hier ventilierte Atlantis-Geschichte, die noch fest davon ausgeht (eine Theorie, die ja auch in der frühen Perry Rhodan-Serie noch Usus war … aber dort galt ja auch die Venus noch als Dschungelplanet mit Sauriern und urwüchsiger Vegetation), dass die Azoren die Spitzen eines untergegangenen mythischen Kontinents sind. Inzwischen ist relativ sicher, dass der platonische Atlantis-Mythos wesentlich inspiriert wurde durch die Vulkaneruption von Thera/Santorin im 15. Jahrhundert vor Christus und das atlantische Reich eine

Mischung des untergegangenen minoischen Inselreiches und platonischer Idealstaatvorstellungen darstellt.

Herausgekommen ist ein recht fantasy-lastiger Roman mit wilden Adelsintrigen, Schwertkämpfen, Kerkern und dergleichen. Was man sich nicht so einfach klarmacht, auch weil es in dem Buch nicht richtig thematisiert wird, ist der mythologische Hintergrund. Während der Name des Landes ein wenig einfältig ist (lest ihn mal von hinten!), ist die Wahl des Namens Kronos viel sinniger. Der griechischen Mythologie zufolge war Kronos der Vater des olympischen Göttergeschlechts, der getötet wurde, als er sich anschickte, seine gesamte Kinderschar zu verschlingen … man vergleiche das mal mit der vorliegenden Romanhandlung, das ist doch ein netter Aha-Effekt, würde ich sagen.

Alles in allem ist diese Geschichte indes nicht gar so eingängig und flüssig lesbar wie der Erstling, sondern schwächelt etwas … aber ich bin gleichwohl immer noch neugierig, wie die Geschichte wohl weitergehen mag. Zwei weitere Romane der Reihe gibt es immerhin. Ich werde berichten.

© 2022 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 27. Oktober 2022

Die schlafende Welt

(OT: Sleeping Planet)
von William R. Burkett jr.

Terra-Taschenbuch 118
176 Seiten, 1966
Aus dem Amerikanischen von Thomas Schlück
(antiquarisch)

Die Menschheit des Jahres 2432 befindet sich im Krieg mit einem uralten Sternenimperium, dem Reich der menschenähnlichen Llaralaner. 90 Parsek von der Erde entfernt erobern irdische Truppen llaralanische Welten, und längst werden die Fremden von den Terranern nur noch „Larrys“ genannt. Man sollte nun meinen, dies sei weit weg, aber leider ist dem nicht so – ständige Störangriffe robotischer „Larry“-Schiffe zwingen die irdische Bevölkerung regelmäßig in die Schutzunterkünfte. Und auf einmal beginnt der Alptraum, den aber nur wenige Personen wirklich miterleben.

Da ist beispielsweise Bradford Donovan, ein einstmaliger Jäger vom llaralanischen Planeten Rißtair, der beide Beine verlor und seither wieder auf der Erde wohnen muß. Als er im Schutzbunker in London ist, wird er Zeuge davon, wie alle Männer, Frauen und Kinder rings um ihn her auf gespenstische Weise in Schlaf sinken. Sie sind durch nichts zu wecken. Als Donovan den Bunker verläßt, geht der Alptraum erst richtig los – denn vom Himmel schweben Legionen von Gleitscheiben mit schmalen, uniformierten Gestalten: Larrys! Obwohl er geistesgegenwärtig einige von ihnen töten kann, fällt Donovan ihnen dennoch in die Hände.

In Georgia fällt zeitgleich dem Anwalt Rierson, der sich hier zur Erholung auf der Jagd befindet, eine Reihe von seltsamen Vorkommnissen auf. Dazu zählen Enten, die im Gewässer ertrinken (!), Wildhüter, die nicht auf Benachrichtigungen antworten und bewußtlose Menschen an einer Tankstelle – ganz zu schweigen von dem Raumschiff, das über dem Naturschutzgebiet plötzlich auftaucht. Als Rierson realisiert, dass die Erde Opfer einer „Larry“-Invasion geworden ist, wie auch immer das möglich sein soll, und dass das gesamte gesellschaftliche Leben auf dem Planeten paralysiert wurde, verbirgt er sich in der Großstadt Atlanta, seiner Heimatstadt. Und als „Gespenst von Atlanta“ beginnt er einen verzweifelten 1-Mann-Kleinkrieg gegen die llaralanischen Invasoren.

Möglich wurde diese Attacke durch einen llaralanischen Verschwörer, der die Vorbereitungen getroffen und das Angriffssignal gegeben hat. Als Martak Sarno, der Oberbefehlshaber der llaralanischen Truppen die Erde erreicht, ist völlig klar, dass bis auf eine Handvoll Immuner – und ein „Gespenst“ – niemand mehr wach ist. Hastig gehen die Invasoren daran, die schlafende Bevölkerung Terras, der Venus und des Mars in ein Faustpfand zur Kapitulation der terranischen Truppen an der Front zu machen.

Allerdings... gibt es Probleme. Sehr seltsame Probleme.

Während sich Martak Sarno und seine Männer noch mühen, herauszufinden, warum neun (oder zehn) Terraner immun waren gegen die eingesetzte Waffe, die immer funktioniert hat, beginnt der Gefangene Donovan auf einmal zu spinnen. Er spricht in seiner Zelle mit einer nicht existenten Gestalt, die er „Großvater“ nennt, und im Verhör tritt er verstörend selbstsicher auf. Plötzlich nämlich sagt er: „Es tut mir leid um Sie. Wirklich, wirklich leid. Lassen Sie mich Ihnen und Ihrer Flotte mein tiefempfundenes Mitgefühl ausdrücken, ehe es dafür zu spät ist. Das Imperium wird Sie zweifellos posthum mit den höchsten Ehren bedenken...“

Grund für seine Zuversicht, erläutert er seinen völlig perplexen Gegnern, sei die Tatsache, dass die Llaralaner alle Menschen schlafen gelegt hätten, um so den Weg frei zu machen für jene Milliarden und Abermilliarden von Toten, die einst vor der gegenwärtigen Menschheit auf der Welt gelebt hätten. Und die Toten können weder noch einmal getötet werden, noch würden sie so etwas wie Feinfühligkeit kennen – deshalb seien alle Invasoren des Todes, das habe ihm sein Großvater erklärt (dessen Stimme die Llaralaner natürlich nicht hören könnten, weil sie mit ihm nicht verwandt seien).

Die Invasoren glauben diesen Nonsens natürlich nicht... wenigstens nicht die Führung. Die Soldaten indes, oft einfache Bauernsöhne der llaralanischen Provinz, in denen der Ahnenkult nach wie vor stark sei, sind zutiefst abergläubisch. Dennoch ließe sich damit umgehen. Wenn da nicht auf einmal jemand wäre, der sich weder fassen noch töten läßt und sich zudem noch „Großvater“ nennt – und unbarmherzig Jagd auf die Invasoren macht...

Manchmal macht man wirklich überraschende Entdeckungen in dem eigenen Bücherregal, so ging es mir zu Heiligabend 2007, als ich dieses schon 1990 gekaufte Buch endlich wiederfand und zu lesen begann. Binnen zwei Tagen war es verschlungen, und das wahrhaftig zu Recht. Der Leser hat mit diesem Werk ein altes Buch der Terra-Taschenbuch-Reihe vor sich, das die Lektüre ernsthaft lohnt, umso mehr, als es sich eben nicht um eine der damals durchaus typischen Haudrauf-Geschichten handelt.

Subtil und psychologisch raffiniert entwickelt Burkett vor der Hintergrundfolie eines (typischen) kosmischen Krieges die Geschichte eines „Dolchstoßes“ in den Rücken durch ein gewagtes Angriffsmanöver und, damit einhergehend, den Widerstandskampf einer kleinen Gruppe Verzweifelter, die versucht, das Blatt zu wenden, obwohl es unmöglich scheint. Zu Hilfe kommen den Immunen dabei, und das ist das eigentlich Interessante, religiöse Aspekte der feindlichen Gesellschaft.

Die Vorstellung zutiefst abergläubischer Wesen, die in einem Krieg normalerweise ihren Mann stehen, im Falle irrationaler, nicht begreifbarer Geschehnisse schnell Opfer ihrer abergläubischen Grundüberzeugung werden können, hat Burkett aus dem Pazifikkrieg, wo es im Kampf gegen Japan ähnliche Vorfälle gegeben haben soll. Es ist also realistisch, anzunehmen, dass Burkett im Zweiten Weltkrieg dort gekämpft hat (oder in Korea). So sind seine „Larrys“ sehr deutlich an die Japaner angelehnt.

Die Grundprämissen des Buches sind indes höchst fragwürdig: weder erscheint es sonderlich realistisch, dass Robotkampfschiffe die irdische Atmosphäre durchfliegen können, während der normale Raumverkehr im Sonnensystem unbehindert ist – hier greift Burkett auf die Luftalarmstimmung des Zweiten Weltkriegs in Europa zurück – , noch hört es sich glaubwürdig an, dass man die Atmosphäre ganzer Planeten mit einem betäubenden Stoff füllen kann (der Übersetzer ist sich hier offensichtlich nicht ganz im klaren, was er wählen soll, mal redet er von „Staub“, dann wieder von „Gas“). Damit würde man allerdings folgerichtig dem gesamten Buch seine Grundlage entziehen.

Wenn man diesen Gedanken jedoch stillschweigend ad acta legt, dann hat man einen faszinierenden Abenteuerroman vor sich mit lebendigen Charakteren und einem wirklich „typisch“ amerikanischen Ende. Wie das aussieht? Laßt euch überraschen. Ich denke, die Lektüre lohnt sich.

Uwe Lammers

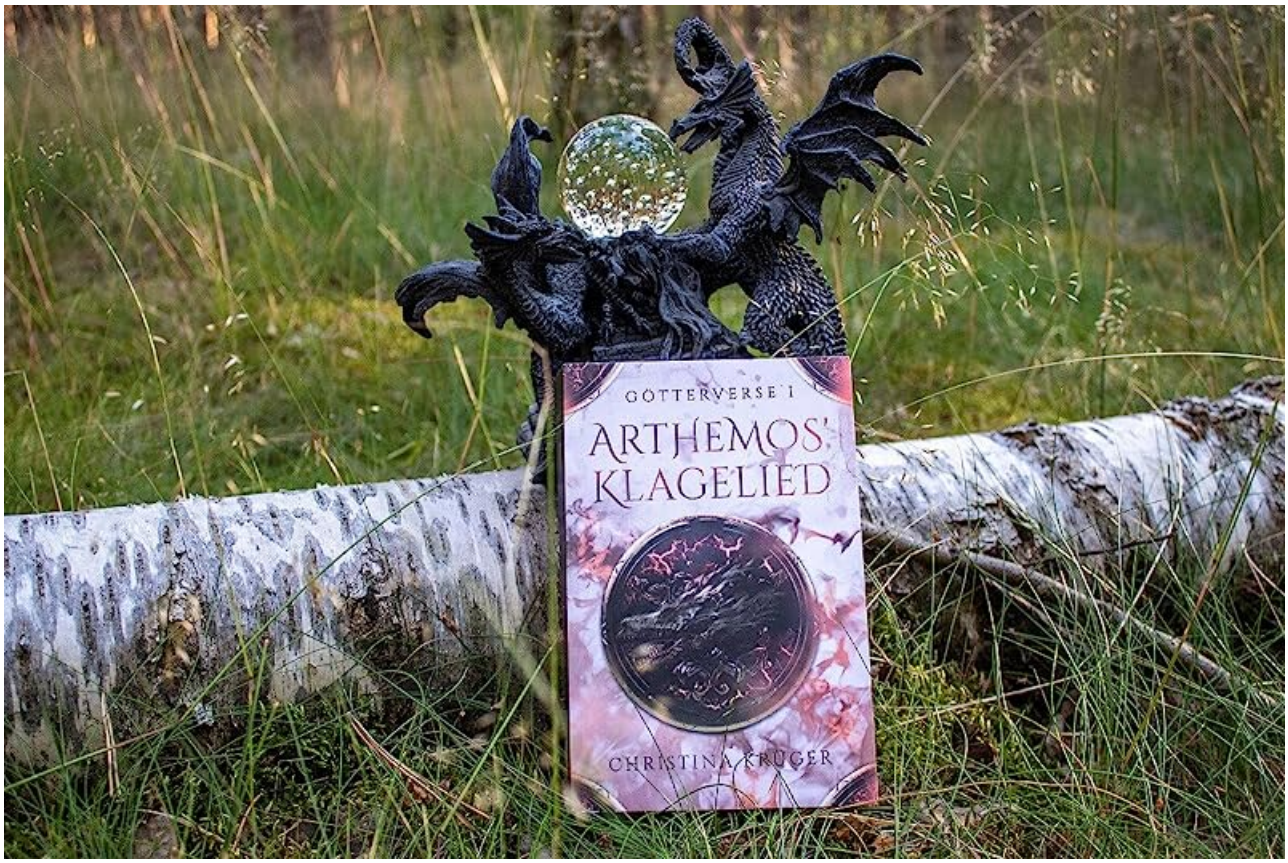
Braunschweig, den 29. Dezember 2007

Götterverse Teil I

Arthemos Klagelied

Eigentlich dachte ich, dass ich die ersten beiden Teile der Götterverse rezensieren kann, aber bitte seht mir das nach. Mir ist das Leben in die Quere gekommen. Neben meinem Brötchenjob drängt es mich, weitere Projekte zu beenden und die 659 Seiten des zweiten Bandes waren einfach vor der redaktionellen Deadline nicht zu bewerkstelligen. Ich verspreche aber, dies in der nächsten Ausgabe nachzuholen.

Dennoch möchte ich euch Appetit auf den ersten Band der Götterverse machen.



<u>Auszüge aus den Legenden der Götterverse:</u>

«... Der erste König der Menschen, Thobar Abos Lao, einte mit seinen sieben Drakh-Blütigen die Städte der Menschen. Die Reiter und ihre Drachen gaben den geschundenen Kriegern Hoffnung. Gemeinsam bezwangen die Menschen, gestärkt von neuem Mut, die Horden der Unterwelt. Mit vereinter Kraft von Mensch und mächtigem Drachen, gelang es König Thorbar und seinen tapferen Rittern, die Horden der Finsternis zu schlagen. Die verbündeten Ari verbannten mit ihren Zauberkräften die finstere Göttin Lycana und ihre Dämonen in die Unterwelt, auf dass sie nie wieder zurückkehren mögen.

Trotz des Sieges waren die Namenlosen zornig. Die hohen Götter des Schicksals bestraften den Wächterdrachen Arthemos für sein Versagen, Licht und Dunkelheit im Gleichgewicht zu halten. Seinen irdischen Brüdern, den Drachen, nahmen sie die göttliche Kraft - nur einfache Echsen sollten sie fortan sein. Calyra, die Herrin der Schönheit und des Lichtes, wandelte lange in Trauer und Wut, auch sie hatte die Namenlosen bitter enttäuscht. Sie nahm die Zauberkraft und den göttlichen Funken aus der Welt. Ihre Kinder, die Ari-Völker, verloren die Unsterblichkeit und die uralte Sprache.

Nachdem ihr Werk vollbracht war, lösten die Namenlosen Calyras göttlichen Körper auf. Nur ihre Schönheit blieb in ihren irdischen Geschöpfen, den Rössern, erhalten, welche fortan durch den Wind tänzeln. Ihre finstere Schwester auf ewig in der Unterwelt gefangen - so obliegt das Gelichgewicht zwischen Licht und Dunkelheit in deinen und meinen sterblichen Händen, liebes Kind.

Die Drakh-Blütigen gründeten den Drakh-Orden und dienten fortan den Menschenkönigen für viele Generationen. Sie bildeten neue Reiter aus, die Drakharo, und gaben ihr Wissen weiter. Doch bald waren auch der letzte Urgroßvater und die letzte Urgroßmutter gestorben, welche die finstere Schlacht mit angesehen hatten. Die Menschen verloren ihre Demut und wurden habgierig. Die Fürsten lehnten sich gegen ihren König und seine Erben auf und erneut erschütterte ein bitterer Krieg das Land.

So kam der Tag, an dem die Fürsten den letzten König, Codanon Abos Lao, seine Frau und seine neun Töchter erschlugen. Stimmen wispern noch heute, dass der Königssohn, nur ein Säugling, und der treueste Drakh-Blütige, der Gräueltat entkamen.

Nachdem die Fürsten mit ihrer Rebellion gesiegt hatten, ein jeder Drakh-Blütige geschlagen war, schwören die verbliebenen Drakharo des Drakh-Ordens ihren Herrschern die Treue, um den Frieden der Städte zu wahren. Kein König sollte sie mehr zu seinen Knechten machen. Eine jede Stadt der Mittelebene für die mächtigsten Geschlechter. Der Palast von Abos Lao wurde niedergebrannt und auf seinen Ruinen wurde die Hauptstadt Sirria erbaut. Ein Rat

der Fürsten wurde ernannt und ein neuer Frieden Geschlossen. Die Zeit der Götter war damit endgültig vorbei …"

Der erste Teil der Götterverse beginnt mit Arthemos und seinem Klagelied:

Der gefallene Wächter und sein Lied voller Klage.
Junge Gefährten im Netz einer königlichen Intrige.
Ein Drachenherz geboren in flammender Bestimmung.

Weil Arthemos, der Wächterdrache, sich in Calyra, die schöne Göttin des Lichts, verliebte, stieß ihre Schwester Lycana, die Göttin der Nacht, das Tor zur Welt der Finsternis auf. Der aus Eifersucht geborene Krieg hätte beinahe alles Leben zerstört. Seither müssen alle Drachen, zur Strafe, ihr Leben als gewöhnliche Echsen fristen.
Dieser alte Mythos umgibt Astaranien und wird vor allem durch das Klagelied weitergegeben. Mit diesem Lied sind die Zwillinge Avina und Siran in einfachen, bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen.

Die Geschichte spielt in einer liebevoll erdachten Welt und der Autorin ist es gelungen, dies perfekt zu transportieren.
Ausführlich nimmt sie uns mit auf die Reise und zeigt uns wortgewandt, was den Protagonisten widerfährt. Diese Vielschichtigkeit und Tiefe hat mich begeistert. Drachen leben als riesige Echsen, einige von Ihnen wild, andere gezähmt, manche zur Belustigung der Zuschauer, als Kampfdrachen in Arenen und wieder andere als fliegende Reittiere und treue Begleiter.
Die Lebensart der Feuer speienden Riesen wird derart anschaulich dargestellt, dass man glaubt, es handle sich um reale Wesen.

Die Silberfänge, riesige Wölfe, verbreiten in den Wäldern Angst und Schrecken. Sie sind die Boten Lycanas und obwohl sie eine tiefe Düsterkeit in sich haben, tragen sie zur Faszination der Geschichte bei.

Mir gefällt besonders die komplexe Götter- und Mythenwelt, die den Glauben der Menschen und Akharis prägt. Geschickt sind diese Hintergründe in die Handlung eingeflochten und finden sich in den unterschiedlichsten Protagonisten, mit ihren Eigen- und Besonderheiten wieder.

Natürlich wird die Geschichte mit einer Prise Romantik gewürzt, aber nicht zu viel. Sie stellt sich nicht in den Vordergrund und versüßt einem die Story zusätzlich.

Inhalt:

Gleich zu Beginn der Geschichte werden wir in eine wilde Verfolgungsjagd geworfen.

Donnernde Hufe, Jäger und ein Gejagter. Ein Königsmord und die Suche nach dem Täter. Prinz Darian soll seinen Vater heimtückisch gemeuchelt haben und wird von den Palastwachen gejagt.

Gleichzeitig machen sich die Zwillinge Avina und Siran mit dem Heiler Haron auf eine Bildungsreise nach Arromont.
Unterwegs werden sie ihrer Vorräte beraubt und können den Dieb stellen. Der verletzte Akhari-Prinz Darian tritt in ihr Leben. Als sie ihm helfen und seine Wunden versorgen, können sie nicht wissen, welche Konsequenzen das für ihr Leben haben wird.
Schon bald ziehen sie eine Aufmerksamkeit auf sich, mit der sie auf ihrer Reise niemals gerechnet haben.

Während Avina von all diesen Abenteuern geträumt hat, bevorzugt Siran ein geordnetes, eher einfaches Leben.
Die Reise steht unter keinem guten Stern, Sklavenhändler folgen ihnen und treiben sie in die Fänge von mystischen Wölfen, den Silberfängen.
Ein Drachenbulle, der unter der gefürchteten ‘Raserei’ litt, machte ihnen die Reise ebenfalls nicht gerade angenehm.
Wir erfahren, dass Avina so gerne Drachen zähmen würde und so genießt sie es später umso mehr, mit dem Wildhüter Conan und seinem Drachen zu fliegen.
Siran, der anfangs gar nicht freundlich dem Prinzen gegenüber eingestellt ist, ändert seine Meinung. Er findet sich selbst und einen kleinen Silberfang, der fortan seinen Werdegang begleitet.
Und der Sohn des getöteten Königs? Der Akhiri ist mit den Seelen der Pferde verbunden. Er rettet einem kleinen Hengst das Leben, indem er ihn aus dem Bauch seiner sterbenden Mutter schneidet und mit dem er Zeit ihrer Leben verbunden sein wird.

Persönlich fand ich die Verbindung zu den Tieren besonders schön.
Während Avina sich zu den Drachen hingezogen fühlt und bei ihnen ihren Begleiter findet, braucht ihr Bruder lange, bis er auf den Silberfang-Welpen trifft.

Darian, der Akhiri hat hingegen eine ganz besondere Beziehung zu dem kleinen Fohlen entwickelt, das er vor dem sicheren Tod rettet.
Wird sich hier eine Prophezeiung erfüllen? Ist das der Beginn einer Freundschaft oder die Zusammenkunft loyaler Gefährten?
Wir werden sehen.

Von mir (die bereits mitten im zweiten Teil steckt) eine ganz klare Leseempfehlung.

Die Wälder von Katalis

Fantasy-Fortsetzungsgeschichte von Veronika «Vroni" Bärenfänger

2. Buch

Die Aufgabe

Vergangenheit

Es war sicherlich schon ein Monat vergangen, seit ich sie hier, unter der seltsamen Stele gefunden hatte. Verletzt und verängstigt hatte sie dort gelegen. Eine schwierige Situation für mich, denn sie war eine Angehörige der verfeindeten Armee und dann passierte etwas, was ich nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Ich lernte zu vergeben. Nach so vielen Wintern der Einsamkeit sprang ich über meinen Schatten. Der Krieg sollte hier enden, hier auf Katalis. Ich, der stolze General Markus von Lork, ließ Gnade walten und kümmerte mich um diesen verletzten Soldaten der Gegenseite. Ich fing an, sie zu mögen. Manchmal dachte ich mir, dass es wohl überwiegend an dem natürlichen biologischen Trieb lag, aber dann beeindruckte Leila mich. Sie war absolut folgsam und fleißig. Aufmerksam beobachtete sie jeden meiner Handgriffe und imitierte diese relativ schnell.

Sie war äußerst geschickt bei der Jagd und viel schneller als ich, wenn es darum ging, den gespaltenen Flachs zu einem Faden zu spinnen. Die Wunde in ihrer Schulter heilte überraschend schnell und schon bald konnte sie den Arm wieder vollständig einsetzen. Das war der Zeitpunkt, an dem ich anfing, mit ihr zu trainieren. Ich wollte, dass sie fit war, wenn wir den großen Ausflug zum Fluss wagten. Zweimal war ich bisher dort gewesen, beide Male kehrte ich mit leeren Händen zurück. Nach meinem ersten Ausflug hatte ich die Höhle mit all den Hinweisen gefunden. Beim zweiten Mal war es mir nicht gelungen, einen dieser Fische zu fangen, die mein Vorgänger nutzte, um seine Tinte herzustellen. Ich konnte also selbst keine Aufzeichnungen anfertigen und ihr somit nicht beibringen, wie man schreibt. Das war etwas, was mir schwer zu schaffen machte. Die Galier gestatteten ihren Frauen nicht, zu lesen oder zu schreiben. Das wollte ich unbedingt ändern, allerdings stellte mich das vor ein großes Problem, denn ich hatte hier keine Bücher.

Mit dem Lesen tat sie sich schwer, weil die Rinden unseres Vorgängers doch sehr eng und klein beschriftet waren. Es war ohnehin erstaunlich, dass dieser Mensch in der Lage gewesen war, Rinde so zu bearbeiten, dass man darauf schreiben konnte und wenn ich das richtig gesehen hatte, mit so einem Pflanzendorn beschrieben, mit dem ich die Löcher in das Leinen stach, um die einzelnen Stoffstücke miteinander zu verbinden. Die Tinte fehlte mir bisher, aber selbst darüber hatte er in meiner Sprache berichtet, sodass ich es verstehen konnte.

Alles, was dieser Mensch hier erschaffen hatte, gab Rätsel auf.

Warum hatte er nichts über sich geschrieben? Warum nur ausgefeilte Anweisungen und seine Vorgehensweisen bei bestimmten Problemen? Meine erste Vermutung, es handle sich um eine Art Tagebuch, war somit hinfällig. Eine Sammlung von Anweisungen für wen? Wusste er, dass ihm eines Tages jemand folgen würde, oder hatte das Ganze einen völlig anderen Grund. Die Landkarte, die sehr detailliert

die Umgebung der Höhle abbildete, wirkte eher wie ein Hinweis, wohin man gehen konnte, als dass dieser Mensch sie selbst zur Orientierung nutzte. Natürlich durfte ich nicht jammern, denn der Nachlass war unglaublich wertvoll, wenn nicht sogar überlebenswichtig.

Interessanterweise erzählten wir uns nicht mehr viel aus unserem bisherigen Leben. Welchen Vorteil brachte es mir, wenn ich ihr weiterhin vorwerfen würde, dass ihr Volk Anna und Tiana getötet hatte? Sie war doch selbst Leidtragende ihrer Gesellschaft. Als Frau wie ein Gebrauchsgegenstand behandelt zu werden, stellte ich mir nicht sehr erstrebenswert vor. Man konnte sich schließlich nicht aussuchen, in welchem Geschlecht man geboren wurde. Ich hatte also vor, nicht weiter in der Vergangenheit zu verweilen und ihr zu zeigen, wie die Lafaree lebten. Das erschien mir weitaus sinnvoller, als ihr zu erzählen, wie wir früher gelebt hatten. Wir waren hier gestrandet. Die Rückkehr zur Erde war für mich nur noch ein Wunsch, dessen Erfüllung ich schon lange nicht mehr erwartete. Ich war jetzt nicht mehr alleine, ich hatte eine Ansprache, konnte mich streiten und ich dachte, wir könnten uns irgendwann bestimmt lieben.

Ja, dieser Gedanke ging mir häufig durch den Kopf, würde ich sie irgendwann lieben können? Bisher war das ein reiner biologischer Drang, den ich recht gut unterdrücken konnte. Mir half dabei, den Vergleich zu ziehen. Anna mit ihren wilden roten Locken und den ausgeprägten weiblichen Attributen. Diese Frau war klug und unheimlich frech. Ich war ihr häufig unterlegen, nicht körperlich. Ich liebte ihre grünen Augen, die einen in die Hölle schicken konnten, genau wie ich jede Sommersprosse in ihrem Gesicht liebte. Und dann war da Leila, diese schlanke, feingliedrige Frau, die in ihrem Leben noch nie viel arbeiten musste. Ein Leben mit vielen Annehmlichkeiten, aber ohne jegliche Rechte. Es fiel mir immer noch schwer, dies zu verstehen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, eine Frau wie ein Stück Vieh zu behandeln, über sie zu herrschen und sie zu benutzen, wenn mir danach war. Das war in meinen Augen so absurd und dann neigte sie wirklich dazu, ihre Kultur zu verteidigen. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie würde, genau wie die Männer ihrer Kultur, ihre Macht gegenüber den Untergebenen ausnutzen, wenn sie nur könnte.

Jetzt waren wir aber hier und ich würde dieser interessanten, jungen Frau den Respekt entgegenbringen, den sie verdiente.

Warum sie mir nichts erzählte, erschloss sich mir nicht. Ich drängte sie aber nicht, im Gegenteil. Ich wollte einen Neuanfang, dazu brauchte ich ihre Vergangenheit nicht. Da entwickelte sich etwas anderes als das reine Verlangen. Ich musste dennoch aufpassen, dass ich nicht aus Versehen übergriffig wurde.

Sportlich förderte ich zuerst ihre Ausdauer. Sie sollte möglichst nicht so schnell ermüden, wenn wir anfingen, die Erkundungsausflüge zu erweitern.

Dann ging ich zum Krafttraining über. Zuerst ließ ich sie Holz tragen, dann Steine. Sie mühte sich redlich, ihr Körper brauchte allerdings lange, um ausreichend Muskeln aufzubauen. Immerhin war sie geschickt und schnell. Das würde ihr auf jeden Fall einen Vorteil verschaffen. Das hätte ihr im Kampf viele Vorteile verschafft und ich konnte nicht begreifen, warum man sie darin nie geschult hatte. Wenn man sich überlegt, dass sie sich hier in Feindeshand befand. Sie hatte nie einen einzigen Versuch gewagt, wegzurennen, das war so unlogisch. Eine Lafaree wäre ohne mit der Wimper zu zucken im Wald verschwunden und hätte auf eigene Faust versucht zu überleben. Leila blieb und ich hatte das Gefühl, dass sie für sich keine andere Möglichkeit sah. Vielleicht wäre sie tatsächlich nie in der Lage gewesen, alleine zu überleben. Vielleicht hatte sie das nie in Erwägung gezogen. Wenn ich dann über ihre Kultur nachdachte, also über das, was sie mir erzählt hatte, beschäftigte mich die Vorstellung, dass ihr Mann sie mit Haut und Haaren loswerden wollte. So etwas ging mir nicht in den Kopf, ich konnte das nicht verstehen. Bei uns war eine Trennung der Eheleute geregelt. Die Parteien suchten sich Rat bei einer außenstehenden Person. Wichtig war dabei, dass es auf keinen Fall ein Freund oder ein Familienmitglied sein durfte. Zuerst wurde einzeln beraten. Die Parteien hatten jeweils die Gelegenheit, vorzubringen, was ihrer Meinung nach gegen die Fortführung der Ehe sprach. Befanden die Berater, nach ausführlichen Gesprächen, dass es keinen Sinn mehr machte, an dem Eheversprechen festzuhalten, so durften die Parteien getrennte Wege gehen. In vielen Fällen rauften sie sich wieder zusammen. Oft fester als zuvor. Es war für mich also unvorstellbar, meine Frau ohne irgendeine Ausbildung in den Krieg zu schicken, nur um sie loszuwerden.

Wie zuvor erwähnt, tagsüber harmonierten wir beide beinahe perfekt. Nachts fiel es mir immer schwerer, meine Hände bei mir zu lassen. Ich hätte sie so gerne berührt, ihren Herzschlag gespürt und noch so viel mehr. Ich wollte ihr aber nicht zu nahe treten, sie nicht verschrecken. Tatsächlich war es für mich viel wichtiger, dass sie mir vertraute und ich lernte, ihr zu vertrauen.

Zzila drängte immerzu. Wir sollten endlich diesen Streit beilegen und uns wie normale Menschen benehmen. Normale Menschen würden sich vermehren und Nachwuchs bekommen. Katalis war schon viel zu lange menschenleer und es würde Zeit, dass sich dies änderte. Sie war so uneinsichtig, als wir versuchten, ihr zu erklären, dass all ihre Versuche, uns zueinander zu bringen, nichts nutzen würden. Leila würde keinen Nachwuchs austragen können. Hier war Zzila der Ansicht, dass sie vorher einfach nur das falsche Männchen gehabt hatte. Sie war nicht von diesem Gedanken abzubringen.

Karr erwähnte beiläufig etwas von einem Experiment und dass Zzila deswegen so erpicht sei. Ich war mehr als nur überrascht, was führten die Limfie im Schilde? Ich dachte, sie wären meine Freunde und ich könnte mich auf sie verlassen. Da ich hierzu keine weiteren Andeutungen vernahm, beschloss ich, diese Aussage zu ignorieren. Vor allem erzählte ich es nicht Leila, weil ich sie nicht beunruhigen wollte. Sie vertraute Zzila, auch wenn sie sich kaum verstanden.

Wir arbeiteten hervorragend zusammen. Die Aufgaben teilten wir uns, aber nicht so, dass jeder eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatte, jeder tat, was nötig war und wofür er gerade Zeit hatte. So teilten wir uns das Gerben des Leders oder die Flachsernte. Das Sammeln und Zubereiten des Essens tat immer gerade der, der Zeit hierfür hatte. Nur bei der Jagd ließ sie mir gerne den Vortritt, da es ihr offensichtlich schwerfiel, den Tieren ein Ende zu bereiten.

An einem Tag hatte Leila eine große Menge an Flachs, mit unseren einfachen Werkzeugen aus Stein, geerntet und ja, das ist anstrengend. Sie hatte zudem, etwas Abseits meiner üblichen Erntestellen, ein riesiges Feld davon entdeckt und sie entdeckte noch etwas: Süßgräser, die unserem heimischen Weizen fast identisch waren. Die Ähren waren kleiner, aber optisch vergleichbar. Die Körner waren goldgelb, was darauf schließen ließ, dass sie wohl reif waren.

Nach einer kurzen Rücksprache mit Karr war klar, dass sie wohl essbar waren, nur nicht besonders ergiebig. Er meinte, dass die frischen Halme viel besser seien, da sie süß schmecken und gut satt machten. In diesem vertrockneten Zustand seien sie wohl nicht sehr schmackhaft. Leila wollte das unbedingt ausprobieren, also brachte sie neben dem Flachs noch jede Menge von diesem Süßgras mit und machte sich gleich daran, die Ähren auszuschlagen. Ich musste sie glatt bremsen, nachdem ich festgestellt hatte, dass sie sich die Hände an den scharfen Halmen blutig geschnitten hatte. Also stoppte ich ihren Drang. Wir würden das morgen austesten, wir würden morgen sehen, ob es ihr gelingen würde, ihren Plan durchzuführen und ein Fladenbrot daraus zu backen. Ich versorgte ihre Hände und wir aßen gemeinsam unsere, beinahe schon rituelle, Gemüsesuppe.

Mitten in der Nacht schreckte sie hoch. Ich erschrak, als sie sich aufsetzte und dachte, sie würde jetzt im Dunkeln aufstehen und herumlaufen. Das tat sie nicht, sie rutschte an den äußersten Rand des Bettes, rollte sich zusammen und zog das Fell über ihren Kopf. Bewusst hatte sie sich von mir abgewandt. Ich registrierte das, dachte mir aber noch nichts dabei.

Am nächsten Tag begann sie sofort, ihren Plan weiter durchzuführen. Am Vortag hatte sie bereits die Körner vom Stängel getrennt. Jetzt begann sie, diese auf einem flachen Stein zu zerstoßen. Sie schlug, drückte und rieb kräftig. Immer wieder

entfernte sie Schalen oder Reste der Halme. Immer feiner wurde das Mehl, das sie aus den Körnern gewann. Ich versuchte sie nicht zu intensiv zu beobachten, aber es schien sie gar nicht zu interessieren. Leila war so vertieft in ihre Arbeit, dass ich das Gefühl hatte, gar nicht zu ihr durchzudringen, als ich sagte, ich würde auf die Jagd gehen. Abwesend hatte sie nur genickt. Stolz kam ich mit einer Ziege zurück und musste feststellen, dass Leila ebenso stolz einen Teig angerührt und die Feuerstelle schon so weit vorbereitet hatte, dass ich sie nur noch entzünden musste.

»Ich hoffe, es funktioniert«, sagte sie und blickte mich an. Erst da fiel mir auf, dass sie einen gewölbten Stein in die Feuerstelle hineinplatziert hatte, sodass er sich mit dem Feuer erwärmte. Ich verstand, sie wollte den Teig darauf ausbacken. Unweigerlich musste ich lächeln und sie fragte empört,

»Was gibts da zu lachen?«

»Gar nichts, das ist äußerst klug von dir«, antwortete ich. Sie wirkte so verbissen, irgendetwas war aber doch mit ihr los.

»Alles in Ordnung mit dir?«, hakte ich nach.

»Alles gut, ich hab' nur Brot so vermisst und jetzt hoffe ich, wir können etwas Ähnliches selbst herstellen«, antwortete sie mir. Das klang nicht ehrlich. Da war noch mehr, irgendwas beschäftigte sie. Ein Traum? Der Grund, warum sie heute Nacht so seltsam gewesen war?

»Du siehst nicht erfreut aus, wenn ich das sagen darf«, brachte ich ihr entgegen und hoffte, sie würde etwas aus sich herauskommen. Sie blickte aber nur erschrocken in mein Gesicht. Wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem ertappt hatte. Sie wollte mit mir nicht darüber sprechen, das war offensichtlich.

»Ich hoffe nur so sehr, dass es funktioniert. Immerhin hab' ich das noch nie selbst gemacht, nur gesehen und ich weiß nicht wirklich, was in den Teig alles reingehört«, antwortete sie mir und damit schien sie mir ihre Verbissenheit erklärt zu haben. Sie war doch so viel klüger, als ich dachte, denn es gelang ihr wirklich lange, ihr Geheimnis vor mir zu verbergen.

»Es kommt normalerweise nicht viel hinein. Salz und Wasser? Hefe haben wir ja nicht«, sagte ich.

»Gut, dann sollte es für dünne Fladen reichen. Ich hoffe nur, dass die Körner wirklich genießbar sind. Wie war das noch? Unser Vorgänger hatte doch geschrieben, dass nicht alles giftig ist, aber essen könnte man es trotzdem nicht«, sagte sie und ich war erstaunt, sie lernte schnell und setzte vieles gleich um. Ich ließ mich von ihrem Forscherdrang mitreißen und war sehr gespannt. War es uns möglich, so etwas wie Brot zu erschaffen? Ich beeilte mich also, die Ziege zu häuten und zu zerteilen. Im Ganzen war es leider nicht möglich, sie zu grillen. Sie war dafür zu groß, also packte ich zwei Teile in große Palmblätter, die ich eigens dafür im Wald holte

und legte diese in die Glut, was sich als praktikabelste Möglichkeit der Konservierung herausgestellt hatte. Die Stücke wurden in der Asche belassen und später mit ein paar Steinen abgedeckt. Sie waren dann noch eine Weile genießbar. Die zwei anderen Teile spießte ich auf einen stabilen Ast, um sie über dem Feuer zu garen. Ulkoknollen hatten geschmacklich viel Ähnlichkeit mit Süßkartoffeln, wuchsen aber eher wie Zuckerrüben. Ich legte zwei so, dass sie in der Glut gegart werden würden, eine weitere schälte ich, zerhackte sie in kleine Stücke und gab sie in den Tontopf, der jedes Mal, wenn wir grillten, gleichzeitig gekocht wurde, damit hatten wir immer eine kräftige Brühe für andere Mahlzeiten vorbereitet. Nach einer Weile fühlte sie über den Stein, ob er ausreichend Wärme hatte, um ihren Teig auszubacken.

Leila nutzte zwei Tontöpfe, die wir zur Verfügung hatten. Im einen hatte sie den Teig, im anderen Wasser. Ich merkte erst, als sie anfing, dass sie das Wasser zum Befeuchten der Hände benötigte. Sie holte etwas von der klebrigen Masse aus dem Topf und verteilte es auf dem Stein. Aufmerksam beobachteten wir beide, was passierte. Mit zwei Stöcken wendete sie das Ganze und wenige Minuten später zog sie es auf ein großes Blatt. Beide waren wir gespannt, wie es wohl schmecken würde und ob sich die ganze Arbeit denn lohnte. Wir waren so neugierig, sodass wir uns die Finger verbrannten, als wir den Fladen aufteilten und was soll ich sagen. Nach so vielen Jahren, ohne etwas Vergleichbarem, war das der Himmel auf Erden. Knusprig, brotig, sättigend und absolut genießbar. Es fehlte nur so etwas wie ein Belag, Butter oder dergleichen. Leila schickte sich an, den restlichen Teig zu verarbeiten, während ich die Ziege grillte. Als ich die erste Keule vom Grill nahm, hatte sie ihren Teig vollständig ausgebacken und einen kleinen Stapel an Fladen produziert. Ich streifte ihr etwas Fleisch auf den Teller und behielt mir die Keule auf dem Stein, auf dem ich normalerweise immer das Fleisch zerteilte. Wir hatten, neben einer großen Zahl an Tontiegeln, nur eine Schüssel für die Suppe, einen Teller und einen Becher. Es war mir tatsächlich bisher nicht gelungen, einen Ton zu finden, den man verarbeiten konnte, und in den Hinweisen des Vorgängers war darüber nichts hinterlegt. Das ist wohl ein Geheimnis, dem wir selbst auf die Spur kommen mussten. Vielleicht ist er nur nicht mehr dazu gekommen, dies aufzuschreiben. Jedenfalls nahm sich Leila einen der Fladen, zupfte Fleisch von dem Stück, das ich ihr gegeben hatte, und gab es auf das Brot. Sie salzte nochmals und streute ein paar Kräuter darüber, dann wickelte sie es ein und biss ab.

Mit halb vollem Mund nuschelte sie, »Es fehlt Butter oder Käse.« Sie schluckte und ich lächelte, als ich es ihr gleichtat.

»Willst du damit sagen, dass ich beim nächsten Mal eine dieser Ziegen mit Jungtier fangen sollte?«, fragte ich.

Sie hielt inne, blickte mich erstaunt an und sagte dann, »Das wäre genial, wir hätten Milch und könnten Käse machen. Vielleicht so etwas wie Butter oder Schmalz.«

»Du weißt schon, dass dies ein großer Schritt in der Evolution gewesen ist? Als die Menschen den Vorteil des Ackerbaus und der Viehzucht entdeckten?«

Sie biss erneut in ihren Fladen, blickte mich an und sagte, »Echt? Das wusste ich nicht.« Sie schluckte und biss erneut in den Fladen, so als ob das nichts Besonderes sei.

Vielleicht bekamen wir eine neue Chance, die Gelegenheit, alte Fehler nicht zu wiederholen. Wir müssten uns nur daran halten … und dann fiel mir ein, wie weit ich immer noch von ihr entfernt war. Ich konnte Anna nicht vergessen und ich dachte, ich müsste das erst, bevor ich sie in mein Herz lassen konnte. Dabei war es doch so einfach, mich Leila zuzuwenden, es musste ja nicht heißen, Anna zu vergessen.

Wir feierten unseren Fladenbroterfolg mit vergorenem Kapi-Beerensaft. Ebenfalls eine menschliche Errungenschaft, die eigentlich nicht notwendig war, aber dennoch gelegentlich ganz guttat. Das hatte ich rein zufällig entdeckt, als ich versuchte, die Kapi-Beeren aufzubewahren. Die überreifen Früchte verschimmelten nicht, sondern bildeten mit einer Art, natürlicher Fermentation einen ziemlich guten Saft, einen alkoholischen Saft.

Leila war weitere Tage damit beschäftigt, Süßgräser zu sammeln und die Spreu von den Körnern zu trennen. Sie wollte erst mehr davon haben, damit es sich lohnte, die Fladen auszubacken, denn immerhin hielten sie sich gut ein paar Tage. Die Halme des Süßgrases behielt sie und verflocht sie zu Matten, die sich hervorragend zur Lagerung des Brotes eigneten. Ich war wirklich fasziniert von dem Erfindungsreichtum, den sie an den Tag legte. Ich hatte recht, als ich sagte, es konnte ihr nichts Besseres passieren, als hier auf Katalis zu stranden.

Und dann kam die nächste Nacht, in der sie hochschreckte und sie sich ängstlich zusammenrollte.

Wie gern hätte ich sie an mich gedrückt und ihr gesagt, dass alles gut ist, ich wagte es nicht. Ich beobachtete, wie sie sich entwickelte. Neben der Ausdauer und der Kraft, fing ich an, ihr Kampftechniken beizubringen. Irgendwann sagte sie mir, dass sie so etwas in den zwei Jahren, in denen sie bei den Streitkräften war, niemals gelernt hätte. Das hatte ich schon vermutet, aber dennoch erklärte es sich mir nicht. Wollten sie die jungen Frauen an der Front tatsächlich einfach nur loswerden? Waren diese weiblichen Wesen wirklich nur unbequemes Beiwerk des männlichen Lebens?

Wir prügelten uns, was diverse blaue Flecken beiderseits verursachte. Noch war ich zart zu ihr, sollte ich aber merken, dass sie Fortschritte machte und selbst härter kämpfen konnte, dann würde ich ebenfalls härter zugreifen. Sie fing an, um ihr Leben zu kämpfen, und es schien, als gäbe es endlich etwas, wofür es sich lohnte.

Diese seltsamen Situationen, in denen sie nachts hochschreckte und sich dann völlig von mir entfernte, nahmen zu. Sie häuften sich und irgendwann fing ich an, mir Sorgen zu machen. Nachdem das drei Nächte in Folge so gelaufen war, fasste ich mir ein Herz und berührte sie vorsichtig. »Leila, was ist los?«, fragte ich leise. Sie weinte nur und sagte nichts. Leila war nicht bereit, mir zu erzählen, was sie belastete. Was sollte ich tun, sie dazu zwingen? Das lag mir so fern wie nie zuvor, denn ich ahnte bereits, dass gerade der Zwang einer der größten Auslöser dieser ruhelosen Nächte war. Ich gab nach und wahrte respektvollen Abstand. Ich hoffte, dass sie irgendwann von ganz allein eine Erklärung liefern würde.

Wir trainierten und arbeiteten zusammen. Wir schliefen jede Nacht in einem Bett und dennoch lief nichts. Kein biologischer Trieb, keine Art der Machtausübung über den anderen, keine Zärtlichkeiten, oder Ähnliches. Leila wurde immer besser, aber gleichzeitig quälten sie ihre Träume immer mehr. Ich weiß nicht, woran das lag, aber an diesem einen Tag, als wir den Schwertkampf übten, zeigte sie sich von ihrer besten Seite. Es mag wirklich sein, dass ich nicht aufmerksam war, ich gebe aber zu, dass sie bereits viel gelernt hatte. Sie entwaffnete mich und stand dann schwer atmend vor mir. »Mit Verlaub, Mylord, ihr seid tot«, sagte sie trocken. Sie hatte recht, in einem echten Kampf hätte sie mich mit ihrem letzten Hieb erwischt und wahrscheinlich getötet. Ich ging einen Schritt auf sie zu und sie grinste mir frech ins Gesicht. Sie stand ganz dicht bei mir und griff meinen Kopf. Sie blickte mir tief in die Augen und ich musste zugeben, dass diese zwei Farben ihrer Iris noch immer keinen Funken der Faszination verloren hatten.

Während dieses Eisblau mich kühl abstrafte, strahlte dieses Braun etwas aus, was mich dazu veranlasste, ihre Hüften zu umschließen. Ich sah die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe und ihrer Stirn. Ich sah, wie sich ihre Nasenwurzel kräuselte und die senkrechte Zornesfalte auf ihrer Stirn verschwand. Ihre vollen Lippen zogen mich völlig in ihren Bann, als sie mich einfach küsste. Das war meine Gelegenheit, Leila küsste mich aus freiem Willen und ich erwiderte ihren Kuss. Zaghaft drückte ich meine Zunge zwischen ihre Lippen und entgegen meiner Vermutung, gab sie nach. Sie gab sich hin, für einen winzigen Moment. Einen winzigen Moment lang schien es, als wäre es möglich, dass wir miteinander verschmelzen könnten und dann lachte Zzila. Leila löste sich sofort von mir und versuchte, sich wegzuschieben. Ich hielt sie fest, drückte meine Stirn an ihre und blickte ihr in die Augen. Wieder nur einen winzigen Moment lang und ich gab nach. Ich wusste nun nicht, ob sie sich schämte, oder ob sie eine ähnliche Erregung gespürt hatte wie ich. Mit hochrotem

Kopf wandte sie sich ab, während Zzila enttäuscht knarrte. Ich blickte böse in Zzilas Richtung und eilte Leila hinterher.

»Bitte warte«, sagte ich und griff ihre Hand. Sie blieb mit gesenktem Kopf stehen und sagte nichts.

»Leila, wir müssen reden«, sagte ich streng und wünschte mir, ich hätte das anders betont. Ich zog sie zu mir und sah, dass ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen.

»Was ist los mit dir? Ich dachte, du wolltest das?«, fragte ich vorsichtig. Sie stand mit gesenktem Kopf vor mir. »Erkläre mir das bitte, denn ich möchte dir so gerne nahe sein. Ich warte auf dich und sehe, dass du mit irgendeinem inneren Dämon kämpfst«, forderte ich.

Mit Tränen in den Augen blickte sie mich an und schluchzte, »Du willst mir nahe sein?«

Ich neigte meinen Kopf, um ihr ins Gesicht zu blicken.

»Ja, das will ich«, sagte ich bestimmt.

Vorsichtig hob sie den Kopf und blickte mich an.

»Ich will das auch«, flüsterte sie.

»Warum sagst du das nicht?«, fragte ich und versuchte in ihrem Gesicht zu lesen.

»Weil ich Angst habe«, antwortete sie mir und blickte mich an. Ich konnte die Verzweiflung praktisch sehen, ich konnte es jedoch nicht verstehen.

»Wovor hast du Angst? Du hast mich soeben besiegt und wenn du mich besiegen kannst, dann musst du dich doch nicht mehr ängstigen. Ich verstehe das nicht, vielleicht erklärst du mir das.«

Sie straffte sich, »Ein Kuss ist das eine, eine innige Umarmung die Folge und dann … das kann ich nicht. Ich kann das nicht …«, sagte sie und blickte mich verzweifelt an.

»Leila, du warst verheiratet, du willst mir jetzt …«, ich atmete tief ein und hauchte meinem Atem heraus. Mir war soeben dieser furchtbare Gedanke in den Sinn gekommen. Sie war fünfzehn, als sie verheiratet wurde.

»Was hat er dir angetan?«, fragte ich.

»Ich kann das nicht …«, wiederholte sie sich.

»Kannst du es mir nicht erzählen, oder willst du das nicht?«, fragte ich vorsichtig. Die Dämme brachen und die toughe Kriegerin, die mich vor wenigen Minuten besiegte und ihren Kuss einforderte, wurde zum kleinen Kind, das hemmungslos weinte. Ich drückte sie an mich, ihren Kopf hielt ich fest an meiner Schulter und ich wartete, bis sie sich beruhigte. Keine weiteren Fragen, das war mir bewusst. Wenn nur eine meiner Fantasien zutreffen sollte, so konnte ich sie jetzt und in diesem Augenblick verstehen. Sie musste das nicht offenbaren. Ich rechnete damit, dass es

ohnehin herauskommen würde, oder es würde an Dringlichkeit verlieren und hoffentlich in Vergessenheit geraten.

Ich flüsterte: »Lass uns im Teich etwas Abkühlung suchen. Es ist heiß und bald noch viel heißer.«

Sie schluchzte, was ich als ja wertete. Ich hob sie hoch und während sie ihren Kopf fest an meine Schulter drückte, trug ich sie zum Teich. Ich stellte sie auf ihre Füße und versuchte, mich wenigstens meines Hemdes zu entledigen. Schwierig, denn sie wollte mich nicht loslassen. Letztlich glitt ich mit ihr auf dem Arm in den Teich und ließ mich nieder. Sie saß wie ein kleines Kind auf meinem Schoß, kauerte sich zusammen und legte ihren Kopf auf meine Brust. Ich tauchte extra nicht zu weit ab, damit kein Wasser in ihr Gesicht schwappte. Schweigend lagen wir so eine ganze Weile im angenehm kühlen Nass. Bis sie dann zaghaft sagte, »Du hast ein wirklich starkes Herz.«

Ich wusste nicht, wie ich das einordnen sollte und antwortete, »Ich glaube langsam, dass ich ein sehr großes Herz habe«, und lächelte dabei.

»Nein, ich mein das ernst, der Schlag deines Herzens ist stark und seine Gleichmäßigkeit beruhigt mich sehr«, sie holte einmal tief Luft und fuhr fort, »Ich danke dir für dein Verständnis.«

Sie hob den Kopf und blickte mir direkt in die Augen.

Ich strich ihr ein Haar aus dem Gesicht und erwiderte ihren Blick wortlos. Sie musste anfangen, das nahm ich mir ganz fest vor.

»Markus, ich kann es dir nicht sagen, du würdest mich nie wieder so ansehen, wie du mich gerade ansiehst und du würdest mich nie wieder so küssen können.«

Sie packte mein Gesicht und drückte mir erneut einen Kuss auf den Mund. Danach stieß sie sich ab und schwamm zum anderen Ufer. Ja, richtig, sie schwamm. Ich hatte sie nie schwimmen sehen, seit wann konnte sie das?

Ehe ich mich versah, war sie raus aus dem Wasser, packte ihre Sachen und verschwand im Wald. Ich blieb mit meinen Gedanken zurück. Es schaukelte sich auf, ich wurde wütend. Was hatte dieses Schwein ihr angetan, das so schlimm war, dass sie nicht darüber reden wollte? Was hatte sie gemeint, als sie sagte, ich könne sie nie wieder so ansehen oder gar küssen, wenn ich wüsste, was es war?

Mich machte das wahnsinnig, meine Gedanken kreisten nur noch darum und dann erschien Zzila mit einem fröhlichen Geknarre. Ich fauchte sie so sehr an, dass sie sofort erstarrte und mich mit großen verschreckten Augen anblickte. Nach einer kurzen Schrecksekunde hatte sie sich erstaunlich schnell gefangen und polterte zurück. Ich mühte mich ab, ihr zu erklären, warum ich so aufgebracht war und stieß abermals auf ihr Unverständnis. Zzila konnte nicht verstehen, warum ich Leila nicht hinterhergeeilt war. Warum ich sie nicht im Arm hielt und mit ihr darüber sprach. Ich

musste mit ihr sprechen, ihr zeigen, dass sie sich auf mich verlassen kann, dass ich kein böser Mann bin. Sie überschlug sich fast mit ihren Lauten. Sie schubste mich und verschwand. Ich stieg aus dem Teich und griff meine Sachen. Welche Gedanken mich im Moment am allermeisten quälten, kann ich gar nicht sagen. Es war wohl eine Mischung aus Wut und Sorge. Ich ging hinauf zur Höhle und sah, dass die Schilfmatte und der Efeu nicht vor dem Eingang waren. Im Inneren unterhielt sich Zzila mit Leila. Nun, so gut sie konnten. Ich blieb einen Moment stehen, wollte hören, was sie sagten. Zwei Sätze und ich stellte fest, dass Zzila nicht in der Lage war, aus Leila herauszubekommen, was vorgefallen war.

Ich lauschte einen Moment und entschloss, die beiden zu stören.

Es machte einfach keinen Sinn, noch länger rumzudiskutieren. Wir waren hier, auf diesem Planeten, die einzigen Menschen, wenn man den Ausführungen der Limfie Glauben schenken konnte.

Was machte es da für einen Sinn, die Dinge der Vergangenheit zu verheimlichen?

Vor allem, wenn sie solch gravierenden Einfluss auf die Gegenwart haben konnten. Ich platzte also mitten in die Diskussion der beiden und gab Zzila zu verstehen, dass sie gehen sollte. »Wir müssen reden«, sagte ich und setzte mich neben Leila. Sie wandte sich ab und schüttelte den Kopf.

»Leila, bitte, wir haben doch gar keine andere Wahl. Wir sind hier völlig auf uns gestellt. Bitte …«

»Ich kann … ich kann das nicht«, stammelte sie. »Wenn du mir nicht erzählst, warum du das nicht kannst, kann ich dir nicht helfen. Ich möchte dich verstehen, aber du sollst sehen, was die aktuelle Situation für mich bedeutet.«

Ich neigte meinen Kopf, um ihre Reaktion zu sehen. »Das kannst du nicht verstehen«, erwiderte sie stoisch.

»Wenn ich wüsste, wovon du redest, dann wüsste ich, was ich nicht verstehen kann. Im Augenblick gehen mir viele Gedanken durch den Kopf und zum einen würde ich deinen Mann gerne an die Wand nageln und zum anderen möchte ich dir begreiflich machen, dass dir das nie wieder passieren wird. Egal, was es war.«

»Warum willst du es dann so unbedingt wissen?«, fauchte sie mich an und die senkrechte Zornesfalte auf ihrer Stirn war so tief wie noch nie.

»Weil ich sonst nicht weiß, worauf ich aufpassen muss!«, polterte ich.

Ich war wütend, aber am allerwenigsten auf sie. Ich brachte diese Gedanken nicht aus meinem Kopf. Es war verrückt, sich auszumalen, was ein Mann einer Frau antun konnte, damit sie Angst hat sich hinzugeben. Hatte sie etwa nie die Freuden einer einvernehmlichen Vereinigung erfahren dürfen? Es konnte ja gar nicht anders

sein, dennoch wollte ich jetzt wissen, was vorgefallen war. Sie blickte mich an, zögerte einen Moment und sagte laut, »Nein!«

»Siehst du, schon hätten wir den wesentlichen Unterschied. Du bist vollkommen berechtigt dazu, Nein zu sagen. Das betrifft alles, was uns beide angeht. Du solltest aber berücksichtigen, dass auch ich Nein sagen darf«, ich versuchte, mich richtig auszudrücken. Sie blickte mich nur ungläubig an, daraufhin fuhr ich fort, »Du warst doch gerade so glücklich. Das konnte man spüren, dieser Stolz, der durch dich fuhr, als du mich besiegtest und dann hast du mich geküsst. Freiwillig und ich hatte das Gefühl, das war absolut keine Pflicht.« Mit einer Kopfbewegung versuchte ich dieser ‘Pflicht’ etwas Nachdruck zu verleihen. Sie schniefte und holte tief Luft, es entwich ihr aber nur ein tiefer Seufzer. Also musste ich weiter machen. »Warum denkst du, dass aus einem Kuss unweigerlich etwas entstehen muss, was du nicht willst? Vertraust du mir so wenig, oder was für eine Vorstellung hast du von dem Zusammenleben?«, bohrte ich weiter.

»Ich kenn’ das nicht anders« sagte sie leise und blickte zu Boden.

»Und ich kenne das nicht. Bei uns gibt es keinen Zwang, man küsst sich, wenn man das will, man umarmt sich, wenn man das will und nur wenn beide das wollen, geht es den Schritt weiter. Da darf es keinen Zwang geben, Leila, Zwang zerstört alles.«

Ich nahm sie in den Arm und sie ließ es zu. Sie weinte an meiner Schulter und ich flüsterte, »Schh, so etwas wird dir nie wieder passieren. Das verspreche ich.« Auch wenn ich gar nicht genau wusste, worum es ging. Ich wollte nicht weiter bohren, denn ich merkte, wie sehr sie das belastete. Sie blickte mich an und ihre Tränen rannen die Wangen hinunter.

Ich küsste ihr auf die Stirn und sagte, »Vertrau mir, bitte. Ich werde nichts tun, was du nicht selbst willst.«

Dann ließ ich sie los, zog die nasse Hose aus und legte mich neben sie in unser Bett.

Sie saß noch einen Moment am Rand, tat es mir dann aber gleich. Die nassen Hosen würden jetzt also ein paar Stunden hier rumgammeln, was ich nicht leiden konnte, aber ich beschloss für mich, dass es an diesem Tag keine Rolle spielte.

Eine Weile lagen wir Rücken an Rücken und meine Gedanken hinderten mich am Einschlafen. Aber die tägliche Siesta, während der Sommermonate, musste sein. Bei der Hitze war es kaum möglich, etwas Sinnvolles zu schaffen, es war einfach besser, sich eine Weile Ruhe zu gönnen und dann länger in den Abend hineinzuarbeiten. Im Sommer wurde es nachts ohnehin nie richtig dunkel, da der Mond und der Gasriese erst mit der Morgendämmerung das Spielfeld verließen.

Als ich erwachte, lag ich auf dem Rücken und sie ganz dicht an mich geschmiegt. Sie war immer noch so leicht, überhaupt keine Last. Dennoch wollte ich sie jetzt nicht aufwecken, also drehte ich mich vorsichtig zu ihr. Sie lag bereits so schön in meinem Arm, sodass ich sie nur noch ein wenig näher an mich ziehen musste. Ich vergrub mein Gesicht in ihren Haaren und atmete tief ein.

Dieser angenehme Geruch, den sie ausstrahlte. Ein wenig nach Erde, Laub und Harz. Sehr angenehm und obwohl sie beim Training immer wieder sehr ins Schwitzen kam, roch nichts an ihr unangenehm. Das vernebelte gerade meine Sinne. Fühlte ich mich genau in diesem Moment nur zu ihr hingezogen, weil ich unbedingt einmal Druck ablassen wollte? Als sie sich bewegte, lockerte ich meine Umarmung und tat so, als sei alles reiner Zufall. Vorsichtig stand sie auf, dachte offensichtlich, dass ich noch schlafen würde. Ich ließ sie in dem glauben und bewegte mich nicht. Leise war sie rausgeschlichen und hatte die nassen Hosen dabei mitgenommen. Ich blieb eine Weile liegen und beschloss, dass wir zum Fluss gehen würden.

Wir würden in den nächsten Tagen alles für die Wanderung vorbereiten und dann loslaufen. Ich wollte unbedingt einen weiteren Versuch starten, diesen Tintenfisch zu fangen. Sie musste endlich lernen, wie man schreibt.

* * *

Leila begann sich immer wohler zu fühlen. Markus hielt sein Versprechen und kam ihr nicht zu nahe. Er forderte nur, dass sie sich einbrachte in all die Arbeiten, die täglich anlagen und das, so musste sie zugeben, waren nicht wenige. Es war interessant, was er ihr erzählte und sie versuchte, so viel wie möglich von ihm zu lernen. Schnell hatte sie festgestellt, dass dieses Wissen ein großer Vorteil war. So gerne hätte sie gewusst, was dort alles auf den Rinden stand. Die Karte konnte sie mittlerweile recht gut deuten und genau so fand sie dann die Lichtung, auf der Flachs und das Getreide wuchsen. Sie hatte Getreide schon gesehen und sie hatte Bedienstete beobachtet, wie sie es verarbeiteten und letztlich Brot daraus buken. Sie wollte endlich etwas Eigenes zum gemeinschaftlichen Leben beitragen und so packte sie all ihre Energie in die Herstellung dieser Fladen. Es war logisch, dass Leila stolz war auf ihr Ergebnis und sie fühlte sich so akzeptiert, als Markus dieses Gefühl mit ihr teilte. Sie war also doch nicht nur nutzloser Ballast, so wie Jean das häufig zu ihr gesagt hatte. Und dann waren da eben all die Dinge, die sie mit Jean erlebt hatte. Als sie auf der Lichtung den Flachs entdeckte, hatte sie sich ablenken wollen, zu viele Erinnerungen kreisten in ihrem Kopf. All die Demütigungen, die sie über sich ergehen lassen musste. Sie dachte, das sei normal. Bis sie auf Markus traf. Lafaree waren wirklich in keiner Weise diese grausamen Monster, wie man ihnen weis-

machen wollte. Das war Jean. Jean war dieses Monster und genau dieses quälte sie jede Nacht. Je mehr Leila lernte, desto wohler fühlte sie sich in Markus Gegenwart. Sie achtete sehr darauf, seinen Anweisungen exakt zu folgen. Er hatte hier völlig allein überlebt. Definitiv, war er der ältere und erfahrenere hier und er hielt sich an die Abmachung. Markus hatte viel Geduld mit ihr und er forderte sie. Da blieb es nicht aus, dass sie sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte. Sie trainierte bis zum Umfallen und dann kam diese Gelegenheit. Leila hatte gesehen, dass er unaufmerksam war und sie reagierte sehr schnell. Sie schlug ihm seinen Stab aus den Händen. Was für ein Hochgefühl. Noch nie hatte sie das so gefühlt, sie war noch nie so stolz auf sich selbst und dann küsste sie ihn einfach. Das hatte sie ebenfalls noch nie gemacht, einen Mann von sich aus geküsst und das war ebenfalls neu und aufregend. Eigentlich wollte sie sehen, wie weit das gehen würde, aber der Dämon der Vergangenheit tauchte auf. Die Angst vertrieb dieses Hochgefühl und sie fing an, sich zu schämen. Ein unsinniges Gefühl, denn es gab nichts, vor dem sie sich schämen müsste. Dennoch wollte Leila nicht, dass Markus erfuhr, was sie so bedrückte. Sie wollte diesmal wirklich alles richtig machen. Dieser Mann gab ihr so viele Freiheiten, er zeigte ihr, wie sie sich selbst verteidigen konnte, wie sie vielleicht sogar allein überleben könnte. Es fühlte sich so richtig an und dennoch machte es ihr eine Heidenangst. Wenn Jean sie geküsst hatte, lief das immer auf dasselbe hinaus und das war alles andere als schön. Davor hatte sie Angst. Sie hatte Angst, dass es so werden würde, wie es mit Jean war.

Der Fluss

Solange ihre Schulter nicht vollständig einsatzfähig war, hatte ich große Ausflüge vermieden.

Als es ihr besser ging, hatte ich sie trainiert und nun ging es ihr körperlich so gut, dass sie mich tatsächlich in einem Kampf geschlagen hatte. Die körperlichen Wunden waren verheilt, aber es schien mir, dass der Geist noch litt. Vielleicht konnten wir gemeinsam etwas daran ändern. Vielleicht tat ihr ein wenig Ablenkung gut. Also begann ich, unseren Ausflug vorzubereiten.

Wir studierten die Karte und versuchten, uns die Route gut einzuprägen. Immerhin mussten wir den Weg zurück finden. Selbst wenn uns die Limfies mit Sicherheit dabei behilflich sein würden, so wollte ich, dass wir das auch selbst konnten. Leila buk einige Fladen und verpackte sie sorgfältig mit den verwebten Halmen. Ich hatte Fleischstücke im Bananenblatt gegart und ebenfalls sorgfältig verpackt. In all den Jahren war ich nur zwei Mal am Fluss. Beide Male hatten die Flussmonster meinen Forscherdrang abrupt gebremst. Ich hatte nicht nur einen Heidenrespekt vor diesen Viechern, nein, sie ängstigten mich und ich fühlte mich am Flussufer einfach

nicht wohl. Nur gab es ausgerechnet dort den Tintenfisch und, das hatte ich nachgelesen, die Bäume, deren Rinden sich, gemäß meines Vorgängers Beschreibung, gut als Papierersatz nutzen ließen. Dieser Fluss, zu dem wir lange vor Sonnenaufgang aufbrechen wollten, war der größte, den man vom Berg oberhalb der Stele sehen konnte. Katalis war mit vielen Flüssen durchzogen, aber dieser eine war so breit, dass er den Wald sichtbar teilte.

Der Sommer machte diese Jahr wirklich seinem Namen alle Ehre. Die beste Zeit, um sich auf den Weg zu machen, war also noch fast in der Nacht. Auf Katalis wurde es dank des Gasriesen praktisch nie stockdunkel. Im Winter gab es ein oder zwei Wochen, aber dann thronte dieser große Ball am Himmel, alles war durch sein fahles Licht erhellt. Ich hatte also wenige Stunden geschlafen, war aufgestanden und kontrollierte unseren Proviant, den wir uns auf den Rücken binden würden. Drei Schläuche mit Wasser hatte Leila gefüllt und hergerichtet. Sie stand auf und machte sich fertig. Ich half ihr dabei, ihre Beine zu schützen. Wir waren uns einig, dass niemand scharf auf Insektenbisse war. Da wir noch in der Nacht losliefen, hatten wir unsere Jacken an. Meine Schuhe hatte ich schon lange durch selbst gefertigte Mokassins aus Leder ausgetauscht. Leilas feste Schuhe ergänzten wir jedes Mal durch ein Leder, welches wir ihr um die Waden wickelten. So war sie bestens gegen die beißwütigen Krabbler gewappnet. Das Wasser würde sicherlich bis zum Fluss reichen. Wir banden uns unsere Beutel gegenseitig auf den Rücken, gingen sicher, das Feuer gelöscht zu haben und ich stellte die Schilfmatte an Ort und Stelle, während Leila sorgfältig den Efeu darüber drapierte. Danach marschierten wir los.

In sicherer Entfernung wurden wir von den Limfie begleitet. Allerdings hatte ich die beiden gebeten, sich zurückzuhalten. Leila brauchte diesen Ausflug. Vor allem wollte ich, dass sie sich bewusst wurde, dass sie das auch ohne die Hilfe von außen bewältigen konnte. Mein letzter Ausflug zum Fluss war schon so lange her, sodass ich gar nicht mehr wusste, wie mühselig sich das gestalten konnte. Das Dickicht hatte sich seither noch dichter verwoben und zwang uns immer wieder, es zu umgehen. Ich hoffte, dass wir uns dadurch nicht verliefen. Gut, zur Sicherheit waren die Limfie dabei, aber das wusste nur ich. Wie ich schon sagte, ich wollte, dass Leila diese Erfahrung machte, ohne zu wissen, dass ihr jemand jederzeit zu Hilfe kommen konnte. Ja, ich war bei ihr, aber letztlich hatte auch ich den Weg zu den Stelen nicht zurückgefunden.

Stellenweise wateten wir knietief durch Bäche oder brackige Pfützen. Dort, wo es ging, schlugen wir uns mit den Speeren und den Holzknüppeln durch das Gestrüpp. Das war anstrengend und so kam es, dass wir weitaus früher unser Lager aufschlugen, als ursprünglich geplant. Bei der Hitze war es nicht möglich, lange Zeit durchzuhalten. Wir suchten uns ein schattiges Plätzchen, prüften den Untergrund, auf irgendwelches Ungeziefer und Unebenheiten, schließlich wollten wir hier in Ruhe

unser Mittagsschläfchen halten. Dennoch war es nicht angenehm, so verschwitzt und dreckig eine Pause einzulegen. Zusätzlich verlängerte sich unsere Reisezeit, leider.

So saßen wir dann, vor der Sonne geschützt, im Dickicht und warteten darauf, dass die Hitze etwas nachließ. Leila hatte Fladenbrot ausgepackt und kaute gedankenverloren auf einem Bissen herum.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich. Sie nickte.

»Sag mal, bilde ich mir das eigentlich ein, oder gibt es hier dieselben Pflanzen, wie auf der Erde, nur viel größer?«, fragte sie.

Ich musste unweigerlich lächeln.

»Warum lachst du? Ich weiß, ich kenn' mich nicht sonderlich gut damit aus, aber ein paar Pflanzen hab' ich früher schon gesehen. Der Farn hier ist groß wie ein Baum und die Blüte einer Schlüsselblume, groß wie ein Laib Brot.«

Sie wirkte fast beleidigt, als ich weiterhin lächelte.

»Ich hab' dich nicht ausgelacht, Leila. Es freut mich, dass du solche Dinge bemerkst. Manche Sachen sind größer, andere wieder viel kleiner«, erklärte ich und reichte ihr ein winziges Blatt. »Das ist ein Eichenblatt. Hier ist es hundertmal kleiner als in unserer Heimat und ich selbst musste mehrfach hinsehen, bevor ich diese winzigen Bäume erkennen konnte. Sie sehen fast aus wie Moos, ähneln in ihrer Struktur aber den Bäumen unserer Heimat«, erklärte ich.

»Ist dann alles irgendwie genau umgekehrt?«, fragte sie.

»Nicht alles. Denk an die Hasen oder die Ziegen und es gibt die Limfie. Soviel ich weiß, sind sie nicht die Einzigen ihrer Art hier. Nur eben die Einzigen in unserer Nähe.«

»Du meinst, es gibt noch andere Wesen hier?«, fragte sie.

»Ich bin mir ziemlich sicher. Wie lange dachten die Menschen, sie seien die einzigen im Universum und sieh uns an, wir sitzen in einem riesigen Wald, auf einem Planeten, wahrscheinlich sogar nur ein Mond, der um einen riesigen Gasriesen kreist. Die Bedingungen hier sind optimal, es gibt Luft zum Atmen, Wasser zum Trinken und Nahrung im Überfluss. Nur Metall gibt es hier nicht. Das macht das Überleben mühselig, aber vielleicht ist das ganz gut so.« Ich legte eine kleine Schweigeminute ein, in der ich diesen Gedanken reifen ließ. Sicher, es war immer mühselig, mit den Steinsplittern die Dinge zu bearbeiten. Es hatte aber definitiv seine Vorteile. Leila dachte ebenfalls nach und sagte dann,

»Es ist gut, dass es hier keinen Stahl gibt. Wir hätten uns doch schon lange die Kehlen aufgeschlitzt.«

Betroffen blickte sie zu Boden und ich musste ihr zustimmen. Was hatte dieser elende Krieg nur aus uns Menschen gemacht? Ich lehnte mich an den Baum, unter dem wir im Dickicht rasteten und schloss die Augen. Ein wenig ruhen während

dieser unerträglichen Hitze. Selbst den Grillen war es heute zu heiß. So leise wie an diesem Tag war es selten. Immerhin gab es hier eine Fülle an Vögeln und anderem Getier. Ob diese nun auch so intelligent waren, wie die Limfie, war fraglich. Lange hatte ich überlegt, ob es noch andere intelligente Lebewesen auf Katalis gab. Vielleicht einmal, vor langer Zeit. Vielleicht gab es einst wirklich Menschen hier und eine winzig kleine Hoffnung hegte ich weiter, dass wir vielleicht nur noch keinen Menschen begegnet waren, weil ich bisher immer nur auf der einen Seite des Flusses gewesen war. Es war unmöglich, diesen Fluss zu queren, selbst wenn es mir gelingen sollte, ein stabiles Boot zu bauen. Die Flussmonster machten so ein Unterfangen unmöglich. Ihrer Beißkraft hielt kein Holz stand. Wir saßen schwitzend und erschöpft im Dickicht und versuchten, etwas Ruhe zu finden. Sobald es abkühlte, würde ich zum Aufbruch drängen. Wir mussten noch ein Stück laufen, bevor wir zu dem Baum gelangten, auf dem ich das letzte Mal die Nacht verbrachte. Damals hatte ich das Gefühl, ich sollte lieber nicht auf dem Boden schlafen. Es war ein Gefühl, ich wusste nicht, dass es andere Raubtiere, als das Flussmonster gab. Ich war bisher noch keinem solchen Tier begegnet, glücklicherweise.

Der Wald lichtete sich und wir standen auf einer großen Lichtung. Der allgegenwärtige Geruch nach feuchter Erde und Harz wurde durch einen blumigen Geruch nach Blütenhonig durchbrochen. Man konnte den großen Baum, in dessen tief herabhängenden, kräftigen Astgabelungen ich damals meinen Schlafplatz gerichtet hatte, kaum übersehen. Leila seufzte erleichtert. Es schien, als fühlte sie sich im Laufe der letzten Stunde zunehmend unwohl. Hier, auf der Lichtung, gab der Gasriese ausreichend Licht, sodass wir ohne die direkte Sonne in der Lage waren, unser Nachtlager aufzuschlagen. Ich legte meinen Beutel mit dem Proviant ab und kletterte auf den Baum. Leila beobachtete mich unsicher und ich ermutigte sie, solange es noch hell genug war, ein paar Dinge zu sammeln, so benötigte ich ein paar große Palmblätter. Sie legte ihre Taschen ab und machte sich sogleich auf die Suche. Wenig später erschien sie mit einigen ausgewählten Palmwedeln und reichte sie zu mir herauf. Ich hatte eine Astgabelung ausgesucht, die stark genug war, um uns zu tragen, aber dennoch nicht zu tief herunter hing. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte das Gefühl, dass uns noch etwas ganz anderes überraschen könnte.

Ich verflocht die Wedel zu einer stabilen Matte und fixierte sie mit Lianen, die Leila entdeckt hatte. Unsere Beutel mit dem Proviant hängte ich an einen abgebrochenen Ast und dann half ich ihr nach oben zu klettern. Wir aßen gemeinsam einen Fladen mit Fleisch und Ulkoknolle und vermissten beide die Soße, die das Ganze doch etwas delikater gemacht hätte. In einem angeregten Gespräch tauschten wir die Ideen, wie wir eine herstellen könnten und der Gedanke an das Einfangen einiger Ziegen wuchs. Wir wären vielleicht wirklich in der Lage, sie zu zähmen und zu

melken und Milch oder Käse herzustellen. Wir sollten uns auch auf die Suche nach dem Ton machen, aus dem unser Vorgänger die Schale und den Teller sowie all die Töpfe und Tiegel gefertigt hatte. Eine Pfanne, in der wir, mit etwas Fett, Fleisch anbraten konnten, gäbe bestimmt einen tollen Bratensaft, den man dann wiederum zu einer leckeren Soße verarbeiten könnte. Ich war begeistert von dem Einfallsreichtum, den Leila an den Tag legte. Warum hatte man sie das niemals ausleben lassen? Sie wäre ein wirklich gutes und produktives Mitglied unserer Gemeinschaft gewesen. So wie es schien, war ihr das in die Wiege gelegt worden. Ich war schon gespannt, was da noch alles zum Vorschein kam, fühlte es sich doch an, wie die Seiten eines unbeschriebenen Buches, die erst gefüllt werden müssten. Ich hatte einen Lehrer, der mich für den Kampf vorbereiten sollte, aber mein Kopf war so voll von Informationen und ich war nicht mehr in der Lage, viel mehr aufzunehmen. So sagte er eines Tages zu mir: ‘Leere die Seiten deines Buches, nur so bist du offen für Neues.’ Nachdem ich das verstanden hatte, nachdem ich verstanden hatte, was er damit meinte, fiel es mir viel leichter, seine Lektionen zu verinnerlichen. Leila war ein unbeschriebenes Buch und sie würde jetzt auf jeden Fall in die Richtung gehen, in die ich sie leitete. Keine Fehler, die durfte es jetzt nicht geben. Ich musste aus ihr eine Lafaree machen, um Werte wie Empathie, Nächstenliebe und Zusammengehörigkeit zu festigen. Dennoch war mein ehrgeiziger Plan mit vielen Fehlern behaftet, die uns leider noch zu schaffen machen würden. Aber das wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht und ob das nun gut war oder nicht. Ich weiß es nicht. Immerhin dachte ich, wir wären für ewig hier gefangen, allein, nur wir beide. Sogar der Nachwuchs würde uns verwehrt bleiben, sollte sich Leila dazu entschließen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen.

Nach unserem ausgiebigen Gespräch legten wir uns auf das Geflecht, das erstaunlich stabil war. Leila legte sich in meine Arme und wir betrachteten durch das Blätterwerk hindurch den Himmel. Deutlich war der Gasriese zu sehen. Die Farben eines Regenbogens umschlossen ihn, aber nicht gleichmäßig, sondern in Wellen oder durch andere Farben gekreuzt. Wir sprachen über das Universum und ich erklärte ihr das Modell der Galaxie. Das, was ich darüber wusste, versuchte ich so verständlich wie möglich darzulegen. Ich erklärte ihr die Planeten unseres Sonnensystems und dass ich vermutete, dass Katalis nur ein Mond des Gasriesen war. Nicht wie unsere Erde, ein Planet, der sich um die Sonne drehte. In unserem heimatlichen Sonnensystem gab es so einen Gasriesen nicht. Deswegen vermutete ich, dass wir in einer völlig fremden Galaxie gelandet waren.

Leila hörte meinen Erklärungen schweigsam zu und sagte irgendwann: »Ich fühle mich so winzig, wenn ich auf diese riesige bunte Murmel blicke. Sind wir wirklich nur ein Staubkorn in all diesen riesigen Universen?«

Ich blickte sie an und sagte: »Besser hätte ich es nicht ausdrücken können.«

»Das bedeutet, dass du es auch nicht weißt, hab' ich recht?«, hängte sie an und ich antwortete: »Du hast recht, ich weiß es nicht.«

»Was glaubst du, werden wir das herausfinden?«, fragte sie.

»Es spielt doch keine Rolle, was ich glaube. Wir sind hier und fast alles, was es hier auf Katalis gibt, existiert auf der Erde nicht und wenn, dann sind die Dimensionen vertauscht. Ich denke, wir beide haben die einmalige Chance, unseren ganz persönlichen Frieden zu finden, nur das zählt für mich.«

Ich räusperte mich, um meine trüben Gedanken zu vertreiben. Leila kuschelte sich an mich, und wenige Minuten später hörte ich ihren gleichmäßigen Atem. Sie war eingeschlafen. Ich blickte noch eine Weile durch die Baumkrone in den Nachthimmel und schlief dann auch.

In den frühen Morgenstunden erwachte ich durch ein seltsames Geräusch. Es klang wie eine Mischung aus dem Schnüffeln eines Hundes, der eine Spur aufgenommen hatte, und dem Schnauben eines Pferdes. Ich richtete mich auf und suchte im fahlen Licht des Gasriesen nach der Ursache und dann sah ich sie. Eine Gruppe hundeähnlicher Wesen. Von der Statur her erinnerten sie mich an Hyänen, die Hinterläufe waren kürzer als die Vorderläufe. Der Brustkorb der struppigen Gesellen war mächtig ausgeprägt, was auf einen kraftvollen Angreifer schließen ließ.

Angespannt beobachtete ich, was diese Gruppe von sechs Tieren auf dieser Lichtung tat. In all den Jahren hatte ich sie nie bemerkt. Waren das nun eher Wölfe oder Hunde? Auch ihre Fellfärbung irritierte mich ein wenig, denn ich konnte sie nicht zuordnen. War das grau oder braun? Im schummrigen Licht konnte man das kaum unterscheiden.

Als Leila mich anfasste, rutschte mir vor Schreck das Herz in die Hose. Gerade noch schlief sie, schon hatte sie sich aufgerichtet und sich ebenfalls auf die Lichtung konzentriert. Sie flüsterte mir zu: »Was ist das?«

Ich legte den Zeigefinger auf meine Lippen, weil ich das Gefühl hatte, dass wir möglichst kein Geräusch machen sollten, aber es war schon zu spät. Die Tiere hatten uns wahrgenommen, hoben sofort die Köpfe und wandten sich uns zu. Sechs Köpfe, die zuerst intensiv den Waldboden geschnüffelt hatten, drehten sich uns zu und ich sah zum ersten Mal das Gesicht dieses Wesens. Ich spürte, wie Leila ihre Fingernägel in meinen Unterarm grub und versuchte, ihr Entsetzen zu unterdrücken. Mein Forscherdrang betrachtete diese Wesen mit einer respektvollen Distanz. Auch wenn ich wirklich neugierig war, als ich in das Gesicht dieses Räubers blickte, war mir durchaus klar, dass ich keine direkte Bekanntschaft mit einem von ihnen machen möchte. Dieses Wolfstier hatte vier Ohren, die sich perfekt in jede Richtung ausrichten konnten. Es konnte also auf die feinsten Geräusche reagieren. Obendrein besaß es vier Augen. Die Hauptaugen wirkten wie die Augen eines Hundes, die zusätz-

lichen Augen lagen etwas weiter vorn am Nasenrücken. Dieser endete nicht wie gewohnt in einem Nasenspiegel, sondern in Nüstern, ähnlich derer eines Pferdes, die links und rechts des Nasenrückens angeordnet, für das auffällige Geräusch sorgte. Erschreckenderweise begab sich das größte Tier genau zu unserem Baum, stellte sich am Stamm auf und just in dem Moment, als ich dachte, es würde anfangen zu jaulen oder zu bellen, stimmte es einen faszinierenden Gesang an. So faszinierend, dass ich dachte, ich hätte langsam nicht mehr alle Sinne bei mir. Beinahe wäre ich herabgestiegen, aus meinem sicheren Nest in der Höhe und fast hätten wir beide das getan, hätte nicht plötzlich ein grausiges Kreischen den Himmel erfüllt. Der Gesang verstummte abrupt, genau wie das Gefühl, dem unbedingt nachzugeben. Wir hörten das Schlagen von Flügeln, von großen Flügeln und die sechs Wolfs-ähnlichen Tiere huschten auf leisen Pfoten in das Unterholz. Das Geräusch des Flügelschlags entfernte sich in die gleiche Richtung, in der die Wolfstiere verschwunden waren. Leila blickte mich verstört an und hauchte, »Was war das?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich und fügte hinzu, »ich habe diese Tiere noch nie gesehen.«

Gab es also doch mehr auf Katalis, als ich mir eingestehen wollte?

Ich würde die Limfie auf jeden Fall bei der nächsten Gelegenheit darauf ansprechen. Zusammengekauert verbrachten wir den Rest der Nacht. Keiner von uns beiden konnte ein Auge schließen, so sehr beschäftigte uns das. Als die Sonne die ersten Baumwipfel beleuchtete, begann ich, unsere Sachen zusammenzupacken. Leila tat es mir gleich und band sich ihren Proviantbeutel auf den Rücken, bevor sie sich vorsichtig am Stamm heruntergleiten ließ. Ich fand das sehr mutig, da sie als erste die Lichtung betrat und gar nicht lange wartete, bis ich ihr folgte. Sie hielt den Speer bereit und beobachtete den Waldrand. Ich war stolz auf sie, als ich den Stamm hinunterglitt und ihr folgte. Leila hatte viel gelernt, sie hatte viel Selbstbewusstsein aufgebaut und sie bewies mir deutlich, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Sie vertraute mir, weil ich schon so lange hier war. Wie sollte ich ihr das dann erklären, dass ich ebenfalls noch nie etwas von diesen Tieren gesehen hatte?

Es beruhigte mich ein wenig, dass sie keine Fragen stellte. Vielleicht hatte sie gedacht, dass ich wusste, wie wir damit umgehen mussten, weil ich sie ermahnte, still zu sein. Egal, ich würde ehrlich zu ihr sein und ihr erklären, dass ich diese Wesen nicht kannte und schon gleich gar nicht dieses fliegende Etwas, das wir nur gehört und nicht gesehen hatten.

Stunden später erreichten wir dann endlich das Ufer des Flusses. Während ich meine alte Raststätte anstrebte, merkte ich nicht, dass sich Leila nicht mal entkleidete, als sie sich mit freudiger Wonne ins Wasser begab.

Hatte ich wirklich vergessen, sie zu warnen? Wie konnte ich nur?

Sie stand schon bis zum Bauchnabel in dem angenehm kühlen Wasser, als ich sie ruppig zur Seite stieß, um sie vor dem Angriff des Flussmonsters zu bewahren. Glücklicherweise landete ich gleich mit dem ersten Stoß einen Treffer. Der Speer bohrte sich durch das weit aufgerissene Maul des Viehs und mit einem kräftigen Schwung gelang es mir, das Monster mitten auf den Sandstrand zu katapultieren. Ich packte Leila und zog sie eilends an Land, bevor sich auch schon die Horde der restlichen Fischmonster über sie hermachen konnte. Das Wasser brodelte durch die Bewegungen und man hörte das Schnappen der messerscharfen Kiefer. Ein gruseliges Geräusch und Leila stand am Ufer und betrachtete das schäumende Aufbegehren dieser hungrigen Flussmonster mit Entsetzen.

Ich war wütend, vor allem auf mich selbst. Mir war es im Traum nicht eingefallen, Leila nach dieser Nacht auf etwas vorzubereiten, was noch viel gruseliger war als diese Wolfswesen. Wütend trat ich mit Schwung gegen das gestrandete Monster und kickte es dabei noch ein weiteres Stück den Strand hinauf. Mich interessierte es keine Sekunde, dass es dort lag, japste, die Kiefer zusammenschlug und mit den Kiemen flatterte, bis es in den letzten Zügen seine vier Augen verdrehte und sein Leben aushauchte. Es hätte mich mit gleicher Genugtuung verspeist, also warum sollte ich Mitleid haben? Verrückt, worüber ich mir alles Gedanken machte, oder?

Ich war einfach nur froh, dass Leila nichts geschehen war und ich konnte ihr nicht mal einen Vorwurf machen, war ich es doch, der vergessen hatte, ihr zu sagen, dass sie niemals in diesen Fluss gehen durfte. Sie stand immer noch wie angegossen am Ufer und blickte starr auf das schäumende Wasser vor ihr. Gierige Kauleisten in verschiedenen Größen versuchten sich zu übertreffen und ein winziges Stück der gewitterten Beute zu erhaschen. Sie wäre diese Beute gewesen und ihr Gesichtsausdruck zeigte mir, dass sie das wusste. Sie blickte mich vorwurfsvoll an und hatte absolut recht damit.

»Leila, es tut mir leid, aber ich kann jetzt nicht«, fauchte ich und wandte mich ab. Ich ballte die Fäuste, stampfte in den Sand, sodass er davonstiebte und ließ meinem Frust freien Lauf. Hatte ich sie nicht leichtsinnig in diese Falle laufen lassen, obwohl ich um die Gefahr wusste? Ich hätte sie durch eines dieser Monster verlieren können. Hier stand ich jetzt, wütend und verzweifelt und wurde mir gerade bewusst, dass mir bereits viel mehr an ihr lag, als nur eine nette Gesellschaft. Ich wollte auf keinen Fall, dass ihr irgendetwas passieren würde, ich fühlte mich bereits viel mehr zu ihr hingezogen, als ich mir eingestehen wollte und ich hatte das gerade alles aufs Spiel gesetzt.

Ich zuckte zusammen, als sie mir sanft die Hand auf die Schulter legte. Sie sagte nichts, sie blickte mich mit ihren zweifarbigen Augen nur an, da war kein Vorwurf in ihrem Gesichtsausdruck, was mich veranlasste, sie fest zu umfassen und an mich zu ziehen. Ich flüsterte, »Es tut mir leid«, in ihr Ohr. Leila erwiderte die

Umarmung und drückte sich fest gegen mich. Sie sagte nichts. Zum ersten Mal spürte ich ihren Herzschlag, ganz nah bei mir und dann flüsterte sie. »Es muss dir nichts leidtun.«

In diesem Moment war ich ihr so nah wie nie zuvor, jetzt und hier schien alles möglich und ich war mir sicher, dass sie sich jetzt völlig hingeben könnte. Einen Moment nur und ich war mir darüber im Klaren, dass dies einfach nur ein Ausnutzen der Situation wäre, also küsste ich sie auf die Wange und wisperte, »So weit ist es noch nicht und du weißt, dass es jetzt falsch wäre.« Ich hatte mein Verlangen scheinbar gut unter Kontrolle.

Sie legte beide Hände auf meine Wangen, drückte ihre Stirn an meine, blickte mir tief in die Augen und sagte, »Jetzt noch nicht, aber wer weiß.«

Sie straffte sich, was man in jedem Muskel spüren konnte, löste ihre Stirn von meiner, schloss die Augen und küsste mich erneut. Daraufhin drückte sie sich von mir weg und drehte sich um.

Mir fiel erst jetzt auf, dass sie von oben bis unten voller Sand war. Es klebte förmlich an ihr. Sie schüttelte sich und versuchte, das Gröbste loszuwerden, was sich nicht einfach gestaltete. Sie streifte Arme und Beine ab und man sah ihr an, dass sie sich zu gerne gewaschen hätte. Aber wer würde sich bei diesen Monstern noch ins Wasser wagen?

Das Monstrum hatte sich durch seine letzten Atemzüge gequält und lag jetzt einfach wie ein nasser Sack im Sand. Ein nasser Sack, der geschützt durch einen glänzenden Schuppenpanzer nicht einmal im Tod zu knacken war. Es war nicht mal möglich, einzelne Schuppen zu entfernen oder einzelne Zähne. Beides hätte man sicherlich gut gebrauchen können, so scharf wie die Kanten der Schuppen waren und so spitz die Zähne. Aber wir Menschen kamen nicht daran.

Während ich begann, unser Lager herzurichten und Holz für das nächtliche Lagerfeuer zu schlichten, ging Leila das Ufer ab. Ich beobachtete, wie sie sorgsam die Wasseroberfläche im Auge behielt. Diese Biester waren immer noch da draußen und warteten nur darauf, dass einer von uns einen Fuß ins Wasser setzen würde. Wenig später kam sie mit einem Schildkrötenpanzer zurück und begann in sicherer Entfernung zum Wasser ein Loch auszuheben. Ich beschäftigte mich damit, unser Lager herzurichten und beobachtete sie nur aus dem Augenwinkel heraus. Noch erschloss sich mir nicht, was sie dazu veranlasste, in dieser schweißtreibenden Hitze, mit dem Panzer einer Schildkröte, ein tiefes Loch im Sandboden auszuheben. Als sie aber dann aus dem tiefen Loch stieg und mit dem Panzer einen Graben zum Wasser aushob, sah ich, wie das Wasser langsam in die Grube lief. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Loch vollgelaufen war und Leila musste den Graben immer wieder ein wenig mehr freischaufeln, aber letztlich füllte sich eine ganze Wanne voll mit Flusswasser. Was für eine kluge Frau und was für eine Verschwendung für ein

Volk der Galischen Männer, die nicht zu schätzen wussten, was für ein einfallsreiches Köpfchen hinter dieser schönen Frau steckte. Bevor ich mich versah, warf sie den Schildkrötenpanzer zur Seite und sprang in das Loch. Auch wenn das Wasser nicht so klar und rein, wie das Wasser des Quellsees war, so hinderte es sie nicht daran, in dieser schaumigen Brühe, unterzutauchen und prustend wieder aufzutauchen. Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und jauchzte erfreut. Unweigerlich musste ich schmunzeln. Leila war so weit gereift, dass sie sich durchaus selbst verteidigen konnte. Sie war beim besten Willen nicht mehr auf mich angewiesen und das erfreute mich. Es gab wirklich keine schlimmere Situation als die, dass ein Mensch nur mit dir zusammen war, weil er auf dich angewiesen war. Viel schöner war es, wenn das ganze aus freiem Willen … Das versetzte mir abermals einen Stich, wir hatten immer noch keine Wahl, wir waren hier völlig auf uns angewiesen. Sicher konnte jeder von uns mittlerweile alleine überleben, aber wollten wir das auch? Ich nicht. Lang genug war ich alleine und Mutter Natur hatte mich wahrlich genug geprüft. Ich wünschte mir so sehr, sie würde sich endlich ganz öffnen. Aber diese Entscheidung legte ich in ihre Hände.

Eine Weile beobachtete ich sie und fragte dann: »Darf ich auch in dein Loch?«

Sie blickte mich an und antwortete, »Ja, warum nicht?«

Ich entkleidete mich vollständig, was ein paar irritierte Blicke hervorrief. Als ich so nackt in das Loch stieg, hatte ich das Gefühl, dass sie sich gar nicht mehr wohlfühlte.

»Was ist?«, fragte ich sie und hielt meinen Kopf schief. »Ich … ach nichts«, stammelte sie und die Schamesröte stieg ihr in den Kopf.

»Vielleicht fühlst du dich besser, wenn du dich auch ausziehst?«, sagte ich beiläufig und konnte augenblicklich sehen, wie ihr Kopf noch roter wurde.

»Leila, wir schlafen seit Wochen in einem Bett, glaubst du wirklich, dich nackt zu sehen, würde etwas an meinem Respekt dir gegenüber ändern?«

Ihr Mund stand offen, ihr hübscher Kopf schien wie wild zu arbeiten. Sie suchte nach Worten und fand offensichtlich keine. »Nun leg schon ab, ich schaue dir nichts weg«, ermutigte ich sie.

Sie tauchte im trüben Wasser unter und wenig später schlenzte sie ihre Hose an den Strand. Ich musste grinsen, was sie nicht sonderlich nett fand. Sie zögerte, ihr Oberteil auszuziehen. Ich ließ es mir nicht nehmen, sie genau zu beobachten. Sie versuchte, so gut es ging, ihre Brust zu verdecken. Offensichtlich fühlte sie sich barbusig in meiner Gegenwart nicht sonderlich wohl

»Leila, das bisschen Busen bringt mich nicht aus meiner Ruhe, da müsstest du schon etwas mehr aufwarten«, entwich mir schnippisch. Ihre Augen zogen sich zu schmalen Schlitzen. Ich hatte es offensichtlich übertrieben. So sehr, dass sie

einen Batzen nassen Sand in ihren Händen formte, aufstand, mir ihren nackten Oberkörper zeigte und mit voller Wucht einen feuchten Klumpen Sand in mein Gesicht klatschte. Das, was ich gesehen hatte, bevor ich lauter Sand in meinen Augen hatte, hätte ich gern angefasst. Der gut sichtbare Rippenbogen zeigte mir, dass sie immer noch nicht genug Fleisch auf den Knochen hatte. Der Bauch, mehr als bis zum Bauchnabel konnte ich nicht sehen, war flach und die Muskulatur zeichnete sich deutlich ab. Die Brust war klein und straff, höchstens eine Handvoll und dennoch hätte ich jetzt gern … Sollte ich? Nein, das war nicht der richtige Moment.

Ich versuchte, den Sand aus meinen Augen zu waschen und stand auf. Ich scheute mich nicht, weiterhin nackt am Strand herumzulaufen. Wer würde daran Anstoß nehmen? Die Flussmonster? Wohl kaum. Leila hingegen entfaltete das weiche Leder ihrer Gamaschen und band es sich als Schurz um ihre Lenden. Ihr Hemd, das sie bei ihrer Ankunft getragen hatte, zog sie durch das Wasser und nachdem das Gröbste an Sand entfernt war, zog sie es an. Sie bedeckte damit die Stellen ihrer Haut, die noch keine natürliche Bräune aufwiesen. Obwohl ich mich sicherlich an ihrer Nacktheit erfreut hätte, war es vernünftig. Wir hatten keine unserer Pasten mitgenommen, das wartete alles zwei Tagesmärsche von hier entfernt. Wenn sie sich die Haut verbrannt hätte, dann müsste sie damit zurechtkommen, ohne Heilpaste und ohne Linderung. Da sie mich immer wieder mit einem strafenden Blick ansah, nahm ich mir das zweite Leder und band es um meine Hüften. Wenn es sie beruhigte, dann sollte mir das recht sein.

Wir verbrachten also die größte Zeit des Tages damit, das Lager aufzubauen. Immerhin wollten wir ein paar Tage hier bleiben. Ich musste den Fisch finden, der die Tinte abgab und die Bäume, deren Rinde man so schälen konnte, dass man eine Art Pergament daraus erhielt. Der Proviant, den wir mit uns trugen, war knapp kalkuliert und ich hoffte, wir würden noch etwas anderes Schmackhaftes finden. Unser Vorgänger hatte ja hierzu wertvolle Hinweise hinterlassen. Ich wollte mich darauf konzentrieren, es schien mir wichtig, dass Leila lesen lernte und dann auch schreiben.

Die Feuerstelle war gut hergerichtet und ich konzentrierte mich darauf, unser Nachtlager vorzubereiten. Diesmal wollten wir nicht auf einem Baum schlafen, denn dann hätten wir ausnahmslos recht weit in die Höhe klettern müssen. Außerdem gab es oben, in den palmähnlichen Baumkronen, keine Astgabelungen, zwischen denen ich die Palmwedel verweben könnte. Ich entschloss mich also, eine Mulde zu graben, die ich mit einem hölzernen Konstrukt überdachen wollte. Hier würde ich dann wieder die Palmwedel miteinander zu einer festen Matte verknüpfen und auf ebenso einer Matte würden wir ruhen. Ich schickte Leila also in das Dickicht, um die Blätter hierfür zu schlagen.

Während sie also die Blätter für unser Nachtlager sammelte, hob ich mit diesem, äußerst praktischen, Krötenpanzer die Mulde aus und konstruierte aus einigen Ästen das Gestell für unsere Überdachung. Zweimal brachte Leila einen Schwung geeignete Blätter und lud sie bei mir ab. Beim dritten Mal bat ich sie, doch noch nach etwas Holz für das Feuer zu suchen. Es bot sich an, da sie sich schon beim ersten Mal ihre festen Schuhe angezogen hatte.

Ich hatte gerade die Unterlage unseres Schlafplatzes fertiggestellt, als sie mit einer reichlichen Ausbeute an Brennholz zurückkehrte. Mir fielen sofort die glänzenden, daumengroßen Krabbelkäfer auf, mit denen ihr helles Hemd übersät war. Diese Käfer hatte ich bereits beim letzten Ausflug verspeist. Eine der Sachen, die unser Vorgänger ausführlich beschrieben hatte. Im Palmblatt eingeschlagen und im Feuer geröstet, waren sie, nach dem Entfernen der stacheligen Beine, ein wahrlich schmackhafter Snack. Ich hielt sie also an und sagte: »Was hast du denn da Leckeres mitgebracht?«

Verwirrt blickte sie mich an. »Was?«, fragte sie.

»Na, die köstlichen Käfer an dir«, entgegnete ich lächelnd. Sie blickte an sich herunter, ließ das Holz abrupt fallen und fing an, wie verrückt, um sich zu schlagen. Die Käfer lösten offensichtlich eine regelrechte Panik aus. Ich schnappte mir ein Blatt und beeilte mich zu ihr zu kommen. Sie hatte eine gute Menge dieser Käfer an sich und für mich war es tatsächlich wichtiger, diese zu sammeln, als sie zu beruhigen. Ich hatte Mühe, mit ihr mitzuhalten, denn sie war wahrlich flott unterwegs. Irgendwann realisierte sie, dass ich einen Käfer, nach dem anderen abzupfte oder aufhob und in das Blatt in meiner Hand steckte.

»Was tust du da?«, keifte sie mich an.

»Essen sammeln«, antwortete ich kurz und hob den nächsten Käfer auf. Sie erstarrte.

»Was?«, brachte sie hervor und ihre Stirn zog sich in Falten, während ihr linkes Auge verstört zuckte.

»Diese Käfer kann man essen«, antwortete ich trocken und zupfte einen weiteren von ihrem Hemd. Leila würgte und ich musste lachen.

»Du bist ein Idiot«, fuhr sie mich an. Unterdessen hatte ich ausreichend Käfer gesammelt und sie in dem Blatt fest verschnürt. Es würde sicherlich keiner von ihnen entkommen können, bis wir mit allem so weit waren, um das Lagerfeuer zu entzünden. Leila blickte mich verärgert an, griff sich den Krötenpanzer, schöpfte Wasser aus dem Loch und schüttete es über sich, mehrfach, als wolle sie ihren Ekel abwaschen. Ich verstaute das Blattbündel sorgfältig und widmete mich weiterhin dem Aufbau unseres Nachtlagers, während sie die größeren Äste übers Knie brach und sorgsam stapelte. Zwischendrin begutachtete sie das verendete Monster und schnitt

sich an den scharfen Schuppen abermals. Die Sonne schickte sich bereits an, zwischen den Baumwipfeln zu verschwinden, als mir zum ersten Mal auffiel, dass die Sonnenuntergänge auf Katalis, mit denen auf der Erde nicht vergleichbar waren. Auf der Erde schimmerte das Licht der Sonne in verschiedenen Nuancen. Von grellem Hellgelb bis Blutrot war so ziemlich alles dabei. Die Sonne von Katalis erschien hingegen immer goldgelb und daran konnten die seltenen Wolken nichts ändern. Ich vermutete schon lange, dass dies wohl daran lag, dass der dichte Wald mit seinen geschlossenen Baumkronen wenig der verdampften Flüssigkeit nach oben steigen ließ und sich so kaum Wolken bilden konnten. Innerhalb dieser dichten Baumkronen hingegen konnte es sogar regnen. Ein Tauwasserregen, der einem Sturzregen auf der Erde glich, oder ein sanftes Nieseln, das einen völlig durchfeuchten konnte. Jedenfalls schickte sich die Sonne bereits an, in den Tiefen des Waldes zu verschwinden und bald würde daraufhin der Gasriese am Himmel erscheinen und die Nacht erhellen. Dennoch beeilte ich mich, das Feuer zu entfachen. Das Nachtlager war gerichtet. Es war mir gelungen, eine unscheinbare Schlafmulde für uns zu gestalten. Mit einem festen Blätterdach waren wir vor der Witterung geschützt. Es hinderte uns aber nicht an der Flucht, falls wir dies tun mussten. Die Begegnung mit diesen gruseligen Wölfen, oder was immer das auch war, hatte mich dazu gebracht, diese Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen.

Das Feuer brannte gut und Leila platzierte eine große Ulkoknolle in der Glut, während ich mein gewickeltes Blatt mit den Silberkäfern daneben schob. Nach einer Weile legte sie ein Fladenbrot auf einen der Steine, die rund um die Feuerstelle platziert waren. Sie zupfte das letzte Stück Ziegenfleisch darauf, holte die Ulkoknolle aus der Glut, teilte sie und zerdrückte die Hälfte auf dem Fladen. Danach rollte sie ihn zusammen und riss mir die Hälfte ab. Ich lächelte sie an und schob das Blattpäckchen aus der Glut, damit es abkühlen konnte. Ich biss genussvoll in meinen Teil des Brotes und nuschelte,

»Es fehlt immer noch etwas Soße. So ist das wirklich trocken.« Mit einem kräftigen Schluck Wasser spülte ich nach, während Leila gedankenverloren auf ihrem Bissen herumkaute.

»Ist alles OK?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern und antwortete,

»Das ist unser letztes Stück Fleisch. Sollten wir keinen genießbaren Fisch fangen, so sieht es nicht gut aus mit unseren Mahlzeiten. Das Brot reicht sicher nicht, bis wir wieder bei der Höhle sind.«

Ich war erstaunt, worüber sie sich Gedanken machte. »Wir können doch sicher auch hier jagen oder Knollen sammeln«, antwortete ich.

»Ich war jetzt wirklich lange im Wald und konnte weder Spuren sehen noch ein Tier. Auch wachsen hier keine Knollen oder Kapi-Beeren.« Sie wirkte angespannt.

»Hast du echt Angst, wir könnten verhungern?«, fragte ich sie.

»Na ja, der Weg zurück ist ziemlich weit und Zzila und Karr haben sich auch schon eine Weile nicht mehr blicken lassen«, antwortete sie mir. Das war mir in der Tat noch gar nicht aufgefallen. Zzila und Karr hatten sich noch kein einziges Mal blicken lassen. Leilas Blick schweifte hinüber zu dem verendeten Flussmonster.

»Ob das Vieh wohl essbar ist?«, fragte sie.

»Nun, ich habe leider keinen Hinweis darüber gefunden. Außerdem ist es nahezu unmöglich, diesen Perlmuttpanzer zu öffnen. Glaube mir, ich hab' alles versucht, denn diese scharfen, handtellergroßen Schuppen könnten ein wirklich gutes Messer abgeben, genau wie die Zähne wundervolle Pfeilspitzen wären. Nur ist es mir nie gelungen, etwas aus diesem Biest herauszubekommen.«

Leila starrte gedankenverloren ins Feuer und ich fischte das Blattpäckchen aus der Asche. Ich lag auf der Seite und stützte mich auf dem Unterarm auf. Leila saß im Schneidersitz genau neben mir. Als ich den ersten gerösteten Käfer aus dem Blatt heraus fingerte, beobachtete sie mich aufmerksam. Vorsichtig zupfte ich die stacheligen Beine ab und steckte mir den Käfer in den Mund. Es knackte laut, als ich darauf biss. Leila verzog angeekelt das Gesicht und ich lachte wieder einmal. Ich zupfte die Beine von einem weiteren Käfer und hielt ihn ihr hin. Sie schüttelte nur den Kopf. »Komm schon, probier. Wenn du wirklich recht hast und wir hier nichts Essbares finden können, sind diese Käfer die beste Verpflegung, die wir haben können. Zier dich nicht, sie schmecken nussig, sind knusprig und nahrhaft«, spornte ich sie an.

Sie zögerte, blickte mich misstrauisch an und beobachtete, wie ich mir selbst einen weiteren in den Mund schob. Sie hatte ihren immer noch in der Hand und betrachtete ihn skeptisch. Man konnte sehen, dass es sie eine Menge Überwindung kostete, aber letztlich biss sie davon ab. Ich sah in das erstaunte Gesicht, als sie merkte, dass es gar nicht so schlecht schmeckte. »Siehst du, ist doch gar nicht so schlimm und wie ich schon sagte, hiermit können wir eine Weile aushalten. Wir müssen diesen Fisch fangen, sonst habe ich keine Möglichkeit dir das Schreiben beizubringen. Das bedeutet aber auch, dass wir hier so lange bleiben müssen, bis uns dieser ins Netz geht.«

Ich war nachdrücklich, denn es schien mir wichtiger, als irgendwelche Erkundungen im Wald. Den nächsten Käfer griff sie sich selbst, zupfte die Beine aus und steckte ihn sich in den Mund. »Du hast recht, sie schmecken irgendwie nach gerösteten Mandeln«, sagte sie und kaute gedankenverloren. Nach einer Weile fragte sie,

»Glaubst du, wir sind für immer hier völlig alleine? Ich meine, ich bin an der Steinformation einfach erschienen, ist es vielleicht möglich, dass dort noch mehr Menschen ankommen?«

Ich blickte sie an und zuckte mit den Schultern, »Das weiß ich nicht. Ich dachte immer, es sei ein Portal zwischen unseren Welten und ich hoffte immer, ich könne zurückkehren zu meiner Familie und meinen Freunden. Das passierte nicht und es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis du hier aufgetaucht bist. Vielleicht in zehn Wintern?«, antwortete ich frustriert. Ich erwartete nichts dergleichen. Dieses Portal würde sein Geheimnis nicht offenbaren, dessen war ich mir sicher. Bevor wir es uns in der Kuhle bequem machten, blickte ich mich um. Keine Limfies weit und breit, nur diese Geräusche, die vom Fluss herüberkamen. Dieses schabende Geräusch, das Schnappen und das Platschen beschallte das gesamte Flussufer. Zudem konnte man die Augen über dem Wasserspiegel leuchten sehen. Diese Biester wussten, dass wir hier waren und würden uns garantiert nicht aus den Augen lassen. Leila schmiegte sich an mich und ich umfasste sie, um sie zu schützen. Wenig später fiel ich auch schon in einen traumlosen Schlaf.

* * *

Leila fühlte sich in Markus Gegenwart geborgen, mehr noch, zum allerersten Mal war sie auch erwünscht. Natürlich entwickelten sich da immer mehr Gefühle zu ihm, aber ihre Angst blockierte immer noch alles. Vielleicht sollte sie ihm wirklich erzählen, was vorgefallen war, aber sie wollte sich damit nicht noch einmal konfrontieren. Sie wollte ihre Ehe mit Jean einfach vergessen. Womit sie nicht gerechnet hatte, egal, wer sie anfassen würde, jeder Versuch, intim zu werden, würde sie daran erinnern. Auch wenn sie sich noch so sehr von Markus angezogen fühlte, jede Berührung von ihm machte ihr Angst. Selbst wenn sie sich im Schlaf an ihn schmiegte, hatte sie immer Angst, ihr könnte erneut das passieren, was Jean ihr angetan hatte. Das war einer der Gründe, warum sie sich mit voller Inbrunst in ihr körperliches Training warf. Endlich kümmerte sich jemand darum, dass sie selbst etwas an ihrer Lage ändern konnte. Sie musste nur begreifen, dass sie auch in anderen Situationen immer selbst diejenige sein würde, die entscheiden konnte, ob etwas jetzt geschah oder später. Mit großer Freude arbeitete sie also an den Vorbereitungen für den geplanten Ausflug zum Fluss. Sie studierte mit Markus zusammen die Karte, damit sie den Weg auch wieder zurückfinden würden. Sie kümmerte sich um den Vorrat an Fladenbrot, pflückte Kapi-Beeren und grub Ulkoknollen aus. Leila dachte nicht einen Moment daran, dass dieser Ausflug ganz andere Herausforderungen für sie bringen könnte.

Bisher war sie noch keinem anderen Lebewesen auf Katalis begegnet, als Hasen, Ziegen, ein paar Vögeln, Insekten und natürlich den Limfie. Dass es auch gefährliche Zeitgenossen geben könnte, schien ihr gar nicht möglich.

Gleich bei der ersten Rast wurden sie dann etwas besseren belehrt. War sie noch fasziniert davon, dass Markus ihr Nachtlager in der Astgabelung eines großen Laubbaumes errichtete, so ängstigte sie die Begegnung mit den Wolfshunden. Die beiden waren vom Gesang dieser Wesen so verzaubert gewesen, dass sie leicht deren Opfer hätten werden können. Gruselig war dann auch der Grund, warum diese Wölfe von ihnen abließen. Sie hörten es nur kreischen und sie hörten den Flügelschlag eines großen Vogels. Ein Greif? Nun, sie hatten ihn nur gehört, nicht gesehen und sie hatten gesehen, welchen Respekt die Wolfstiere davor hatten. Interessanterweise dachte Leila aber keine Sekunde daran, dass sich gefährliche Wesen im Wasser befinden könnten. Markus hatte das auch mit keiner Silbe erwähnt. Umso geschockter war sie, als er sie grob zur Seite riss und dieses Ungetüm an den Strand schlenzte. Dieses Vieh, mit seinen spitzen und scharfen Zähnen, das unentwegt nach ihr schnappte. Leila war starr vor Schreck und erschrak noch viel mehr über Markus heftige und grobe Reaktion. Ihr war nicht bewusst, dass es ihm um ihr Leben ging, und dass er sich Vorwürfe machte, sie nicht gewarnt zu haben. Sie hatten Glück, es passierte nichts. Aber die wundervolle Erfrischung im kühlen Nass war somit dahin. Das ließ ihr keine Ruhe. Sie musste sich jetzt etwas einfallen lassen, um all den Sand an ihr loszuwerden. Die junge Frau wanderte den Strand entlang, ohne nur einen Moment ein Auge von dem unruhigen Wasserspiegel zu nehmen. Man konnte sehen, dass sich dort noch mehr dieser Monstren aufhielten. Sie lief den Strand ab und sammelte bereits etwas Treibholz für die Feuerstätte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie dann einen Panzer, der aussah, als wäre er von einer Schildkröte. Deutlich konnte man daran die Bissspuren der Flussmonster erkennen. Das arme Wesen war wohl deren Mahlzeit geworden und nur der leere Panzer blieb. Leila hob ihn an und betrachtete ihn eingehend. Das erinnerte sie an eine Art Schaufel und sie dachte daran, wie oft sie ihrem Bruder und seinen Freunden dabei zugesehen hatte, wie sie, um die reißenden Strömungen des Flusses zu umgehen, eine tiefe Mulde in den Strand gruben und dort ein erfrischendes Bad nahmen. Sie drehte den Krötenpanzer in ihrer Hand und fasste diesen Entschluss. Mit diesem Ding ließe sich bestimmt gut graben und schöpfen. Hitzebeständig war es sicherlich nicht, aber viele andere Dinge könnte man damit tun. Sie würde auf jeden Fall sehen, ob es hier noch ein paar weitere leere Panzer zu finden gab. Jetzt strebte sie erst mal ein erfrischendes Bad an. Also machte sie sich daran, eine tiefe Grube zu graben und sie danach mit frischem Flusswasser volllaufen zu lassen. Als sie damit fertig war, ließ sich Markus natürlich ebenfalls darin nieder. War ja nicht anders zu erwarten. Als er aber wieder damit anfing, dass

sie so eine kleine Brust hatte, dass sie eben nicht so vollbusig sei wie seine Frau, da platzte ihr der Kragen. Sie warf eine Handvoll nassen Sand in sein Gesicht und verließ das Wasserloch genervt. Warum musste er sie immer so bloßstellen? War ihm nicht bewusst, wie verletzend das war? Immerhin hatte sie sich ihre körperliche Statur nicht ausgesucht. Während Jean sich von ihrer knabenhaften Figur angezogen fühlte, schien das Markus nicht sonderlich zu gefallen. Vielleicht sagte er das nur, um ihr nicht nahezukommen. Aber woher sollte sie das wissen, es tat weh, es gab immer einen Stich, wenn er wieder so abwertend über ihre weiblichen Attribute sprach. Als er dann noch völlig schamlos nackt am Strand herumlief, demonstrierte sie deutlich, dass ihr das missfiel. Irgendwann bedeckte er sein Genital, zwar nur lose mit einem Leder, aber immerhin verschwand »es« aus dem Blickfeld. Markus allein war ja schon ein Hingucker. Sein Alter sah man ihm nicht an, er wirkte nicht älter als dreißig, was er aber war. Immerhin hatte er ihr mal gesagt, er sei so alt wie ihr Mann und Jean war acht Jahre älter als sie. Ja, auch Leila stellte Vergleiche an, wobei ihr der muskulöse Körperbau mit all diesen kunstvollen Tattoos um einiges besser gefiel als der hagere, strenge und brutale Jean.

Während er sich um das Nachtlager kümmerte, zog sich Leila an und ging in den Wald. Sie sollte große Palmblätter für das Nachtlager suchen und Holz und brachte dann all diese widerlichen Käfer mit, die sich an jedem freien Flecken ihrer Kleidung angehaftet hatten. Völlig verwirrt musste sie feststellen, dass Markus jeden Einzelnen einsammelte und in ein Blatt wickelte. Er erwähnte nicht, was er damit vorhatte. Als sie dann letztlich zusammen saßen, unterhielten sie sich über das Nahrungsproblem. Die Vorräte, die sie mitgebracht hatten, würden nicht lange reichen und im Wald schien es nichts von dem zu geben, was sie um ihre Wohnhöhle herum finden konnten. Sie machte sich Sorgen um ihre Verpflegung. Markus blieb hart. Sie hatten diesen Ausflug gemacht, um den Fisch zu fangen, der die Tinte abgab, mit der ihr Vorgänger all die Rinden beschriftet hatte. Auch wuchsen hier, irgendwo, die Bäume, von denen diese Rinden stammten. Er würde bleiben, bis er das gefunden hatte, was er suchte.

Ach, wären doch nur die Limfie hier bei ihnen. Wie sehr vermisste Leila das Schnattern von Zzila. Es schien, als hätte es einen bestimmten Grund, warum die beiden sich jetzt so rar machten. Nach dem langen Marsch und den ganzen Arbeiten um das Lager schlief sie erschöpft in seinen Armen ein. Eine ruhige Nacht und ein schöner, frischer Morgen.

Onais-Tjelfort

Als ich meine Augen öffnete, dämmerte es bereits. Leila hatte die gesamte Nacht eng an mich geschmiegt geschlafen und sich kaum bewegt. Während sich die ersten

Sonnenstrahlen bereits in dem ruhigen Wasser spiegelten, konnte man den Gasriesen langsam in den Baumwipfeln verschwinden sehen.

Leila streckte sich kurz und half mir dann sofort, das restliche Holz in der Feuerstelle zu schlichten, damit ich es entzünden konnte. Sie hatte es schon mehrfach selbst versucht, aber es gelang ihr noch nicht. Morgen würde ich ihr diese Aufgabe übertragen, nahm ich mir vor. Sie sollte das alleine können.

Es dauerte ein wenig, bis das Feuer brannte, doch dann gab es schnell die notwendige Wärme ab. Es war kalt geworden, hier am Strand, ohne den Schutz des dichten Blätterwaldes. In den Nächten wurde es hier immer kalt, denn es gab keine schützende Wolkenschicht, wie auf der Erde. Sie kauerte an der Feuerstelle und ich füllte einen der beiden mitgebrachten Tontöpfe mit frischem Wasser. Leila legte die restlichen Kapi-Beeren auf ein Blatt und ich tat die letzten gerösteten Käfer dazu. Das müsste für das Frühstück reichen, denn die letzte Ulkoknolle und das Fladenbrot wollte ich für das Mittagessen aufheben. Ich wollte unbedingt diesen Fisch fangen. Der Vorgänger hatte geschrieben, dass er essbar war und vor allem diese Tinte abgab. Bisher hatte ich ihn nicht gefunden. Nur war ich versessen darauf, ihn dieses Mal zu finden.

»Guten Morgen!«, sagte sie freudig zu mir, schlotterte von der Kälte im Morgengrauen und versuchte, sich am Feuer zu wärmen. »Ich hab' etwas Wasser gewärmt, damit wir etwas Warmes in den Bauch bekommen. Lass uns dann unsere Hosen und Schuhe anziehen und mit den Speeren den Strand ablaufen. Irgendwo muss dieser Fisch zu finden sein. In den Aufzeichnungen steht, dass er in Ufernähe herumschwimmt, silberblau glitzert, die Größe eines Herings hat, bei Gefahr zwar eine Tintenwolke ausstößt, aber immer ausreichend Tinte in seinem Beutel bei sich hat, sodass man sie von ihm gewinnen kann«, erklärte ich entschlossen. Leila blickte mich an, griff sich den Krötenpanzer und sagte,

»Ich werde auf jeden Fall nach weiteren solchen Panzern suchen. Auch wenn wir sie nicht zum Kochen verwenden können, so sind das äußerst praktische Schaufeln oder Schüsseln.«

Ich blickte sie erstaunt an, was für eine kluge Frau. Immer wieder ertappte ich mich dabei, dass ich mich richtig für sie freute. Statt im Krieg als Kanonenfutter vergeudet, fand sie hier ihre eigene Aufgabe, ohne Zwang. Nun, einem gewissen Zwang waren wir hier beide unterlegen, immerhin galt es uns am Leben zu halten und das so angenehm wie möglich.

»Ich hoffe, wir finden genügend nützliche Dinge, die wir mit nach Hause nehmen können«, sagte ich und wurde augenblicklich nachdenklich.

»Zuhause«, seufzte Leila.

»Du weißt, wie ich das meine. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir sind hier gestrandet und ich wüsste keinen Weg zurück«, versuchte ich zu beschwichtigen.

»Ich weiß, aber ich habe noch ein wenig Probleme damit, die Höhle als mein Zuhause anzusehen. Ich weiß ja nicht mal mehr, wo ich dieses Gefühl zuordnen soll. Das scheint alles so weit weg.« Sie starrte gedankenverloren in die Flammen und fügte an, »Wenn wir wenigstens nicht ganz so alleine wären.«

Mir gingen ebenfalls einige Dinge durch den Kopf. Meine Familie fehlte mir, mein Vater, meine Mutter und meine Freunde. Anna und Tiana würde ich nie wieder sehen, aber der Rest von Ihnen war hoffentlich noch am Leben. Ich dachte daran, welche Wahl Leila wohl hätte? Ihr Mann ging davon aus, dass sie tot sei. Sicher hatte er sich bereits eine neue Frau genommen und sie einfach vergessen. Ich reichte ihr den Becher mit dem warmen Wasser. Das tat bei dieser Kälte wirklich gut und wärmte von innen. Ich stand auf und legte ihr meine Jacke über die Schultern. Wortlos blickte sie mich an und ich sagte, »Mir ist nicht kalt.«

Das ließ sie den Schluck Wasser gleich wieder heraus prusten, denn meine Gänsehaut war nicht zu übersehen. Ich lächelte sie an und sie erwiderte den Blick. Der Wunsch, ihr näherzukommen, wuchs tatsächlich von Tag zu Tag. Dennoch hatte ich Respekt vor ihrer Angst. Sie müsste sich mir erst anvertrauen, davor wollte ich ihr nicht noch mehr Angst machen.

Dann schreckte uns ein Geräusch auf. Mein Lächeln verschwand aus meinem Gesicht mit der gleichen Geschwindigkeit, wie Leilas ernst wurde. Ich stand auf, griff nach dem Speer. Sie tat es mir gleich. Ich suchte die Richtung des Ufers ab, aus der wir Schritte hörten. Ja, es waren eindeutig Schritte, nur gab es noch nichts zu sehen. Dieser Teil des Ufers war bis fast zur Wasserlinie mit Schilfgras und Sträuchern bewachsen. Das war die Seite, die den Rastplatz am Strand für uns eigentlich recht sicher gestaltete, da hier niemand ungehört zu uns durchdringen konnte. Deutlich hörte man das Knirschen des Sandes und regelmäßiges Platschen ins Wasser. Das Schilfgras bewegte sich ebenfalls mit einem Rauschen. Irgendwie schien es ewig zu dauern, bis wir sehen konnten, was da auf uns zukam. Ich war jedenfalls bereit, mich zu verteidigen, egal, was es war, das sich da auf uns zubewegte. Leila wirkte ebenso angespannt wie ich. Hoffentlich war es keine Meute, die sich da auf uns zubewegte und ich dachte an diese Wolfshunde, nur hörte ich dieses Schnauben nicht, das mich so irritiert hatte.

Als es dann in Sichtweite kam, dachte ich, ich traue meinen Augen nicht. War das ein Mensch? Ich ließ meinen Speer sinken und betrachtete ihn genau. Ein alter Mann mit langem grauem Bart. Er trug eine Art Krone aus Ästen, Moosen und Blättern, mit einem Lederband gebunden, auf dem Kopf. Wie ein kleiner Wald schien es

ein Eigenleben zu haben, denn ein geflügeltes Insekt labte sich an den kleinen Blümchen, die aus dem Moos hervorwuchsen. Er trug eine beige Robe, die so lang war, dass sie durch den Sand schleifte. Der Saum war feucht und eines der Flussmonster im Kleinformat hatte sich daran festgebissen. Seinen geschwungenen Wurzelstock stieß er mit jedem Schritt fest in das Wasser und verursachte so das Platschen, das wir schon gehört hatten. Das obere Ende des Stockes hatte, wie seine Kopfbedeckung, Äste, Moose, Blätter und Blumen, die mit einem Lederband befestigt waren.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass von diesem alten Mann eine Gefahr ausging, also betrachtete ich ihn neugierig. Er hatte große spitze Ohren, was nun nicht gerade auf einen Menschen hindeutete. Er war etwa einen Kopf kleiner als ich, wirkte aber aufrecht und nicht gebückt, wie die Alten meiner Kultur es häufig durch ihre schwere körperliche Arbeit geworden waren.

Die große Nase prangte markant in seinem Gesicht und ein langer, struppiger weißer Bart säumte seinen Mund. Das Gesicht gebräunt und faltig, blickten seine klaren, blauen Augen starr in die meinen. Das kleine Flussmonster schnappte und zappelte am Saum der Robe herum, was den Alten nicht im Geringsten zu interessieren schien.

Er blickte von Leila zu mir und sagte, »Nihen didat«, er lächelte, machte zuerst eine schwungvolle Bewegung mit der rechten Hand und sagte »il fuit Onais« und anschließend eine ebenso schwungvolle Bewegung mit der rechten Hand und fügte »et il Tjelfort« hinzu.

Grinsend erwartete er eine Antwort, während er versuchte, ohne hinzusehen, das kleine Monster von seinem Robensaum zu entfernen. Da es ihm nicht gleich gelang, brabbelte er weitere unverständliche Worte, blickte nach unten und stieß einmal den Stab fest darauf und trat es dann schwungvoll zurück in den Fluss. Er richtete seine Robe und blickte uns wieder erwartungsvoll an.

Ich blickte kurz in Leilas ebenfalls verwundertes Gesicht und fragte,

»Was?«

Der Alte erwiderte unseren verwirrten Blick, verzog seinen Mund dann zu einem breiten Grinsen und antwortete,

»Aaahh!«, er hob dabei den knöcherigen Zeigefinger seiner rechten Hand. Danach spürte ich einen Windzug und einen stechenden Schmerz hinter meinem rechten Ohr. Ein kurzer Blick zu Leila und ich sah, dass auch sie sich die Stelle hinter dem Ohr hielt.

»Nicht entfernen!«

Hörten wir den Alten, der sich scheinbar nicht von der Stelle bewegt hatte. »Jetzt müsste es gehen«, fügte er hinzu.

»Was sollte gehen?«, hakte ich nach.

»Nun, das ist der Dulnäische Universalübersetzer, ihr solltet mich jetzt verstehen«, er lachte hämisch, rieb sich die knochigen Hände, fasste sich ans bärtige Kinn und sprach, ohne uns anzusehen, »Hmm, seltsam, eigentlich hättet ihr diesen bereits bei eurer Ankunft erhalten sollen. Hmm, ich muss da wirklich noch mal in mich gehen.«

Ich blickte ihn verwundert an, als er sich leicht nach rechts wandte und in einer anderen Stimmfarbe empört verlauten ließ, »Hast du das schon wieder vergessen? Das war doch wichtig. Kein Wunder, dass wir schon so lange aneinander vorbeilaufen!« Die Stimme klang empört und fast wütend. Der Alte wandte sich nach links und schien sich selbst zu antworten. »Möglich«, sagte die erste Stimme und fügte hinzu, »das passiert mir in letzter Zeit häufiger, als mir lieb ist.«

Ich wurde ungehalten, wusste ich doch nicht, was hier los war. Also fauchte ich in seine Richtung, »Mach das Ding ab, ich will das nicht haben!«, und versuchte diesen Knopf mit den Fingern zu greifen.

»Tu das nicht!«, sagte die Stimme zur Linken erschrocken und die Stimme zur Rechten fügte an, »Das ist gefährlich für dich, lass es dort, wo es ist. Es tut doch nicht weh und wir können reden?« Der letzte Satz klang eher wie eine Frage als eine Anweisung.

Leila legte ihre Hand beschwichtigend auf meinen Unterarm. »Was wollt ihr, mein Herr?«, fragte sie und versuchte, sich so freundlich wie möglich auszudrücken.

»Nun«, begann die Stimme zur Rechten, »am besten, ich fange von vorn an. Friede sei mit euch«, er vollführte abermals die schwungvolle Handbewegung, mit der linken Hand, nach rechts und fügte, »ich bin Onais«, und mit einer ebenso schwungvollen Handbewegung der rechten Hand, »und ich bin Tjelfort«, hinzu. Er vollendete zweistimmig mit den Worten, »Wir sind die Wächter.«

Mir blieb der Mund offen stehen. So etwas habe ich noch nie erlebt, dieser hutzelige Greis schien zwei Wesen in einem darzustellen und er war wohl eher von dieser als von unserer Welt. Ich wollte schon abwinken, als die Stimme, die sich selbst als Onais bezeichnete, sagte, »Vielleicht sollten wir uns setzen, es wird eine Weile dauern, was wir euch zu erzählen haben.«

Ich war verärgert, ich wollte mich nicht setzen, ich wollte diesen Knopf wieder loswerden. Irgendwie kam mir das vor, als sollten wir manipuliert werden. Was war das genau für ein Ding an meinem Schädelknochen, dass es möglich machte, diese seltsame Sprache zu verstehen. »Was wollt ihr!«, grollte ich.

Der alte Mann, beide oder vielleicht doch nur einer von ihnen, schnippte mit dem Finger und erschien direkt neben mir. Er oder sie schnippte erneut, verschwand und erschien neben Leila. Er oder sie schnippte erneut und stand wieder an genau der Stelle, an der er begonnen hatte, zu schnippen. Ich war völlig verwirrt. Die Stimme, die sich als Onais bezeichnet hatte, sagte,

»Tjelfort kann das wirklich gut, oder? Ihr stimmt mir doch zu, mein Bruder beherrscht das perfekt.«

Der Alte blickte uns an, als würde er Applaus verlangen. »Was versuchst du hier? Was für ein hinterhältiges Spiel treibst du mit uns?«, brummte ich ihn ärgerlich an. Er antwortete mit der Stimme von Onais,

»Das würden wir euch gerne erklären, aber wie wir schon sagten, es könnte eine Weile dauern.«

Das war für mich alles völlig irrational und genau so reagierte ich darauf. Hätte Leila ihren Druck auf meinen Unterarm nicht erhöht, wer weiß, wie sehr ich ausgerastet wäre. Sanft sagte sie, »Lass uns hören, was er zu sagen hat. Wir können dann immer noch entscheiden, was wir tun oder was nicht.«

Das tat mir wirklich gut, etwas, was wieder Ruhe in die aufgewühlten Emotionen brachte. Ich war erstaunt, denn ich wusste nicht, dass sie das konnte. Allerdings konnte ich mir nicht verkneifen, »Wer von beiden?«, zu fragen. Leila knuffte mich mit dem Ellenbogen in die Seite und antwortete,

»Ich denke, Onais ist vertrauenswürdiger.«

Ich konnte sehen, wie sich der Kopf des Alten auf die linke Seite neigte und einen Schmollmund zog. Wir hatten Tjelfort, wie soll ich sagen, beleidigt?

Onais-Tjelfort setzte sich an unseren Feuerplatz und verrenkte sich dabei ein paarmal auf eine sehr unnatürliche Weise. Letztlich saß er im Schneidersitz an unserem Feuer, direkt gegenüber meiner Position. Leila setzte sich ebenfalls und auch ich setzte mich, ohne einen Blick von diesem seltsamen Alten zu lassen. Dieser blickte erwartungsvoll von mir zu Leila und zurück, ohne etwas zu sagen.

»Was ist?«, fragte ich und hängte sofort an, »Wir müssen unsere Vorräte auffüllen und sind auf der Suche nach einem bestimmten Fisch und dann sind wir hier auch schon wieder weg.«

Abermals wechselte sein Blick von mir zu Leila und zurück. »Dabei kann ich euch vielleicht helfen.« Er beschrieb mit seinen Händen einen großen Kreis vor seinem Körper und meine Verwirrung fand kein Ende.

»Wobei? Bei der Suche nach dem Fisch?» Er oder Sie kicherten, was mich beinahe platzen ließ. Ich hatte schon immer Probleme damit, wenn mir jemand nicht sagte, was er von mir wollte und diese beiden, oder einer oder wie auch immer, kam einfach nicht heraus mit der Sprache. Die Stimme, die ich mittlerweile Onais zuordnete, sagte ganz ruhig,

»Ein Teil eures Proviants liegt hier«, er deutete auf das verendete Flussmonster, »und der Fisch, den ihr sucht, den findet ihr wenige Meter das Flussufer entlang in dem sumpfigen Teil des verschilften Ufers entlang.« Er deutete in die entsprechende Richtung. Leila blickte ihn erstaunt an.

»Wir können dieses Biest essen? Wie? Wie kommen wir an das Fleisch?«, fragte sie neugierig. »Ja, das werde ich euch zeigen!«, antwortete Onais und Tjelfort rief dazwischen, »Das ist ganz einfach!« Onais bremste ihn und sagte, »Wir möchten euch aber erst etwas erklären und vorweg gleich sagen, dass es uns furchtbar leidtut. Das alles war nicht so gedacht, bitte, das müsst ihr uns glauben.«

»Was tut euch leid«, fauchte ich und wurde langsam wieder ungehalten. »Was soll das ganze Theater?«, fragte ich.

Der Alte räusperte sich zweistimmig und begann dann in Onais Stimmlage,

»Die Gestalt, in der ihr uns wahrnehmen könnt, ist die von Tjelfort. Mein Körper, oder das, was von mir übrig geblieben ist, habt ihr in der Höhle gefunden. Ohne Tjelforts Güte, wäre ich jetzt nicht mehr existent, was uns die aktuelle Situation sicherlich erschweren würde.« Ich zog die Brauen zusammen und meine Stirn in Falten.

»Was?«, hakte ich nach.

»Nun, das war selbstverständlich!«, sagte die Stimme von Tjelfort und ignorierte somit meine Frage vollständig. Auch Onais ignorierte meine Frage und fuhr fort,

»Mein Geist ist in diesem Körper nur Gast, was uns dazu zwingt, einige Kompromisse einzugehen.«

Leila hielt den Kopf schief und fragte,

»Kompromisse? Welche Kompromisse?«

»Nun, nach dem Unfall, bei dem ich mein Leben verlor, war er sofort bereit, mich aufzunehmen. Aber so eine Verschmelzung hat einen hohen Preis. Tjelfort ist häufig nicht Herr seiner Sinne und ich bin nicht Herr dieses Körpers. Es kommt vor, dass ich für Tage einfach verschwinde und er letztlich nicht wirklich weiß, was er tut. Das hat leider zu eurer Situation geführt«, erklärte Onais.

»Du scheinst ja wenigstens einigermaßen bei Sinnen zu sein«, entwich es mir.

»Ja, aber nur solange, bis Tjelfort die Oberhand verlangt und das kann jederzeit, völlig unvorhergesehen passieren. Ich kann das nicht verhindern und deshalb lasst uns schnell das Wichtigste zusammenfassen«, plapperte Onais zügig. Tjelfort kicherte und fügte hinzu,

»Ich mach’ das nicht mit Absicht, das passiert einfach!«

Leila war neugierig und fragte,

»Was führte zu diesem Unfall?«

»Die Frau, die wir für ihn auserwählt hatten. Ich wollte dich von Anbeginn, aber Tjelfort meinte, du seist zu jung«, antwortete Onais und Tjelfort fügte hinzu, »Es tut mir leid, dass ich mich so in dir getäuscht habe.«

Ich blickte den Alten verwirrt an,

»Ihr hattet was für mich vorgesehen? Eine Frau?«

Onais räusperte sich, während Tjelfort munter losplapperte,

»Gräfin Kristina von Aldenhoven, sie sollte deine Partnerin hier werden. Ich weiß, sie hat uns hereingelegt und …«, er setzte ab und fügte hinzu, »sie hat Onais getötet, sie hatte nie vor unserem Plan zu folgen.«

»Welchem Plan?«, fragte ich.

»Nun, unsere Aufgabe bestand darin, ein Menschenpaar nach Katalis zu holen. Diese beiden Menschen sollten aus unterschiedlichen Kulturen kommen und sich hier, in der Einsamkeit Katalis zusammenfinden«, es schien, als versuche Onais so viel wie möglich in wenige Sätze zu packen. Ganz klar war das für mich noch nicht.

»Wir haben versucht, dir so viele Hinweise zu geben, wie wir konnten. Auch die Limfie sind Teil der Aufgabe. Sie sind wirklich großartig, aber jetzt verstehe ich, warum du nicht schon viel weiter in deiner Entwicklung bist. Du hast sie nicht verstanden!«, brachte Onais hervor.

Tjelfort seufzte und unterbrach ihn, »Ja, diese Kristina war ein scheußliches Biest. Es hieß, die Frauen der Galier würden keine eigene Meinung haben dürfen, und ich dachte, es sei ein Leichtes, sie herzuholen, für dich, Markus.« Mir blieb der Mund offen. Die beiden wollten mich mit einer Galierin verkuppeln? Verstand ich das jetzt richtig?

»Ich kenne diese Kristina nicht, aber ich habe von ihr gehört«, sagte Leila. Ich blickte sie an.

»Was hast du von ihr gehört?«

»Nun, Jean hat nichts Gutes von ihr erzählt. Sie sei ein ziemlich starrsinniges Weib, hätte ihren Gatten völlig unter Kontrolle. Wäre also mehr Mannweib, als Gefährtin und der arme Graf hätte sein volles Mitgefühl. Allerdings sei dieser Schwächling auch nicht in der Lage, seinen Stand durchzusetzen«, erzählte Leila.

»Und mit so etwas wolltet ihr mich zusammenbringen?«, fragte ich und konnte die Empörung in meiner Stimme kaum zügeln.

»Ich hatte von Anbeginn Leila im Sinn«, sagte Onais. Tjelfort winkte ab,

»Sie war zu jung und ich dachte auch sie sei zu dumm«, brachte Tjelfort hervor.

»Was?«, entfuhr es Leila empört. »Ihr hättet das verhindern können und habt es nicht? Ihr hättet mich mit 17 aus dieser Ehe herausholen und mich herbringen können und ihr habt das nicht getan? Ich … ich fasse es nicht … ich …«, suchte sie nach Worten, um ihre Empörung auszudrücken. Ich schüttelte den Kopf und fragte,

»Ist das der Grund, warum ich so lange alleine hier verzweifeln musste?«, fragte ich. »Nein«, sagte Tjelfort und Onais fügte ein, »Ja«, hinzu.

»Was nun?«, hakte ich streng nach.

»Wir hatten dich geholt und wollten Kristina direkt hinterherschicken. Ihr solltet miteinander im Wald erwachen und so gleich zueinanderfinden. Wie ich schon sagte, Kristina hatte nicht vor uns zu begleiten, sie verletzte meinen Bruder tödlich und ich konnte ihn gerade noch in die Höhle mit den Hinweisen bringen. Dort verstarb Onais in meinen Armen und ich öffnete meinen Geist für ihn. Danach begann für mich eine wirre Reise durch so viele Stufen meines Seins, sodass ich nicht mehr wusste, wer ich war, wo ich war und warum ich hier war. Erst nachdem Onais wieder erwacht war, konnten wir das Wissen langsam reaktivieren. Ich fühle mich aber immer noch die meiste Zeit unwissend und absolut glücklich. Vielleicht bevorzuge ich deswegen diesen Zustand. Ich kann das nicht erklären«, versuchte sich Tjelfort in seinen Erklärungen. »Im Grunde mussten wir selbst erst herausfinden, worum es ging«, fuhr Onais fort. Es war schon eine seltsame Situation, diese beiden in einem einzigen Körper, der immer die Stimme wechselte, sobald er den Kopf auf die andere Seite neigte. Rechts schien Onais, während links Tjelfort die Oberhand hatte. Ich war mehr als verwirrt und ich war verärgert, jemand hatte meine Situation also bewusst provoziert und mich dann hier alleine gelassen. Ja, gut, die Höhle mit den Hinweisen. Das machte nun endlich Sinn, es war kein Tagebuch, sondern gezielt dafür gedacht, dass ich überleben würde.

»Wenn ihr mich schon im Blick hattet, wie konntet ihr wissen, dass ich ausgerechnet an diesem Tag in der Wüste sein würde?«, fragte Leila.

»Das wusste ich nicht«, antwortete Onais bedrückt.

»Das war ich«, brachte sich Tjelfort ein.

»Woher wusstest du es?«, fragte Leila nochmals.

»Ich wusste es nicht, ich sah dich und griff zu«, sagte Tjelfort ohne weitere Erklärungen. Ich atmete tief ein und brachte ein empörtes,

»Ihr könnt das Portal öffnen!«, hervor.

»Nein!«, erklang es zweistimmig.

»Wie konntet ihr sie dann sehen!«, hängte ich an.

»Wir konnten es gemeinsam öffnen, aber seit wir nur noch ein Wesen sind, ist es uns nur noch möglich hindurchzusehen und Tjelfort gelang es, Leila zu greifen und zu retten«, antwortete Onais bedrückt.

»Dann sind wir also doch für ewig hier gestrandet«, sagte ich frustriert. War doch gerade eine winzige Hoffnung aufgekeimt, dass es einen Heimweg geben könnte.

»Wenn ihr hindurchsehen könnt, seht ihr doch, ob immer noch Krieg herrscht?«, fragte Leila.

Ich blickte sie erstaunt an. Das war ihr also wichtig? Oder saß ich abermals einem Missverständnis auf.

»Leider bekriegen sie sich immer noch«, antwortete Onais bedrückt.

»Das ist aber doch eure Aufgabe«, warf Tjelfort in den Raum.

»Unsere Aufgabe?«, fragte ich.

»Ja, ihr müsst das beenden«, fuhr er fort und klang dabei wieder etwas verrückt. Onais musste sich mittlerweile anstrengen, um durch Tjelforts Anwesenheit zu dringen. »Ihr müsst zuallererst euren Frieden finden, dann könnt ihr vielleicht etwas Frieden unter euren Leuten stiften. Aber nicht auf der Erde, hier auf Katalis«, brachte er, wie unter Schmerzen hervor und fügte an, »Ich werde nicht mehr lange mit euch sprechen können - Tjelfort gewinnt die Oberhand. Nur soviel, ihr könnt diesen Fisch dort essen.«

»Wie?«, fragte ich und schon konnte er mir nicht mehr antworten. Tjelfort hingegen lachte, »Hihihi, du musst die Leiche finden, hihihi.«

Er sprang auf und fing an zu singen, »So findet den Kadaver am Strand,
versteckt unter all dem Sand.
Es liegt so klar auf der Hand, nutzt euren Menschenverstand.
Die Schale, scharf wie ein Messer,
schneidet den Wams entlang der Linie so viel besser.
Und liebstes Mädchen mein, dein Geist so gütig und fein.
Nimm die Spitze Nadel, füll sie mit Gift und jag sie dem Mistkerl rein,
die Rache wird die deine sein.«

Dabei sprang er wie ein Hexer um die Feuerstelle und sah aus, als würde er eine Beschwörungsformel singen. Wir beobachteten ihn, wie er lachend die gleiche Strophe seines Liedes wiederholte. Bei Leila stehen blieb, sie in den Arm nahm und sang,

»Sei nicht blind, mein liebes Kind. Die Rache ist dein und wird des Tyrannen Ende sein.« Er lachte und kicherte wie ein Betrunkener und ließ sich dann mit einem beseelten Blick in den Sand plumpsen. Als wären wir zu einer Salzsäule erstarrt, standen wir bewegungslos da und starrten ihn an.

»Wünscht ihr nicht langsam anzufangen, diesen wohlschmeckenden Fisch zu zerteilen und zuzubereiten?«, fragte er und seine blauen Augen schienen einen förmlich zu durchbohren.

»Wie?«, fragte ich und fügte hinzu, »Diesen Panzer kann man nicht durchbrechen, schon gleich gar nicht ohne Messer!« Ich war wütend, was dachte dieser Knilch, dass ich es nicht versucht hätte? Er starrte mich an und summte wieder sein Lied. »So finde den Kadaver am Strand, unter all dem Sand!«, rief er uns entgegen. Ich wusste einfach nichts damit anzufangen, aber Leila begann nachzudenken.

»Warst du früher schon einmal hier?«, fragte sie.

»Ja, natürlich, sonst hätte ich uns nicht gerade hierher gebracht«, antwortete ich ihr. Sie blickte mich intensiv an und ich musste mich zusammenreißen, um mich

nicht in ihren zweifarbigen Augen zu verlieren. Das passierte mir nämlich häufig, wenn sie mich so ansah.

»Worauf willst du hinaus?«, fragte ich sie.

»Als ich mich in das Wasser wagte, hast du gewusst, was dort im Wasser lauerte und du hast gezielt die einzige Schwachstelle dieses Biestes getroffen. Hast du das schon einmal getan?«, fragte sie mich.

»Ja, natürlich, sonst hätte ich ja nicht …«

Mir ging ein Licht auf und ich überlegte bereits, wo ich es vergraben hatte und Leila griff den Gedanken auf.

Sie fragte, »Erinnerst du dich, wo du es entsorgt hast?«

Ich schüttelte den Kopf, »Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, dort bei den Bäumen.« Mit der rechten Hand deutete ich zum Waldrand und fragte, »Weißt du, was er meint?«

Sie lachte mich an, »Ich glaube schon. Wenn es schon lange her ist, dass du das andere Vieh vergraben hast, so dürfte es mittlerweile verrottet sein. Die Perlmuttschuppen und das Gebiss ganz bestimmt noch nicht. Also das hoffe ich und wenn es stimmt, dann können wir das andere Vieh damit aufschlitzen. Ich denke, den Wams entlang der Linie schneiden, bedeutet, dass es dort eine Stelle gibt, an der man durch die Panzerung kommt.«

»Aber warum konnte er uns das nicht einfach sagen? Warum dieses Rätsel?«, fragte ich.

Leila ließ ihre Hand vor ihrem Gesicht kreisen.

»Ich denke, er ist ein wenig verrückt«, sagte sie.

»Und dann willst du ihm vertrauen und diesen Fisch essen?«, fragte ich sie.

»Natürlich, die Heilpaste in der Höhle hat mir das Leben gerettet. Stell dir vor, die Wunde hätte sich entzündet. Ich wäre jetzt nicht mehr bei dir.«

Sie grinste mich an, nahm den Krötenpanzer und stapfte zum Waldrand. Dort angekommen, blieb sie stehen und breitete die Arme aus.

»Wo?«, rief sie.

Ich griff mir ein Holzstück, mit dem ich dachte, dass ich graben könnte, und lief ebenfalls zum Waldrand. Ich wusste nur noch vage, wo wir anfangen sollten, also deutete ich ihr an, dort zu beginnen, wo sie stand, ich würde es hier versuchen. Zumindest hatte ich es nicht so tief vergraben, das wusste ich noch. Leila hatte das Badeloch viel tiefer gestaltet. Mir ging durch den Kopf, was wäre, wenn wilde Tiere es ausgegraben und verschleppt hätten, dann würden wir völlig umsonst unsere Kräfte aufopfern. Andererseits, woher wollte dieser Zwerg denn wissen, dass sie hier den Kadaver finden würden. Das war alles so undurchsichtig. Von welcher Aufgabe hatte er gesprochen, bevor Tjelfort offensichtlich mit seinem verrückten Benehmen dazwischenkam. Ich konnte mir das mit den verschiedenen Geistern in einer Person

noch nicht wirklich vorstellen. In diesem verrückten Zustand würden wir sicherlich keine weiteren Hinweise von ihm erhalten. Es blieb abzuwarten, ob sich das wieder geben würde und ob wir abermals mit dem vernünftigen Onais zu tun haben würden. Es schien, dass dann auch Tjelfort bei Sinnen war.

Wir gruben uns also durch den Sand entlang der Baumreihe, an der ich meinte, den Kadaver vergraben zu haben. Gefühlte Stunden wühlten wir uns durch den Sandboden und ich war sehr darauf bedacht, hierzu nicht meine Hände zu verwenden. Leila tat es mir gleich. Sollten wir auf die Perlmuttschuppen treffen, so war die Gefahr groß, dass sich einer von uns tiefer schnitt und sollte das passieren, so hatten wir nicht mit der Paste vorgesorgt. Ein zweitägiger Rückmarsch zur Höhle wäre dann unverzüglich angesagt und das würde meinen Plan, diesen Tintenfisch zu finden, mächtig durcheinanderbringen. Zumindest hätten wir das Nahrungsproblem gelöst, vorausgesetzt, wir würden endlich in der Lage sein, diesen Schuppenpanzer zu knacken. Es fühlte sich an, als würden wir bereits seit Stunden in der brütenden Hitze arbeiten. Mit aller Kraft, suchten wir nach diesem Kadaver. Ich hatte Hunger und hätte mich zu gern über das letzte Fladenbrot hergemacht, aber ich musste mir eingestehen, dass dies durchaus noch Zeit hatte.

Leila begab sich zu ihrem Badeloch, das sich immer mehr versandet hatte. Sie schöpfte ein paar Krötenpanzer, voll mit feuchtem Sand heraus und vertiefte den Zulauf, damit sich wieder mehr Wasser im Loch sammelte. Sie wartete einen Moment und nachdem sich etwas mehr als die Hälfte gefüllt hatte, reckte sie sich nach unten und steckte ihren Kopf ins Wasser. Als sie wieder auftauchte, prustete sie und versuchte ihre Haare zu bändigen. Tjelfort sprang auf und eilte zu ihr. Ich dachte, er würde sich jetzt ein Bad in unserem Sandloch gönnen, aber er griff Leila mit so einem Schwung in die Haare, sodass sie beinahe in das Loch gefallen wäre. Als er seine Hand zurückzog, riss er ihr grob an den Haaren. Ich ließ meinen Ast fallen und wollte schon lossprinten, um ihr zu helfen, als ich sah, was er ihr da aus den Haaren gezogen hatte. Er hielt ein kleines, wild um sich schnappendes Flussmonster in die Höhe. Lachte laut auf und spießte es auf einen spitzen Ast seines Stockes. »Danke Liebes!«, brabbelte er laut und setzte sich wieder auf seinen vorherigen Platz. Von dort blickte er uns an und machte eine auffordernde Handbewegung. Das Vieh auf seinem Stock zappelte unterdessen weiter. Ein Todeskampf, das war uns klar. Leila blickte mich an, zuckte mit den Schultern, seufzte und ging wieder zu der Stelle, an der sie aufgehört hatte zu graben. Verärgert blickte ich den Alten an und begab mich ebenfalls zu meiner Kuhle. Ich hob den Ast, den ich zum Graben verwendete, und sah einen Lichtreflex im Boden.

Genauer betrachtet, stellte ich fest, dass ich mich nicht irrte, ich hatte den Kadaver gefunden.

»Leila, komm rüber, ich hab’s gefunden!«, rief ich zu ihr.

Der Greis jubelte und klatschte in die Hände. Das irritierte und ärgerte mich. Wir legten die Überreste des Biestes vorsichtig frei. Es galt, sich an den Schuppen nicht zu schneiden. Interessanterweise löste sich der Panzer tatsächlich auf und wir suchten uns die größten Schuppen heraus. Ich ging in den Wald und holte uns ein großes Blatt, auf das wir die Schuppen legten. Leila hatte unterdessen die Stacheln der Rückenflosse inspiziert. Von dem Flussmonster war nicht mehr geblieben als eine fragile Hülle mit jeder Menge unterschiedlich großen und kleinen Schuppen, das Skelett, ein massiver, wuchtiger Schädel und die Flossen. Der Rest war wohl von Insekten verspeist worden, nahm ich an. Wir sammelten die brauchbaren Schuppen zusammen und legten diese, genau wie die Rückenflosse in das Blatt. Bei letzterer war mir damals nicht aufgefallen, dass sie spitze Stacheln beinhaltete. Hatte Tjelfort das mit der spitzen Nadel gemeint?

Nun, auf jeden Fall waren die Stacheln so spitz, dass man sie gut zum Durchstechen von Leder verwenden konnte. Ich holte mir einen Stock und setzte mich ans Feuer. Mit ein paar geschickten Schlägen, Stein auf Stein, gelang es mir, den Stock so zu spalten, dass ich eine Schuppe einfügen und mit etwas Flachs fest einbinden konnte. Ich hatte mir also gerade ein Messer geschaffen und ich fühlte mich großartig. Leila hatte unterdessen das Flussmonster gedreht und die Unterseite vorsichtig untersucht. Richtig, es gab eine relativ breite Linie, vom Unterkiefer bis zum Ansatz der Schwanzflosse.

Leila zögerte keinen Moment, griff sich das Messer, das ich gebastelt hatte, und drückte fest auf diese Linie. Ich war genauso überrascht wie sie, als die Schuppe sich wie Butter durch den Panzer schnitt. Eilig ging ich ihr zur Hand und als ich die Innereien im Fluss entsorgte, begann sie bereits, das Fleisch entlang der Gräten sorgsam auszulösen. Diese Frau war ein Genie, was diese Fingerfertigkeiten anging. Noch nie hatte ich jemanden erlebt, der mit so einem Feingefühl eine Beute in seine Komponenten zerlegte. Mir war gar nicht aufgefallen, dass Tjelfort schon eine ganze Weile nicht mehr an seinem Platz saß. Umso erstaunter war ich, als er mit einer ganz bestimmten Art von Blättern aus dem Wald kam und sie Leila hinlegte.

»Schneide hübsche Stücke heraus und wickel sie in die Blätter.«

Er stutzte und blickte mich an. »Du, hole endlich mal etwas Holz, damit das Feuer nicht ausgeht!«, sagte er und wandte sich erneut zu Leila.

»Du kannst auch ein paar Gewürze an das Fleisch tun, dann schmeckt es noch besser!« Mit diesen Worten überreichte er ihr einen Leinenbeutel und behielt einen Zweiten in der Hand. »Wenn du den Fisch in der Glut gar werden lässt, wärst du dann so nett und würdest mir einen Tee machen?«

Ich blickte die beiden ungläubig an. Was ging hier vor sich? Bis Tjelfort mich bissig anblickte und mich mit den Worten, »holst du jetzt endlich Holz, das Feuer geht sonst aus!«, und einer entsprechenden Handbewegung davon scheuchte.

Als hätte man mich einer Gehirnwäsche unterzogen, folgte ich der Anweisung und kehrte mit den Armen voller Brennholz zurück. Und dann sah ich sie dort zusammen am Feuer, sie scherzten und spaßten. In diesem Moment fühlte ich mich ausgeschlossen. Ein Gefühl wie Eifersucht, dabei war ich mir durchaus darüber im Klaren, dass es hier keine Eifersucht geben sollte. Dennoch fühlte ich mich, als tuschelten sie hinter meinem Rücken. Das Gefühl besserte sich zwar, als mir dann bewusst wurde, dass Leila seinen Anweisungen Folge geleistet hatte und sämtliche Fleischstücke, bereits gut verpackt, zum Garen in der Glut lagen. Sie hatte zudem aus Flusswasser und Tjelforts Kräutern einen aromatischen Tee gebraut. Dennoch war ich skeptisch, was hatte dieser Kerl vor?

Ich legte frisches Holz ins Feuer und gesellte mich zu den beiden. Leila lächelte mich an und reichte mir ein Stück des letzten Fladenbrotes, belegt mit frisch gegartem Flussmonster. Einen anderen Teil reichte sie an Onais-Tjelfort und den Rest richtete sie für sich selbst. Vorsichtig roch ich daran, bevor ich hineinbiss. Das Vieh war wirklich köstlich. Der Geschmack erinnerte mich an frisch geräucherten Heilbutt, den ich als Kind an der Küste des Galischen Meeres verspeist hatte. Lange, bevor der Konflikt ausbrach, als es noch friedliche Nachbarvölker gab. Gedankenverloren starrte ich ins Feuer. Es war Mittag, es war sehr heiß und wir verspeisten gerade das letzte Fladenbrot. Allerdings würden wir uns keine Sorgen machen müssen. Die Flussmonster waren essbar und endlich hatten wir etwas Ähnliches wie ein Messer, um Dinge zu schneiden. Als ich meinen Anteil aufgegessen hatte, schnappte ich mir den Krötenpanzer und fischte zuerst die beiden kleinen Biester, die sich in der Kuhle gesammelt hatten, heraus, um dann das Loch wieder zu vertiefen. Ich wollte ein kühlendes Bad nehmen, bevor ich mich auf die Suche nach dem Tintenfisch machen würde. Vielleicht war Onais-Tjelfort klar genug im Kopf, um mir zu zeigen, wo ich ihn finden konnte. Zudem war ich mir natürlich nicht sicher, ob ich diesen Fisch überhaupt erkennen würde. Ich erschrak, als er dann neben mir erschien und die zappelnden Monster mit einer äußerst geschickten Bewegung auf einem Stab aufspießte. Er hob seine Kutte bis über die Knie, legte sich den Saum über den Arm und tänzelte summend zurück zum Feuer, über dem er sogleich die kleinen Flussmonster röstete.

Ich buddelte das Loch tiefer und größer und als ich wieder zum Feuer blickte, konnte ich sehen, dass Onais-Tjelfort eines der kleinen Flussmonster aus den Flammen holte, es kurz abklopfte und genüsslich verspeiste. Mit Haut und Haaren hätte man bei uns gesagt. Ein weiteres reichte er Leila, die dankend ablehnte. Ich versuchte nicht zu oft zu den beiden herüberzusehen, denn ich merkte, dass mich diese

Vertrautheit störte, die Tjelfort oder Onais oder wie auch immer diese Person heißen mochte, gegenüber Leila an den Tag legte. Und sie, sie vertraute ihm sofort. Ohne Rückfragen, ohne Zweifel und ich verstand das nicht.

Sie hatte doch gerade erst gelernt, dass man sich nicht jedem unterwerfen sollte. War das jetzt Naivität oder Instinkt? Ich konnte mir das nicht erklären, aber ich konnte mir auch nicht erklären, warum ich diesem Greis glaubte. Ja, ich glaubte ihm, dass hinter all dem, was mir widerfahren war, ein tieferer Sinn steckte. Es musste einfach so sein. Dieser Gedanke gab mir wenigstens ein kleines bisschen Frieden. Mein Leid war also einem höheren Zweck geschuldet und somit war es durchaus wieder etwas erträglicher.

Ich vergrößerte das Becken und bevor ich den Zufluss erneut öffnete, bastelte ich einen Rechen aus Stöcken, damit nicht abermals die kleinen Flussmonster unser erfrischendes Bad stören würden. Danach vertiefte ich vorsichtig den Zulauf und ließ das Becken wieder volllaufen. Mittlerweile stand Leila lächelnd neben mir. Sie freute sich, genauso wie ich, auf das erfrischende Bad. Ich gebe zu, ich vermisste meinen Quellteich schon sehr. Das saubere Wasser und die angenehme Temperatur. Der Fluss wäre ebenso erfrischend, wenn da nicht diese unzähligen, gierigen Zahnreihen wären, die einem nach dem Leben trachteten. Nachdem der Wasserstand endlich ausreichend war, entkleidete ich mich und ließ mich in das Becken gleiten. Leila tat es mir gleich, während Onais-Tjelfort keinen Millimeter von der Feuerstelle wich.

Er wirkte, als ruhe er völlig in sich. Leila schlüpfte zu mir in das Becken, um sich abzukühlen. Nach wenigen schweigsamen Minuten, fragte sie, »Ist was, du bist so ruhig?«

Ich schüttete zuerst den Kopf, fügte dann aber an, »Traust du ihm?«

Leila wandte den Blick ab, prustete einmal aus, tauchte unter und als sie wieder auftauchte, sagte sie ganz ruhig, »Das, was er erzählt, macht Sinn.«

»Du glaubst also, dass es möglich ist, dass wir nach Hause kommen?«, fragte ich.

»Möchtest du das?«, stellte sie die Gegenfrage und blickte mich von der Seite an.

»Ja, schon. Ich vermisse meine Familie. Du etwa nicht?«, sagte ich und vermied aus irgendeinem Grund, sie dabei direkt anzusehen. Leila überlegte einen Moment und sagte dann,

»Wenn ich zurückkehre, dann nur, um Jean umzubringen.«

Ich blickte sie erschrocken an. Ich hatte mir in meiner Fantasie die wildesten Geschichten erdacht, aber dass ihre Situation so ernst ist, dachte ich nicht.

»Was hat er dir alles erzählt?«, fragte ich und bewegte meinen Kopf in Onais-Tjelforts Richtung.

»Nicht viel. Er sagte, dass wir geliebte Menschen ‘von der anderen Seite’ holen müssen, um von vorn zu beginnen, aber erst, wenn wir beide zueinanderfinden, wird das Volk der Dulnae geeint werden. Ich verstehe das nicht, aber Tjelfort ist niemand, den man einfach so verstehen kann. Du weißt, was ich meine?«, sagte sie.

Ich nickte. Damit hatte sie absolut recht. Bewusst ließ ich das Gespräch im kühlen Wasser versanden. Ich hoffte inständig, dass ich irgendwann im Laufe des Tages noch mit Onais alleine sprechen konnte. Sein Geist schien mir wesentlich vernünftiger und vor allem verständlicher. Ich wollte Tjelfort nicht unrecht tun, er war auf seine Art durchaus nützlich.

Nach dem erfrischenden Bad wartete ich einen Moment, bis ich etwas trockener war und schlüpfte dann in meine Hose.

Wenig später durchsuchte ich den Wald, nach der Stelle, an der sich Leila diese Käfer eingefangen hatte. Sie suchte auf der anderen Seite und kam mit einem Bündel Brennholz zurück. Keine Käfer. Onais-Tjelfort schien zu schlafen, zumindest ruhte er tief in sich.

Mit einsetzender Dämmerung hatten wir ausreichend Holz für die Nacht gesammelt und das Nest der Käfer gefunden. Zwei, säuberlich gefaltete Blattpakete rösteten bereits in der Glut. Der mitgebrachte Tiegel war gefüllt mit köstlichem Kräutertee, der den Durst wesentlich besser löschte, als das pure Wasser. Ich würde Onais-Tjelfort fragen, welche Kräuter wir hierzu benötigen. Er saß nach wie vor untätig an ein und derselben Stelle, die er schon den ganzen Nachmittag nicht verlassen hatte. Wir aßen, wir tranken, wir lehnten uns zurück und genossen die gerösteten Käfer.

Onais-Tjelfort schwieg, was mich irgendwie ganz kribbelig machte. Da ich aber nicht wusste, mit wem ich sprechen würde, unterließ ich es, ihn anzusprechen. Langsam wurde es dunkel und kühl. Leila zog sich ihre Sachen über, trank noch einen beherzten Schluck Tee und verkroch sich dann in unsere Schlafmulde.

Offensichtlich hatte Onais-Tjelfort nach einer Weile das Gefühl, sie sei eingeschlafen, denn er wandte sich mir zu und sagte, »Wir müssen reden.«

»Oh, ja, das denke ich auch. Mit wem spreche ich gerade?«

»Onais. Tjelfort schläft«, antwortete er mir. Ich blickte in sein faltiges Gesicht und er starrte mich mit seinen blauen Augen an.

»Was ist das für eine Geschichte über die Dulnae. Ich kenne kein Volk, dass sich so nennt und Tjelfort hat etwas über eine Wiedervereinigung des Volkes gesprochen. Wir sollen das bewerkstelligen?«, fragte ich und starrte zurück.

Er seufzte und begann, »Die Dulnae bevölkerten einst diesen Planeten. Es waren fünf Stämme, die sich die Lande teilten und sie lebten friedlich nebeneinan-

der. Sie betrieben Handel mit ihren Feldfrüchten, ihren Tieren und ihrer Beute. Deswegen findet ihr hier so viele Pflanzen und Tiere, die denen aus eurer Heimat ähneln«, er setzte ab, hob den Tiegel zu den Lippen und nahm einen kräftigen Schluck, bevor er fortfuhr, »Du hast sicherlich festgestellt, dass es hier kein brauchbares Metall gibt und das war damals gut so. Es gab wenig Auseinandersetzungen, aber letztlich kann man sich auch mit Steinen erschlagen oder mit dem Speer oder einem Pfeil töten. Es geschah durch einen winzigen Auslöser und entwickelte sich zum Flächenbrand. Die Stämme waren so zerstritten, dass es kaum noch einen Ausweg gab. Dann entsandte das Universum die Wächter - uns. Wir suchten ein Paar, welches die Wanderung anführen könnte und fanden sie. Bevor das Universum entschied, das Leben auf Katalis auszulöschen, gelang es uns, unsere Aufgabe zu erfüllen und die wertvollsten Mitglieder dieser Gemeinschaft zu retten und über das Portal auf die Erde zu bringen. Wir hatten nur eines nicht bedacht. Wir hätten die Stämme vorher einen sollen, damit sie sich nach ihrer Ankunft nicht gleich wieder bekriegen würden.«

»Was hat das jetzt alles mit uns zu tun?«, fragte ich ihn.

»Ihr seid die Nachkommen der fünf Stämme«, antwortete er und fügte hinzu, »und ihr bekriegt euch nach so vielen Jahren immer noch.«

»Und was sollen wir nun tun?«, fragte ich weiter.

»Die Erde stirbt. Sie wird zwar, wie Katalis auch, aus der Asche wieder auferstehen, aber im Moment stirbt sie und das kann nicht verhindert werden.«

Ich hatte das Gefühl, sein Blick würde mich durchbohren.

»Verstehst du das nicht? Ihr beide seid das Paar, dass die Wanderung in Gang setzen wird. Ihr müsst zurückkehren und die Stämme einen, damit wir so viele wie möglich retten können. Die Zeit rennt, durch unseren Unfall ist sie zu kurz, um sich lange darauf vorzubereiten. Immerhin hat dein Vater gute Vorarbeit geleistet. Wir müssen uns also nur um das sture, rückständige, eingebildete fünfte Volk kümmern. Aber mit ihr«, er deutete mit seinem Stab auf die schlafende Leila, »wirst du das schaffen!«

»Wir sollen also hier eine neue Zivilisation gründen, hab' ich das richtig verstanden?«

Ich blickte ihn fragend an. »So könnte man das ausdrücken.«

»Wie kann ich eine neue Zivilisation mit Leila gründen, wenn sie keine Kinder bekommen kann?«, dachte ich laut.

»Das ist nicht vorgesehen«, antwortete er.

Ich blickte ihn erstaunt an.

»Schau nicht so, ich weiß schon lange, dass du sie willst, aber du wirst sie so nehmen müssen, wie sie ist und ihr Päckchen wiegt schwer.« Diese stechenden

Augen starrten mich an und täuschte ich mich, oder hatte er gerade seine spitzen Ohren wackeln lassen?

»Wer entscheidet das?«, fragte ich.

»Das Universum«, antwortete er kurz.

»Was müssen wir jetzt tun?«, fragte ich und wunderte mich selbst darüber, dass ich diese Vorsehung einfach schluckte, ohne sie weiter zu hinterfragen.

»Zuerst müssen wir den Tintenfisch finden, damit du ihr die Dinge erklären kannst. Dieser Ansatz war hervorragend und hat meine Meinung über dich bestätigt. Danach müssen wir zur Höhle. Dort müsst ihr nochmals eure Vorräte auffüllen. Die Wanderung zu den Ruinen der Dulnae sollte vorbereitet sein. Ihr müsst diesen Ort aufräumen, für die Ankunft vorbereiten und Entscheidungen treffen. Sobald ihr beide das Portal durchschritten habt, seid ihr auf euch gestellt. Tjelfort und ich können euch nicht folgen, aber wir können alle, die ihr uns schickt, bei ihrer Ankunft begleiten«, erzählte er.

»Muss ich sie lieben?«, fragte ich und wusste selbst nicht, warum ich das gesagt hatte.

Onais-Tjelfort lächelte und antwortete, »Das tust du doch schon.«

»Eine Frage noch, wenn wir durch das Portal gehen, was passiert auf der anderen Seite? Sind wir dann wieder taub und blind?«

»Nein. Ihr beide könnt gemeinsam durch das Portal sehen. Ihr beide könnt gemeinsam durch das Portal gehen, ihr könnt es für die anderen öffnen und nur gemeinsam, wird euch nichts geschehen. Dazu müsst ihr aber erst eins werden. Das sollte dir bewusst sein.« Er blickte mich an und fügte hinzu, »Ich werde versuchen, dir so viele Fragen wie möglich zu beantworten, solange Tjelfort mich lässt. Tu mir einen Gefallen, schreib ihn nicht ab, er gibt euch ebenfalls Hinweise, aber auf ungewöhnliche Weise. Hab' Geduld mit ihm«, er setzte ab, seufzte einmal tief und fügte an, »lass uns schlafen, morgen müssen wir einiges erledigen und den Heimweg antreten.«

Ich stimmte ihm zu und kuschelte mich wenig später an Leila. Mir war das noch nicht bewusst, ich konnte nicht überreißen, welche Aufgabe noch vor uns lag und ich wusste nicht, wie viel Zeit uns blieb, um diese zu erfüllen. Morgen war ein guter Tag, um diesen Fisch zu jagen, morgen war ein guter Tag, um ein weiteres Flussmonster zu erlegen und morgen würde es vielleicht einen weiteren Hinweis auf unsere Aufgabe geben. Zumindest hatten wir jetzt eine Aufgabe und die Heimkehr auf die Erde wurde greifbar.

* * *

Leila war genau, wie Markus sehr verwirrt über das Erscheinen dieses dubiosen, spitzohrigen Greises, der mit zwei Stimmen sprach und sich so seltsam benahm. Die Geschichte, die er ihnen erzählte und die, seltsamerweise, völlig Sinn machte. Ja, sie war sauer, es hätte die Möglichkeit gegeben, Jahre vorher aus Jeans Einfluss auszubrechen. Was wäre ihr nicht alles erspart geblieben!

Ihre Skepsis wich vollständig, als sich der Mann zu einem kichernden, verrückten Clown entwickelte. Zuerst amüsierte sie sich über sein Gehopse und den Gesang, dann hörte sie genau hin. Das, was sich wie der Gesang eines wirren Narren anhörte, ergab Sinn. Die Suche nach dem verrotteten Flussmonster war zwar anstrengend, aber erfolgreich. Sie hatten nun Messer und die Zähne würden sicherlich gute Pfeilspitzen ergeben, wenn ihnen einfiel, wie man sie am Ende der Stöcke befestigen konnte. Als Markus in den Wald ging und Leila alleine mit Onais-Tjelfort war, wurde er ganz ernst. Er hatte komplett aufgehört herumzuzappeln, legte ihr seine Hand auf die Schulter und sie hatte das Gefühl, er gäbe ihr einen väterlichen Rat. »Ich habe dir gesagt, dass du ihn töten wirst, mein Kind«, flüsterte er ihr zu.

»Wen?«, fragte sie und dachte schon, er meinte Markus. »Jean, du musst es beenden, die Welt von diesem Tyrannen befreien und vor allem seinen Anhängern zeigen, dass er ein verabscheuungswürdiges Subjekt ist, mehr nicht. Es ist für dich und die, die mit dir gehen werden, enorm wichtig, dass du es tust«, erklärte ihr der Greis mit der festen Stimme von Tjelfort.

»Wie?«, fragte sie weiter.

»Ich sagte schon, du wirst ihm die Nadel in die Halswirbelsäule stechen. Am besten zwischen dem dritten und vierten Wirbel. Ich werde dir auf jeden Fall genau zeigen, wo und womit du die Stacheln füllen musst. Nicht jetzt, dafür haben wir später Zeit.« Er verstummte und reichte ihr die Rückenflosse des Monsters. Leila fächerte sie auf und sah die drei spitzen Stacheln. Sie waren hohl, man konnte sie also füllen. Sie blickte Tjelfort an, der mit dem Kopf in Richtung Waldrand deutete und hinzufügte,

»Das bleibt unter uns, das hat mit ihm nichts zu tun. Das ist einzig für dich. Aber du musst mit ihm sprechen, du musst ihm sagen, was Jean dir angetan hat. Das wird sonst ewig zwischen euch stehen. Solange dies zwischen euch steht, werdet ihr nicht in der Lage sein, das Portal zu durchschreiten.«

»Tust du nur so, als wärest du verrückt?«, fügte Leila an.

»Nein, ich habe klare Momente, die wirren überwiegen, leider.«

Er blickte bedrückt nach unten. Als Markus zurückkam, schwiegen die beiden. Irrte sich Leila, oder war da ein Anflug von Eifersucht zu erkennen?

Sie aßen das Flussmonster. In diesen Blättern gegart, schmeckte es einfach köstlich und sättigte gut. Irgendwie war die Situation seltsam.

Onais-Tjelfort und die Geschichte, dass alles vorhergesehen war und die Limfies, die sich schon über mehrere Tage nicht blicken ließen.

Dank des Universalübersetzers wären sie jetzt in der Lage, genau zu verstehen, was die beiden sagten, oder? Wo steckten die beiden und was führten sie im Schilde?

… to be continued

Eine Sache der Beständigkeit

von Uwe Lammers

Der alte Landrover wühlte sich auf- und nieder zuckend wie ein unheimliches Urtier auf der wilden Jagd durch die Niederungen des sumpfigen Waldweges, und irrlichternde Lichtreflexe, die durch das schüttere Dach des Dschungels drangen, huschten über das teilweise staubige, teils auch rostige Metall.

Die beiden Insassen des Fahrzeugs wurden beständig hin und hergeschleudert. Diese Fahrt durch den Urwald erwies sich zusehends als nicht weniger anstrengend als ein Ritt auf einem störrischen Gaul, stellte der Fahrer fest. Bei ihm handelte es sich um einen abgezehrten, stoppelbärtigen Mann Ende Dreißig. Dass er schon ein wenig älter aussah, kümmerte ihn wenig. Das lag an den Lebensumständen, die ihn sichtbar gezeichnet hatten.

Mark Fatum war von seiner Ausbildung her eigentlich ein Ingenieur, den es aus Alabama hierher verschlagen hatte. Auf der Suche nach Schätzen war er vor fast zehn Jahren hier geblieben und hatte seine Geldreserven aufgezehrt. Und schließlich richtete er es sich hier in Yucatan leidlich ein, nicht glücklich, aber wenigstens besaß er das, was er zum Leben brauchte. Für den Moment wenigstens. Der große Vorteil dieser Weltregion bestand darin, dass man mit minimalen Finanzreserven vergleichsweise gut über die Runden kam – vorausgesetzt, man besaß ein gewisses handwerkliches Geschick, das hier gefragt war.

Fatum setzte also einen gebrauchten Landrover instand und fuhr seither durch die Gegend, um Reparaturen vorzunehmen. Da er mit aus der Landwirtschaft gekommen war, kannte er sich mit jeder Menge großer Maschinen aus, sowohl mit Benzinpumpen als auch mit Traktoren, Gabelstaplern, Zugmaschinen, Autos und Generatoren. Und es gab wirklich IMMER Bedarf! Auch wenn die Entlohnung zumeist in Naturalien, anfallenden Ersatzteilen und gelegentlich Antiquitäten bestand, die die Einheimischen aus im Urwald verstreuten, nie entdeckten Maya-Stätten holten und die er für sie dann an Zwischenhändler verscheuerte. Dabei machte er natürlich auch seinen Schnitt, selbstverständlich.

Alles in allem konnte man bei solch einem Lebenswandel vielleicht nicht weit kommen, aber es bewahrheitete sich so die alte Lebensweisheit: Zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel. Er hatte keinen Schimmer, wo er das mal aufgeschnappt hatte, aber auf seine Situation traf das recht gut zu.

Nur manchmal wünschte er sich, er wäre nicht so gottverdammt hilfsbereit.

Dann nämlich hätte er diesen ausgesprochenen Scheiß-Auftrag gar nicht erst angenommen. Aber es war leider schon zu spät für einen Rückzieher.

»Was ist das noch mal für ein Scheißkaff, zu dem wir hier unterwegs sind, Pedro?«, schrie er jetzt über den Fahrlärm seinem Beifahrer zu. Dieser war ein Indio, der wenig mehr als eine ausgefranste, verschmutzte Jeans und ein schweißdurchtränktes Poloshirt trug, das an diversen Stellen nicht geflickte Risse hatte. Das öligschwarze Haar mit dem leichten Blauschimmer hing ihm in wirren Strängen über die Schultern und ins Gesicht, es bebte gleich einem lebendigen Organismus im Rhythmus des Wagens. Auf obskure Weise passte Pedro viel besser als Mark Fatum in diese gottverlassene Dschungelregion, fand er. Er stellte gewissermaßen eine Art Zwischenstufe der Zivilisation dar: Nicht mehr völlig der urwüchsige

Indigene, aber auch noch nicht der vollkommen assimilierte Bewohner der Küstenstädte. Er schien zwischen den Welten hin und her zu pendeln und sich darum zu bemühen, das Beste aus beidem zu machen.

‚Irgendwie ganz so wie ich selbst auch', überlegte der Ingenieur flüchtig.

»Chiracotl«, antwortete der Indio in seinem mühsamen, stockenden Englisch. »Die letzte Gemeinschaft, Sir. Sie sagten, es sei dringend. Sehr dringend. Lebensdringend.«

»Lebenswichtig, meinst du wohl!«, knurrte Fatum zornig. Die Auskunft half natürlich in ihrer diffusen Inhaltslosigkeit rein gar nicht weiter. Er sollte etwas reparieren, ja, das wusste er selbst. Aber was? Pedro schien das selbst nicht zu wissen.

Der Abenteurer fluchte, als ihm von einer Bodenwelle fast das Lenkrad aus den Händen geschlagen wurde. Nur mühsam bekam er wieder Gewalt über das Fahrzeug. »Teufel, nichts ist so wichtig, dass man mich so hetzen müsste!«

Pedro, der hier in den Orten als Dolmetscher fungierte, hatte heute früh auf einmal vor der Hütte in dem kleinen Dorf Santa Marta gestanden, in dem Mark Fatum wohnte, wenn er nicht über die mäßig ausgebauten Dschungelpisten unterwegs war zu den zahllosen verstreuten Farmen und Siedlungen, um Reparaturen auszuführen und das zu verdienen, was er seinen Lebensunterhalt nannte. An diesem Morgen hätte er lieber Neune gerade sein lassen. Aber Pedro bettelte regelrecht. Er hatte Fatum eindringlich gesagt, es sei sehr, sehr dringend, dass er in den Dschungel käme zu einem Ort namens Chiracotl, um dort etwas zu reparieren. Jetzt. Jetzt sofort! Sie dürften keine Zeit verlieren!

Ja, Betteln traf es recht gut.

Mark Fatum hatte auf einer Karte nachgesehen, aber der Ort war nicht eingezeichnet. Es schien ihn überhaupt nicht zu geben, in dem Bereich, auf den er deutete, existierten offenbar nicht mal Straßen!

Also gab es jeden Grund, dieser seltsamen Offerte zu misstrauen. Allerdings kannte er Pedro jetzt schon seit über zwei Jahren, weil er ihn hin und wieder als Dolmetscher einsetzte … und er wusste, dass Pedro niemand war, der ihn irgendwie in die Pfanne hauen wollte. Was sollte das auch für einen Sinn ergeben? Fatum wusste, dass bei ihm nichts zu holen war, er hieß schließlich nicht Rockefeller oder Bill Gates oder so … also war das vielleicht echt ein Notfall in einer unkartierten Hinterwäldlerenklave. Konnte er nicht ausschließen. Angeblich hatte ein Waldläufer die Nachricht an Pedro übermittelt und war dann gleich wieder zurück in den Urwald geeilt.

Auch das ergab durchaus Sinn. Wenn man schon mit einem motorisierten Fahrzeug kaum durchkam, würde ein Läufer Stunden mehr an Zeit benötigen. Der Kerl hatte jetzt also schon ziemlichen Vorsprung, aber der Abenteurer beneidete den armen Hund nicht um die Schinderei, in seine Heimat zurückzulaufen. ‚Hätte ums

Verrecken keinen Fußmarsch in diese gottverlassene Einöde auf mich genommen', dachte er finster und prügelte den Wagen weiter durch die düstere Dschungelwildnis, während er weiter dem kaum erkennbaren Pfad folgte.

Er dachte an all die verrückten Geschichten über Jaguare und andere Raubtiere des Dschungels, die es hier und da noch geben mochte. Selbst in Kanada kam es vor, dass Leute, die an Bushaltestellen nahe an den Wäldern warteten, von Raubtieren angefallen wurden … hier im urwüchsigen Dämmer der Wildnis Yucatans ließ sich das noch sehr viel besser vorstellen. Hier waren die Mythen und Legenden der Maya noch sehr präsent, und der Urwald versteckte womöglich noch ganz andere Geheimnisse als nur versunkene Metropolen und jadereiche Gräber der Vorfahren.

Die heutigen Maya dachten jedenfalls so. Und diejenigen, die sich Respekt vor der Natur bewahrt hatten, blieben lieber in ihren erschlossenen Gebieten und mieden den tiefen Wald … Tja, daran konnte er sich jedenfalls nicht halten, nicht heute.

Pedro hatte sich als Führer angeboten, ihn in die von Problemen geplagte Siedlung zu bringen. Er leitete nun Fatums Fahrzeug schon seit Stunden durch den irrwitzig dichten und verfilzten Dschungel. Teilweise waren die Wege kaum mehr als größere Wildwechsel, und manches Mal war ihm schon der Gedanke gekommen, Pedro habe ihn in die Irre geführt.

Auf faszinierende Weise fand er dennoch immer die Fortsetzung dieses teilweise ziemlich zugewucherten Pfades. Er zeigte überdeutlich an, dass diese Ortschaft wirklich äußerst abgelegen sein musste. Vielleicht war sie deshalb nicht auf den Karten zu finden. Das war in dieser Weltgegend nur halb so überraschend, wie es vielleicht klang. Denn selbst in der heutigen Zeit bei all den GPS-, Satelliten- und LIDAR-Techniken, die die moderne Wissenschaft zur Verfügung hatte, wurden immer noch versunkene Maya-Stätten gefunden, die von der Zeit vergessen worden waren. Und dabei fahndeten Archäologen weiß Gott seit fast 200 Jahren danach.

Der Urwald machte es ihnen allen nicht einfach. Den alten Maya nicht und den neuen ebenso wenig.

Die Frage nach den Bewohnern des Dorfes hatte Pedro nur ausweichend und mit spürbarem Unbehagen beantwortet. Sie sprächen noch das klassische Nahuatl, hatte er gesagt. Es handele sich bei diesen Leuten um einen kleinen Splitterstamm der Azteken, die 1521 von Hernando Cortez geschlagen worden seien. Und sie hätten »ihre Eigenarten bewahrt«.

Was immer das nun genau heißen mochte.

Der brüllende Motor des Wagens vertrieb die Vögel und anderen Tiere dieser dichten Pflanzenwelt. Kolibris blitzten in den Lichtstrahlen wie Metallstücke, winzigklein wie Insekten und abgesehen von der schillernden Farbe genauso unscheinbar und unfassbar flink. Deutlich behäbigere und im Vergleich dazu geradewegs riesen-

haft dimensionierte Papageien zeterten, und Affen kreischten irgendwo in den grünen Wänden der Bäume. Das wilde Leben des Urwalds eben … er kannte das alles wirklich zur Genüge.

Fatum kümmerte sich darum nicht. Er trieb den Landrover vorwärts.

Und auf einmal, fast von einem Moment zum nächsten, hörte der Dschungel schlagartig auf. Eine weite Lichtung öffnete sich unvermittelt vor dem Fahrzeug, und die unebene Straße, dieser bessere Maultierpfad, führte geradewegs durch die Mitte eines eher bescheiden dimensionierten Dorfes aus kleinen Holzhütten. Sie waren ringförmig um einen zentralen Platz angelegt, und Maisfelder lagen in asymmetrischen Formen über die Lichtung verstreut.

Der einstige Abenteurer betrachtete die Siedlung. Chiracotl, die letzte Gemeinschaft, war in der Tat nicht sonderlich groß und schon gar nicht beeindruckend. Er schätzte die Zahl der Hütten auf vielleicht dreißig. Die Kopfzahl konnte kaum hundertzwanzig übersteigen.

Aber was war das da am anderen Ende der Lichtung, direkt am hinteren Rand der kleinen Ortschaft …?

Unwillkürlich würgte er den Motor ab und ließ den Wagen stehen. Er stand im Sitz auf und stierte über die Windschutzscheibe hinweg. »Jesses!«, flüsterte er fast automatisch. Ihm rutschte der schlabbrige Hut in den Nacken, und hätte er nicht das Band gehabt, das er um das Kinn lässig geschwungen hatte, dann wäre der Hut auf den Boden des Wagens gefallen.

Am anderen Ende der Lichtung befanden sich zwei Erhebungen. Die eine war eine runde Anhöhe, zweifellos künstlich aufgeschüttet und von jedwedem höheren Pflanzenbewuchs wohl regelmäßig befreit. Darauf befand sich eine Art steinerner Scheibe. Näheres war von hier aus nicht zu erkennen.

Deutlicher war zu sehen, was auf der zweiten Erhebung vonstatten ging. Es handelte sich um eine steinerne Pyramide, in erster Linie gefügt aus groben Feldsteinen, aber auch mit Standbildern, die Jaguare, Falken und Schlangen darstellten und dergleichen. In fünf Stufen erhob sich die Pyramide, auf jeder Seite befand sich ein Treppenaufgang, flankiert von den aus rötlichem Stein gehauenen Figuren.

Und oben auf der Plattform stand eine Reihe farbenprächtig geschmückter Männer, von denen einer gerade ein funkelndes Messer in die Höhe hielt und niedersausen ließ.

Das musste einfach ein Albtraum sein!

Das hier, das war eine aztekische Pyramide. Und dort vorne wurde eine rituelle Opferung vollführt!

Er erinnerte sich unvermeidlich an das, was er vor Jahren, als er auf der Suche nach aztekischem Gold hierher gekommen war, über die Geschichte dieser

Region gelesen hatte. Die Azteken hatten häufig solche Menschenopfer dargebracht, um ihre vielfältigen Götter zu besänftigen, das war auch von Archäologen empirisch nachgewiesen. Opfer waren in der Zeit, in der Cortez in Tenochtitlan ankam, dem heutigen Mexiko-City, gang und gäbe gewesen, um die hungrigen Götter zu besänftigen. Gegen Ankunft des Cortez waren diese Blutopfer schon ins Unglaubliche angewachsen. Aber das war vor über 450 Jahren gewesen!

Die letzte Gemeinschaft!, pochte ein Gedanke nachdringlich in seinem Kopf. Die letzte Gemeinschaft der Azteken?

Und das hier in Yucatan? Das klang einigermaßen absurd, auch wenn es gewisse abseitige Forschungsideen gab, dass gewisse Kultstrukturen zwischen den Maya und Azteken durchaus ähnlich waren. Von der alten Vorstellung, die Maya seien höchst friedfertige »Griechen Amerikas«, wie sie der Archäologe Thompson noch Mitte des 20. Jahrhunderts gehegt hatte, war nach der weitgehenden Entschlüsselung der Maya-Hieroglyphen nicht mehr viel geblieben. Inzwischen wusste man recht gut, dass die Maya-Herrscher sehr kriegerisch veranlagt gewesen waren und dass es solche Dinge wie Blutopfer, die denen der Azteken gleichkamen, auch hier sehr wohl gegeben hatte.

Zwar waren Forscher der Ansicht, dass Sitten und Gebräuche teilweise bis in die jüngste Vergangenheit überlebt haben könnten, insbesondere in sehr entlegenen Regionen … aber so etwas wie Chiracotl würde ohne Zweifel allgemein als undenkbar abgelehnt.

Mark Fatum wollte den Motor wieder anwerfen, durch die Siedlung fahren und dieses unmenschliche Opfer verhindern. Er hatte einen 38er dabei, und das würde wirklich reichen, sie zur Besinnung zu bringen, wenn sie wirklich so rückständig sein sollten …

Aber Pedro, der seine Absicht zu erahnen schien, hielt überraschend seinen Arm fest, ehe Fatum seinen Entschluss umsetzen konnte. »Nicht, Señor! Nicht!«

Er hatte guten Grund dazu.

Denn auf einmal waren die Krieger da! Wie aus dem Boden gewachsen standen sie unvermittelt direkt neben dem Landrover, auf beiden Seiten. Männer mit Lendenschurz, der ihnen bis zu den Knien reichte, aber farbenprächtig bestickt war, mit Symbolen aus der Tierwelt. Die Gesichter waren mit roten und braunen, grünen und dunkelblauen Stoffen, die aus Pflanzen und dem Boden gewonnen waren, musterartig bemalt worden. Alle hatten lackschwarze Haare wie Pedro, aber dem standen schier die Haare zu Berge.

Sie sahen aus, als seien sie geradewegs einem archaischen Historienfilm entsprungen, und ihre humorlosen Gesichter waren tödlich ernst. Die Speere, die sie auf die beiden Neuankömmlinge gerichtet hatten, zitterten nicht einen Moment lang.

»Nicht wehren, Señor! Nicht wehren! Bitte!«, bat der Dolmetscher.

»Was wollen die von mir?«, flüsterte der Abenteurer in seiner Lederjacke undefinierbarer Ursprungsfarbe. Er merkte deutlich, dass ihm der Schweiß am Körper herabrann. Und der kam nicht nur von der sengenden Hitze auf dieser Lichtung …

Der scheinbare Anführer der Azteken-Krieger sprach schnell in Nahuatl auf Pedro ein.

Der antwortete im gleichen Dialekt, wenn auch deutlich langsamer und bemühter – auch für Pedro schien diese Sprache nicht eben geläufig zu sein. Ein Zeichen dafür, dass diese Leute offenbar in jederlei Hinsicht zurückgeblieben sein mussten.

Tja, auch »zurückgebliebene« Speere waren bestimmt tödlich. Also … besser ruhig Blut bewahren. Das Beste hoffen.

Die Miene des Krieger-Anführers schien sich etwas zu entspannen. Dann prasselte der nächste Nahuatl-Wortschwall auf den indigenen Übersetzer ein, unterstrichen von lebhaften Gesten in Richtung des zweiten Hügels am Ende der kleinen Siedlung.

Gleich darauf wandte sich Pedro schweißüberströmten Antlitzes an den Ingenieur. »Señor, Sie sollen sich beeilen, zum Kalender zu kommen! Er … er ist wieder stehengeblieben …«

»Kalender?«, echote er ratlos. Was für ein Scheiß war das denn jetzt?

»Ja, Señor. Der Kalender! DER Kalender! Er … er lässt die Welt laufen, Señor. Wenn der Kalender lange stehen bleibt, dann hört die Welt auf zu sein …« Pedros Gesicht wurde nun erfüllt von tiefer Furcht, die eindeutig religiöse Grundlagen besaß. Dass die Situation klarer wurde, konnte man indes nicht behaupten.

Die Azteken-Krieger zwangen Fatum, auszusteigen. Er nahm von der Ladefläche aus der sorgsam verschlossenen hölzernen Truhe, die er selbst in mühsamer Handarbeit eingebaut hatte, seine Werkzeugtasche, während Pedro und der leitende Krieger immer wieder Worte wechselten.

Teufel noch mal, glaubte dieser dämliche Häuptling etwa, er würde – was auch immer – mit den bloßen Händen reparieren? Also bitte! Das war doch absurd! Pedro schien ihm das deutlich machen zu können, und so konnte Mark Fatum die lederne, abgewetzte Werkzeugtasche mit dem langen Schulterriemen herausholen. Dafür ließ er die Lederjacke hier und schob sich den Hut wieder auf das sonnengebleichte Haar. Es war so scheißschwül hier auf der Lichtung, da war die Lederjacke echt das Allerletzte, was er brauchen würde. Beim Arbeiten war sie ohnehin nur im Weg.

So wurden sie beide als von den Kriegern vom Wagen weg gelotst und hinüber zur kleinen Ortschaft. Mark Fatum war sich der Tatsache bewusst, dass vor ihm

eine Aufgabe lag, die er beim besten Willen nicht einschätzen konnte. Er hoffte doch sehr, dieser verrückten Geschichte mit den Werkzeugen gewachsen zu sein, die in der Tasche während des Marsches vernehmlich klirrten und rumpelten.

»Pedro!«, zischte der Amerikaner seinem Dolmetscher auf dem Weg durch das ausgestorben wirkende Dorf zu, in dem die türlosen Eingangsöffnungen wie gierige Mäuler klafften. »Ich KANN keinen gottverdammten Kalender reparieren! Kannst du denen das irgendwie beibringen?«

Der Indio sah eindeutig verängstigt zu Mark Fatum auf und flüsterte: »Señor, wenn Sie den Kalender nicht wieder bewegen, werden Sie dieses Dorf nicht mehr lebend verlassen … der Kalender braucht Opfer …«

Ein Schrei klang von der Pyramide zu ihnen herüber. Dann wurde ein unmelodischer, guttural klingender Choral angestimmt, der durch eigenwillige Melodien auffiel und auffallend zu der Begleitung der Flöteninstrumente kontrastierte, die bemerkenswerte, durch Mark und Bein gehende, hohe Töne erreichten. Er konnte sich nicht entsinnen, solch eine Musik jemals schon gehört zu haben. Sie klang irgendwie … wie nicht ganz von dieser Welt.

Verdammt, in dieser verrückten Kulisse wurde man noch ganz wunderlich!

»Wer war das denn?«

»Der letzte Oberpriester«, flüsterte Pedro kaum hörbar.

Fatum lief es kalt den Rücken herunter. Er hatte weiß Gott nicht vor, hier sein Leben zu beenden. Schaudernd sah er die Eskorte der Azteken-Soldaten an. Ihre Mienen waren wie aus Stein gehauen, sie sahen so gar nicht aus, als verstünden sie in irgendeiner Weise Spaß. Das waren ganz offensichtlich religiöse Fanatiker, die über Leichen gingen. Sie hatten ohne Zweifel ein fest gefügtes, rein religiös erklärtes Weltbild, ohne das ihre Ordnung keinen Bestand haben konnte. Oder wenigstens bildeten sich diese indigenen Trottel das ein (aber da sie nun mal in der Überzahl waren und über nicht wenige Waffen in Form martialischer Speere und bedrohlicher Keulen verfügten, wäre es höchst lebensgefährlich, diese irrationale Einstellung zu unterschätzen). Und ihrer Ansicht nach schien offenkundig eben dieser Bestand der Lebenswelt bedroht und deren Grundlage war vermeintlich dabei, ihren Dienst aufzukündigen. Mark Fatum fand das mehr als nur bedrohlich. Er wusste aus den Staaten nur zu gut, wozu religiös motivierte Fanatiker imstande waren, da musste man wirklich nur an diese verrückten Abtreibungsgegner denken, die Leben schützen wollten und dafür bereitwillig Abtreibungsärzte über den Haufen schossen und das völlig in Ordnung fanden. Warum sollte das hier anders laufen? Die Überzeugungen mochten verrückt sein, die diese Kerle für real hielten. Aber sie hebelten Rationalität und Logik kurzerhand einfach aus. Mit der Konsequenz, dass das hier schlimmer war als tiefstes Mittelalter. Hierbei handelte es sich recht eigentlich um Steinzeit mit einem Touch von Kultur! Die Waffen passten auf jeden Fall genau dazu. Als Mark

Fatum einen Seitenblick riskierte, identifizierte er das Material, das in die Spitzen der klobigen Kampfkeulen eingearbeitet worden war, als Obsidian, vulkanisches, sehr hartes Glas, das scharfkantig behauen worden war – er kannte solche Dinger (ohne die Keulen dazu) aus Museen und wusste, dass die Klingen rasiermesserscharf waren. Die trennten ihm mühelos den Arm vom Körper, wenn er falsch zuckte.

Nicht zu unterschätzen, einwandfrei!

Also besser erst mal nachgeben und schauen, was für Verrücktheiten diese Wahnsinnigen von ihm erwarteten.

Sie näherten sich zügigen Schrittes ihrem Ziel. Dabei schienen die spärlich bekleideten Krieger die drückende Hitze kaum zu registrieren, ganz anders als Pedro und Mark. Es ging aber auch kaum ein Wind, der etwas Erleichterung verschaffte. Und Schatten gab es weit und breit auch keinen.

Um den Hügel mit dem Kalender dehnten sich nun, da sie die schlichten Hütten des Dorfes hinter sich ließen, unerwartet weite Flächen aus, über die sich niedriges Gewächs rankte. Zwischen den Ranken saßen bis zu knapp handtellergroße, undomestizierte Tomaten, die zum Teil blutrot schillerten. Es mochte sein, dass sie eine besondere religiöse Bedeutung hatten für dieses Volk, er wusste es nicht.

Das war Mark Fatum auch völlig egal. Eigentlich bereute er längst, sich auf Pedros Flehen eingelassen zu haben und wollte hier nur noch so schnell als möglich wieder weg. In der Gemeinschaft dieser Irren würde er nicht mal die Gastfreundschaft genießen können, wenn diese Kerle so etwas überhaupt kannten. Teufel, genau genommen verfluchte er seinen Scout im Stillen heiß und innig. Wie hatte ihn Pedro nur in dieses irre Abenteuer reinreiten können? Das war zweifellos der letzte Gefallen, den er ihm tat, das nahm sich Fatum fest vor.

Wenn er das hier überlebte, hieß das.

Wenn es ihm nämlich nicht gelingen sollte, dieses verfluchte Ding in Gang zu setzen, was immer es sein mochte, dann würde er wahrscheinlich sein Leben hier verlieren, vermutlich auf dem Opferaltar. Egal, ob es stimmte, dass die Welt aufhörte zu existieren, wenn dieser idiotische Kalender stoppte, oder nicht.

Das war doch alles archaischer, heidnischer Wahnsinn!

Er wünschte sich sehr, das sei nur ein lebhafter Traum … leider sprachen alle Indizien strikt dagegen.

Also … erst mal gute Miene zum bösen Spiel machen und schauen, was überhaupt die Aufgabe war. Anders ging es hier gar nicht voran.

Zum Kalender führten zehn Stufen hinauf. Mark merkte mit seltsam intensiver Aufmerksamkeit, dass diese Stufen kunstvoll aus einem Felsen geschlagen worden waren. Auf eine Art, die so gar nicht zu den anderen, eher schlichten Bauten auf der Lichtung passte. Der Granitblock, auf dem der Kalender ruhte, war von allen Seiten

bis auf die Kuppe – und die Treppe – mit Feldsteinen beschichtet worden, und offensichtlich wurde hier häufig gejätet, jedenfalls gab es nur ein sehr trockenes Minimum an gewachsenem Wildkraut.

Die Azteken hatten vieles von den Maya übernommen, das war allgemein bekannt, denn die Maya, ein im Vergleich zu ihren nördlichen Nachbarn relativ gemäßigtes Kulturvolk Yucatans, hatte auch diverse Konflikte mit den Azteken ausgetragen und war dabei häufig in der unterlegenen Position gewesen. Durch die großen Distanzen zur Hauptstadt Tenochtitlan, dem heutigen Mexiko-City, kam es aber nie zu einer völligen Beherrschung der Maya durch das Aztekenreich. Stattdessen war die Kriegerkultur über kulturellen und auch religiösen Transfer von vielen Errungenschaften der Maya beeinflusst worden. Der Kalender stellte einen solchen Einfluss dar, wie es aussah.

Der Kalender, den Fatum nun vor sich sah, während seine Augen unweigerlich immer größer wurden, war eigentlich nicht einer, sondern er bestand aus zweien, die gewissermaßen wie ein Räderwerk ineinander griffen. Es handelte sich um eine große Scheibe aus Stein und eine kleinere. Die erste besaß etwa einen Durchmesser von drei Metern, die andere, die sich unmittelbar daran schmiegte, war kleiner und mochte rund zwei Meter messen. Beide besaßen an ihren Rändern exakt gleich große Zacken, die wie die Kränze von Zahnrädern ineinander griffen und sich so erkennbar sehr langsam bewegten. Der kleine Kalender bewegte auf diese Weise den größeren. Und er tat es sichtbar mit einem leisen Knirschen, das Mark Fatum durch Mark und Bein ging. Unter den beiden Kalenderrädern waren Einkerbungen auf dem glatt geschmirgelten Felsen zu erkennen. Die Eskorte blieb an der Treppe stehen und musterte Fatum, der nun seinerseits schwitzend die beiden Kalender betrachtete.

Eine seltsame Scheu und Beklommenheit erfasste ihn, und ein Kälteschauer durchrieselte den amerikanischen Ingenieur, während er so dastand und auf das archaische Relikt starrte, das »Kalender« genannt wurde und das auf irgendeine unergründliche Weise gestört sein sollte. Verdammt, für das Ding brauchte man vermutlich eher einen Steinmetz oder einen Uhrmacher, dachte er unbehaglich. Während er sich die Lage besah, wurde ihm immer mulmiger zumute.

Langsam ging der Amerikaner um den Kalender herum und untersuchte den Kalender weiter, soweit das von hier oben möglich war. Die Felsplatten, aus denen er gemacht war, schienen ebenfalls aus grauem, kaum verwittertem Granit zu bestehen. Das war, wie er wusste, eines der härtesten Gesteine, das es überhaupt auf der Erde gab. Und eines der beständigsten. Nicht umsonst hatten sich archaische Monumente wie etwa Stonehenge seit mehr als viertausend Jahren erhalten … okay, das war vermutlich eher Blaubasalt, also ein ganz anderes Gestein, aber

abgesehen von der Bearbeitung schienen diese Felsen zumindest geomorphologisch ähnlich alt zu sein.

Er fragte sich, wie Granit hierher kam. Das Gestein kam hier traditionell gar nicht vor. Hatte man das über Hunderte von Kilometern aus Gebirgen hergeschleppt? Warum, in Dreiteufelsnamen? Er konnte sich das nicht mal ansatzweise vorstellen. Nichts hier ergab irgendeinen Sinn, weder historisch noch von den natürlichen Anlagen her.

‚Vermutlich würden mir diese Trottel hier erzählen, ihr Gott habe diesen Kalender exakt hierher gepflanzt, und deshalb hätten sie ihre rückständige Siedlung nirgendwo anders bauen dürfen als hier … Gott, das ist so eine verrückte, debile Rückprojektion, darüber darf man gar nicht näher nachdenken!', sinnierte er, während er schwitzend langsam um den bizarren Kalender herumwanderte. Dabei war Mark Fatum sich immerzu bewusst, von etlichen scharfen Augen argwöhnisch beobachtet zu werden.

Das machte die Angelegenheit naturgemäß nicht einfacher.

Während Fatum den Kalender untersuchte, stellte er fest, dass nachhaltig an der Oberfläche Veränderungen vorgenommen worden waren. Weitgehend hatte man ihn so belassen, wie er wohl ursprünglich erschaffen worden war, aber nachträglich angebrachte Kreise und Linien überzogen zusammen mit kryptischen Symbolen Stellen, die eindeutig weggemeißelt worden waren. Das bedeutete offensichtlich, dass der Kalender ursprünglich gar nicht aztekisch gewesen war, sondern vermutlich mayanisch. Durch das Wegmeißeln der Symbole hatte man vermutlich versucht, den eigentlichen Ursprung zu kaschieren … auch nichts historisch Neues. Mark Fatum entsann sich, mal eine Dokumentation von NATIONAL GEOGRAPHIC zu Ägypten gesehen zu haben. Da war auch davon berichtet worden, dass Pharaonen aus Zeitersparnisgründen einfach Monumentalstatuen älterer Herrscher durch neue Inschriften »umgewidmet« hatten, um sie sich anzueignen.

Wahrlich, wenn die Azteken also glaubten, sie könnten den mayanischen Ursprung dadurch zum Verschwinden bringen, indem sie charakteristische Zeichen wegmeißelten … fürwahr, das war nichts Ungewöhnliches. Auch wenn jeder, der beide Kulturen kannte, natürlich sofort erkannte, dass der Kalender an sich mayanischen Ursprungs sein musste.

Das Erkennen der Symbole wurde indes dadurch zusätzlich erschwert, dass beide Kalender zu einem guten Teil von einer schwarzen, widerlich riechenden Kruste bedeckt war, die auch in die Zwischenräume der Zähne gelaufen und dort zweifellos erstarrt sein musste. Ganze Schwärme kleiner Fliegen summten ekelhaft über dieser schwarzen Kruste und flogen alarmiert auf, während er sich dieses … scheußliche Szenario näher anschaute, um zu ergründen, worin eigentlich das Problem lag, das er beheben sollte.

Der Abenteurer ließ die schwere Instrumententasche von der Schulter gleiten und holte einen Schraubenzieher heraus. Wenn er verstehen wollte, was hier los war, musste er erst mal mehr von diesem verfluchten Kalender sehen …

Als Fatum etwas von der schwarzen Kruste abkratzen wollte, riss einer der Aztekenkrieger ihn jählings energisch zurück und sprach gehetzt in seinem kehligen Nahuatl auf ihn ein. Das war natürlich völlig witzlos, genauso gut hätte er Kanton-Chinesisch sprechen können! Was zum Teufel sollte das denn?

Fatum starrte den Indio wütend an, und Pedro war glücklicherweise sofort an seiner Seite. »Er sagt, Sie dürfen das nicht, Señor…«, übersetzte der Dolmetscher ebenso hastig.

»Zum Teufel, was ist das für ein Zeug?!«, fluchte Fatum verdrossen. Das wurde ja immer unmöglicher! Sollte er nun helfen oder nicht? Sollte er den Kalender vielleicht mit seinen Blicken hypnotisieren und so »reparieren«? Das war doch eine dämliche, vollkommen realitätsfremde Einstellung. Das erinnerte an einen tumorkranken Patienten, den der Arzt nicht aufschneiden durfte, weil die Angehörigen meinten, er dürfe physisch nicht verletzt werden … da war ja wohl klar, was passieren würde: Der Kerl würde einfach krepieren, moderne Medizin hin oder her! Und anschließend brachten womöglich die wütenden Angehörigen den Arzt um, weil er nicht geholfen hatte!

Verdammte Scheiße, in so eine Situation wollte er um keinen Preis der Welt geraten, das war ja wohl klar!

Er insistierte mit finsterer Miene: »Pedro – so geht das nicht! Ich kann ja überhaupt keinen Mechanismus erkennen, wenn ich das Zeug nicht abkratzen darf! Sag dem Kerl das! Ich will wissen, was diese widerliche Soße ist und warum sie das nicht weggemacht haben!«

Dass die Dörfler für diese Verunreinigung die Verantwortung trugen, lag ja wohl auf der Hand. Eine natürliche Patina war das auf keinen Fall.

»Ich fragen, Señor.«

Pedro redete mit den Kriegern, deren breite, unbedeckte und dunkelbraun schimmernden Brustkörbe sich unter den heftigen, erregten Atemzügen hoben und senkten. Es war offenkundig, dass sie sich mindestens ebenso fürchteten wie Pedro. Vermutlich hatte hier jeder Angst um irgendetwas, vermutlich sogar jeder um dasselbe. Nämlich um sein Leben. Aber wohl aus verschiedenen Gründen.

»Ich … habe gefragt, Señor«, unterbrach Pedro seine Gedanken. »Das ist Blut, Señor. Das Blut der Schuldigen!«

»Blut?« Fatum starrte die widerlichen schwarzen Krusten an. Ja, jetzt, wenn er genauer hinsah, konnte er sich gut vorstellen, dass das Blut war. Das würde auch die Fliegen hinreichend erklären, für die das natürlich ein Festmahl darstellte. Also war alles noch viel schlimmer, als er befürchtet hatte: Diese Idioten richteten Men-

schen ihrer Gemeinschaft hin. Und um ihre bescheuerten Götter zu besänftigen, begossen sie den alten mayanischen Kalender, der ja in ihrer verqueren Sicht der Dinge ein Zeichen für die Göttlichkeit war und offensichtlich mit dem Erhalt ihrer blutrünstigen Welt verbunden wurde, mit diesem Blut. Und das verkrustete alles.

Dann musste das Ding natürlich stehen bleiben!

Diese Vollidioten hatten sich also mit voller Absicht selbst sabotiert! Und er sollte jetzt die Sache richten, durfte aber die Ursache der Störung nicht beseitigen! Na, wenn das mal nicht nach der bestmöglichen Quadratur des Kreises aussah!

So eine verfluchte Scheiße!

Er sah Pedro finster an und wählte seine Worte mit Bedacht, damit ihn weder der Dolmetscher missverstand noch die eigentliche Message bei der Übersetzung verloren ging. Sonst war ihr Leben womöglich keinen Pfifferling mehr wert!

»Pedro – sag diesen Kerlen, dass dieses … dieses Blut das eigentliche Problem ist. Ich muss das Zeug runterbekommen, um den Kalender wieder gescheit zum Laufen zu bringen! Sonst geht bald gar nichts mehr! Dieses Zeug sickert ein und blockiert den Mechanismus des Kalenders!«

Die Soldaten gestikulierten derweil wild und zeterten mit ihrer unheimlichen, kehligen Sprache herum. Sie schwangen Obsidianmesser und die Speere mit den Feuersteinklingen. Ganz offensichtlich waren sie nicht bereit, auf ihn zu hören. Und Geduld gehörte spürbar auch nicht zu ihren Stärken.

Vermutlich lag das an dieser erdrückenden Aura der Angst, die über dem ganzen Lichtungsrund lag. Vielleicht hatten sie deshalb beim raschen Marsch durch den Ort auch keine Frauen und Kinder gesehen … die mussten sich alle vor Furcht in den Hütten verstecken, möglicherweise voller Angst, sofort ergriffen und geopfert zu werden, wenn sie die Hauswände verließen.

Verdenken konnte ihnen Mark Fatum das wirklich nicht.

In diesem Klima der zunehmenden Hysterie schien Blutrausch alles andere als unrealistisch zu sein. Aber er wollte wirklich verdammt sein, wenn ER hier sein Blut zu vergießen hatte! Das sollte echt nicht das letzte Wort sein!

»Sag ihnen, verdammt noch mal, dass ich ihnen nicht helfen kann, wenn sie mir das nicht erlauben!«, fluchte der Ingenieur erbittert. »Verdammte Kaffern!«

»Ich … ich versuchen, Señor.«

Pedro, dessen Hemd schon völlig durchgeschwitzt war, redete noch, als der neue Hohepriester von der Opferpyramide mit dem Priesterstab herankam und die Stufen zum Kalender hinaufstieg. Er trug ein farbenprächtiges Federkleid, das in erster Linie aus Federn des Quetzalvogels bestand. Eine Federkrone erhob ihn zu einem schier göttlichen Wesen, einer Verkörperung der fliegenden Schlange, des Gottes Quetzalcoatl. Mit seinem prachtvollen Federmantel sah er beinahe aus wie

ein Paradiesvogel. Aber das falkenartige und zerfurchte Gesicht zeigte überdeutlich, dass auch er von der Sorge um den Bestand der Welt nicht unberührt geblieben war.

Noch jemand, der Angst hatte.

Aber leider ebenso jemand, der Macht besaß, in dieser rückständigen Gemeinde sogar die Macht über Leben und Tod!

Mark Fatum fand das überhaupt nicht mehr komisch. Es fühlte sich an wie ein grässlicher Alptraum. Aber einer von der Sorte, aus der man nicht erwachen konnte.

In seinen Händen hielt er eine Obsidianschale mit einem fast schwarzen Saft, der, als die Sonnenstrahlen ihn berührten, rubinrot schillerte.

BLUT!

Menschenblut, um es genau zu sagen!

Fatum spürte, wie es ihm die Kehle zuschnürte. Er musste sie erst gründlich freiräuspern, bis er heiser sprechen konnte. Ihm war klar, dass das leicht lebensbedrohlich sein mochte – aber er musste diesen Irrsinn irgendwie aufhalten! »Pedro! Sag dem Priester … sag ihm, dass ich dieses verdammte Blut entfernen …«

Ein schauriges Knirschen ertönte hinter ihm. Das Geräusch ging ihm durch Mark und Bein. Die Kriegereskorte fiel sofort erschrocken auf die Knie und warf alle Waffen in den Staub. Allein der Priester, Mark Fatum und der blasse Dolmetscher Pedro standen als einzige noch aufrecht. Aber Pedro war deutlich anzusehen, dass er sich ernstlich überlegte, ob er sich nicht auch hinwerfen sollte.

So zivilisiert Pedro auch sein mochte – tief in seinem Herzen war und blieb er eben ein indigener Maya, und die alten Impulse der Ahnen steckten zweifellos noch tief in ihm. Darauf, dass er weiterhin rational in seinem Sinne agieren würde, konnte Fatum eindeutig nicht bauen. Das wäre gewesen, als baute man auf Treibsand. Nutzlos.

Der alte Priester sprach nun dumpfe, gutturale Laute, die fast klagend-beschwörenden Klang besaßen und weithin über die Hügelkuppe und den archaischen steinernen Kalender hallten.

»Was sagt er?«

»Er … er sagt, der Kalender zürnt … Quetzalcoatl zürnt … er giert nach dem Blut, der Götternahrung …« Auf Pedros Stirn, die blasser war als sonst, stand der Schweiß in dichten Perlen.

»Scheiße!«, flüsterte der Abenteurer ordinär. »Verfluchte Scheiße!« Ihm wurde deutlich, dass seine Felle wegschwammen.

Wenn diese verbohrten Idioten weitermachten, ihren Kalender mit eintrocknendem Blut zu verkleben, würde hier sehr bald gar nichts mehr funktionieren. Und wem man dann daran die Schuld geben würde, lag ja wohl auf der Hand, auch wenn das total ungerecht war.

Im Zweifelsfall waren immer die Außenseiter oder Ortsfremden schuld.

Pedro und er.

Na, das war aber das Allerletzte, was er fühlen wollte – wie dieser knorrige Federtyp ihm die Brust aufschlitzte, um sein ängstlich pochendes Herz bei klarem Verstand aus dem Leib zu schneiden!

Darum sagte er, hastiger und drängender als bisher: »Pedro! Du musst dem Kerl sagen, dass er das nicht darf! Dass dieses Blut den Kalender verklebt und er dann nicht mehr funktioniert …«

»Sind … sind Sie wirklich sicher, Señor … dass es … ich meine … dass es daran liegt?«, wollte der Dolmetscher wissen. Seine Augen waren unstet wie das Flackern einer Kerzenflamme im Wind. Seine Angst war spürbar, fast konnte Fatum sie riechen. Und er verstand sie so gut. Ging es ihm doch nicht anders als dem armen Pedro.

Der Kalender stand.

Die völlig verängstigten Wachen pressten ihre Köpfe an den Boden, und die braungebrannten, muskulösen Rücken der vorher noch so energisch und resolut auftretenden Männer zitterten voller Existenzfurcht.

Mark Fatum wünschte sich, er hätte jetzt einfach davonstürmen können … aber auf bizarre Weise fühlte er sich ganz und gar versteinert. Abgesehen von der Distanz zum Wagen, die er kaum lebend würde überbrücken können, wenn er flüchtete, empfand er auch eine gewisse Verantwortung für den schlotternden Pedro. Den konnte er doch nicht hier bei den ausgewachsenen Killern zurücklassen! Das war das sichere Todesurteil für den armen Burschen.

Ringsum erstarben die Geräusche, so schien es ihm. Es war wirklich, als würde die Welt den Atem anhalten.

‚Das ist völliger Blödsinn! Lass dich nur nicht verrückt machen! Du bist doch ein aufgeklärter, zivilisierter Mensch!', hämmerte er sich ein.

Aber dieser Appell an seine Ratio blieb vergebens.

Zu stark wirkte der unmittelbare Eindruck des Geschehens. Es handelte sich um einen jener seltenen Momente, in denen die Beteiligten glauben konnten, alles, aber auch restlos alles sei jetzt möglich.

Sicherlich, vernunftorientierte, aufgeklärte Philosophie und Forschung hatten bewiesen, dass es sich bei solchen Momenten lediglich um Augenblicke handelte, deren besondere psychischen Nebeneffekte letzten Endes aus hormonellen Reaktionen resultierten … aber in diesen paar sich ewig dehnenden Sekunden wankte Mark Fatums Überzeugung genauso wie die aller anderen um ihn herum. Solche Erklärungen taugten nämlich nur dann etwas, wenn man nicht selbst einen solchen Moment erlebte.

Der Priester trat nun vor und hob feierlich den Obsidiankelch mit dem Menschenblut, stieß einen schrillen, hohen Singsang aus, der für Fatum vollkommen unverständlich war. Aufgrund der atemberaubenden Stille war er wie erstarrt, gerade so, als gehöre er nicht zum Bild dazu, das er hier sehe, als sei er ein neutraler Beobachter.

Und dann ergoss sich das Blut auf den Kalender, spritzte hoch, verlief sich langsam und zäh in den zum Teil schon verkrusteten Kanälen auf der Oberfläche, tropfte über den Rand und versickerte teilweise.

Der Priester opferte Menschenblut, wie es seine Vorgänger vermutlich schon unzählige Male getan hatten. Und das war ohne Frage der Grund, warum der steinerne Mechanismus alsbald keinen Mucks mehr von sich geben würde.

‚Du verdammter Idiot!', fluchte Fatum vor sich hin.

Im nächsten Moment … knirschte der Kalender zu seiner völligen Verblüffung dann wieder, geradezu so, als sei er TATSÄCHLICH durch das Blutopfer zur Aktivität stimuliert worden. Was völlig albern, irrational und animistisch war.

Einerlei – es ließ sich nicht übersehen: Der Kalender drehte sich einen Ruck weiter. Und weiter. Aber er schien langsamer geworden zu sein.

Der Priester nebst seiner Eskorte zog sich wieder zurück, aber nicht, bevor er Fatum über den Dolmetscher Pedro, dessen Hemd schweißnass am Körper klebte, noch einmal ermahnt hatte, den Kalender wieder störungsfrei zum Laufen zu bringen. Er sagte Fatum auch genau, was er zu erwarten hatte, wenn er es nicht schaffte, und Pedro bebte vor Furcht, als er das stockend übersetzte. Es ließ, so verklausuliert es sich auch anhören mochte, doch an Eindeutigkeit wenig Interpretationsspielraum. »Wenn die Welt endet, da der Kalender das Maß der Erde aufgibt und sich dem Willen der Götter verweigert, weil wir Menschen nicht imstande und würdig genug waren, ihn zu verwalten, so wird der letzte menschliche Diener des Kalenders den Tod des Gottes Quetzalcoatl sterben. Als letzte Opfergabe wird zuvor jedoch dein Herz den Altar des höchsten Gottes schmücken! Darum versage nicht. Dir wird eine Frist von einer Stunde gestellt!«

Und er meinte das zweifellos tödlich ernst!

Als er gegangen war, ließ sich Mark Fatum stöhnend auf die Stufen sinken und vergrub seinen Kopf in den Händen. Als er ihn wieder daraus auftauchen ließ, sah er seinen Dolmetscher einigermaßen verbittert an und fluchte: »Pedro! Du hast mich in diesen Schlamassel reingeritten! Nun tue, verdammt noch mal, auch was, damit wir beide da wieder rauskommen! Wenn ich dieses Scheißblut nicht abkratzen kann, wird der Kalender nie wieder funktionieren! Das ist ja wohl klar!«

Der dunkelhäutige Eingeborene starrte ihn aus großen Augen an. Er sah aus, als hätte er schon jede Hoffnung aufgegeben. Und so verzagt klang dann auch seine Rede. »Señor … es ist nicht möglich. Sie werden uns beide umbringen, wenn wir den Kalender nicht wieder … funktionierend machen.«

Er deutete auf den Landrover, der am anderen Ende der Ortschaft stand. Dort waren Aztekenkrieger gerade damit beschäftigt, die Räder mit Baumstämmen zu verkeilen. Selbst gesetzt den Fall, dass sie sich den Weg freischießen konnten (das klang eher unwahrscheinlich), würden sie Wagen nicht schnell befreien können, um hier wegzukommen.

Keine Chance, sie saßen in der Falle.

Fatum fluchte.

Also gut, verfluchte Scheiße noch mal, dann musste er eben in den sauren Apfel beißen und sich an diese verrückte Aufgabe machen. Im Geiste verwünschte er Pedro ein ums andere Mal, wusste aber, dass das leider gar nichts änderte.

Hilflos machte er sich daran, den mit verkrustetem, eingetrocknetem Blut verschmierten steinernen Kalender zu untersuchen.

Es dauerte nicht einmal eine halbe Stunde, bis er erkannte, dass etwas mit dem Kalender grundsätzlich nicht stimmte. Nicht stimmen konnte! Obwohl er ihn von allen möglichen Seiten und von allen denkbaren Perspektiven betrachtete, die ihm zugänglich waren, blieb ihm eins vollkommen verschlossen, das Wichtigste überhaupt: Nämlich herauszufinden, wie er funktionierte.

Und das konnte jeder Mechaniker sofort sagen: Wenn man nicht mal wusste, wie eine Maschine, ganz gleich welche, aufgebaut war und »tickte«, dann würde jeder Reparaturversuch vermutlich mehr zerstören als in Ordnung bringen. Das A und O eines jeden Reparaturversuchs war stets das Grundverständnis der Funktionsweise eines zu reparierenden Gegenstandes.

Also, wie sah das hier aus?

Es schien gleichsam so zu sein, als wenn der bizarre, archaische Kalender im Grunde lediglich aus zwei großen massiven und tonnenschweren, verschiedenartig geformten, aber doch sehr ähnlich behauenen Steinblöcken bestand. Ihre Ränder waren sorgfältig regelmäßig gezahnt und ihre Ober- und Unterseiten abgeplattet. Die gezahnten Ränder hakten dabei ineinander und bewegten beide liegenden Steinräder allmählich knirschend weiter. Dabei bewegte sich der kleine »Kalender« offenbar zügiger als der andere. Das mochte an den unterschiedlichen Massen liegen, sicherlich gab es da auch historische oder ideologisch-religiöse Gründe für eine solche Anordnung.

Aber ein wie auch immer gearteter Mechanismus, der das ganze Ensemble antrieb, ließ sich nicht erkennen.

Soviel war allerdings auch klar: Nur ein oberflächlich auch erkennbarer und zugänglicher Mechanismus konnte durch das verkrustete Blut sabotiert werden. Eine Achse etwa, die die Felsblöcke bewegte. Das hätte natürlich auch das Rucken erklärt und Mark Fatum einen Anhaltspunkt gegeben, wie er vielleicht gegenüber diesen Irren hier argumentieren konnte, damit die ganze Anlage gesäubert wurde.

Dann, so schätzte er, würde sie bestimmt wieder funktionieren, und sie beide wären aus dem Schneider.

Zu dumm war nur, dass er ums Verrecken keine Achse entdecken konnte!

Verzweifelt suchte Fatum sich davon zu überzeugen, dass es vielleicht eine Art Stange gab, die von hier oben unter die Erde reichte, beispielsweise in eine Grotte hinunter, in der ein unterirdischer Fluss strömte. Solche Flüsse waren in Guatemala nicht selten, sie strömten in der Regel durch Höhlenlabyrinthe, die die Kalksteinmassen Mittelamerikas wie einen Schweizer Käse durchlöcherten. Auch in Yucatan sollte es sie geben, das war aber nicht hundertprozentig erwiesen. Leider war nur wenig von den Geologiekenntnissen der Schule haften geblieben, als er hierher aufbrach. Jetzt fluchte er im Stillen darüber, damals nicht aufmerksamer gewesen zu sein.

Aber, verdammt noch mal, wie hätte er auf die Idee kommen können, dass ihm dieses Schulwissen mal irgendwann nützlich sein werde? Bei Maschinen kannte er sich bestens aus, konnte Waffen mit geschlossenen Augen auseinanderbauen und wieder zusammensetzen, Fahrzeugmotoren am Klang identifizieren und auch ohne Stethoskop an den Lauten eines unrund laufenden Motors erahnen, wo er seine Macken und Probleme hatte. Gar kein Thema, da war er ein Crack!

Aber warum hätte er sich Informationen über die Geomorphologie von Mittelamerika merken sollen? Also wirklich! Er war doch kein Höhlentaucher oder so, da war das vermutlich eher von Vorteil.

Er sinnierte weiter, während er auf der Kuppe des Hügels die bizarre Kalenderstruktur abschritt: Die Vegetationsdichte hier oben widersprach jeder unterirdischen Formation, die solche Grotten hätte enthalten können. Dass er so angetrieben wurde, kam ihm zunehmend unwahrscheinlich vor. Abgesehen davon hätte sich der Kalender dann nicht gleichmäßig gedreht, weil sich der Strömungsdurchfluss von Regen- zu Trockenzeiten veränderte. Für einen regelmäßigen Taktgeber, und mochte er auch aus Stein bestehen, brauchte man eine konstante Antriebsquelle.

Es gab noch einen zweiten Grund, der diese Theorie bezüglich der Antriebsenergie ad absurdum führte: Angenommen, ein unterirdischer Fluss würde eine – mutmaßlich auch steinerne – Vertikalantriebswelle mit Energie versorgen und antreiben, dann hätte die Gewalt des Flusses auf jeden Fall verhindert, dass sich Blut festkrustete bzw. Blut hätte nicht ausgereicht, diesen Mechanismus in irgendeiner Weise zu behindern.

‚Na ja, hängt davon ab, wie lange sie diesen blutrünstigen Hokuspokus schon betreiben', dachte er finster. Vielleicht hatten sie damit jahrzehntelang, möglicherweise über Jahrhunderte hinweg gute Erfahrungen gemacht, ehe die ersten Probleme auftraten – also, soweit man das so nennen konnte, denn das setzte einen schrecklichen Blutzoll voraus und machte Fatum klar, dass er sich hier möglicher-

weise in einer regelrechten Killer-Community aufhielt, für die ein oder zwei Tote mehr oder weniger überhaupt kein Problem darstellten …

Gott, darüber konnte man gar nicht gescheit nachdenken! Er merkte schon, wie ihm trotz der Tropenhitze vor Entsetzen die Nackenhaare zu Berge standen.

Wie er es auch ansah und wie sehr er auch grübelte – die Antriebsweise dieses bizarren Kalenders erschloss sich ihm einfach nicht. Sie war völlig unmöglich.

Verrückterweise knirschte der Kalender immer noch, bewegte sich in winzigen, erratischen Bewegungen vorwärts, wobei er aber irgendwie immer langsamer zu werden schien.

‚Hat vielleicht wieder Durst, das verfluchte Monster', ging es ihm grausend durch den Sinn. Hier kam man echt auf irre Ideen.

Leider halfen sie in keiner Weise weiter.

Dieser verfluchte Steinkalender LEBTE nicht! Er war nicht irgendwie »magisch beseelt«, »hungrig« oder »durstig« oder dergleichen … da konnten diese Vollidioten der rückständigen Dorfgemeinschaft tausendmal daran glauben! Das waren einfach nur zwei dämliche riesige Steinzahnräder, die gegeneinander knirschten. Raffiniert gemacht, zweifellos, aber eben einfach nur steinerne Maschinen, zum Teufel noch mal!

Als die Priester mit einer verstärkten Soldateneskorte zurückkehrten, fanden sie Fatum, der auf dem Boden vor dem bebenden und stockenden Kalender hockte und ihn wie hypnotisch fixierte. Er konnte und wollte einfach nicht glauben, dass ein solch simples Steinzeitgerät seinen logischen Intellekt bezwang.

»Gib dein Geheimnis preis! Komm schon, du Mistding!«, flüsterte er befehlend, aber der Stein weigerte sich und strafte ihn mit Nichtachtung. Dieses Schweigen war schlimmer als ein Hohlgelächter, weil es eine solche Erhabenheit ausdrückte, einen Triumph, der so selbstverständlich war, dass er jeden Unterlegenen rasend machen musste. Und doch wusste der Unterlegene, leider handelte es sich dabei um Mark Fatum, in diesem Moment, dass er völlig hilflos gegen diese Art des Triumphes war. Das erwies sich auf eine menschenverachtende Weise als grausam und entwürdigend.

Mark Fatum fühlte sich, als er von den Armen der Soldaten ergriffen wurde, einen Moment lang noch hilflos, dann aber riss er sich los in einer letzten, heroischen Geste des Widerstandes. Er zog seinen Revolver, und doch … bevor er ihn auch nur einmal betätigen konnte, schlug ein harter Speerschaft ihm die Waffe aus der Hand und ließ sie den Hügel hinunterpoltern und zwischen den Tomatenpflanzen liegen bleiben.

Dem Abenteurer wurden die Hände mit rauen Pflanzenfasern auf dem Rücken gebunden, dann wurde er von der Plattform getrieben, hinüber zu der Pyramide. Auch Pedro war auf ähnliche Weise gefesselt worden, aber in seinen Augen

las Fatum nur noch grenzenlose Angst, und dahinter, versteckt wie in einer transparenten Schatulle, den indigenen Fatalismus, die Schicksalsergebenheit, das Wissen, dass dieses Schicksal, das sie jetzt erwartete, unausweichlich war. Aber er las keine Reue. Nichts davon, dass es ihm irgendwie leid tat, Mark Fatum in diese Sache hineingezogen zu haben.

Fast vermeinte der Abenteurer, eine Stimme zu hören.

»Das ist die Entscheidung der Götter!«

Das war einfach nur dummes Zeug.

Götter!

Pah!

Götter stellten lediglich heidnischen Humbug dar, es gab dergleichen nicht. Es gab für deren Existenz nicht den geringsten empirischen Beweis. Mark Fatum hatte nie an diese naiven Vorstellungen geglaubt, schon in der Sonntagsschule nicht. Die Abschaffung der Götter, das Argument aus dem Geschichtsunterricht fand er sehr viel einleuchtender, stellte die Voraussetzung für wesentliche Verbesserungen des Lebens in der zivilisierten Welt dar. Auf diese Weise wurden auf Angst gegründete hierarchische Strukturen ausgehebelt und durch rationales Wissen und Naturwissenschaften ersetzt.

Man sah ja hier recht deutlich, wohin der fortwährende Glaube an die Götter führte: bis in die Steinzeit und nicht weiter! Alle Kulturen, die an Götter glaubten und ihnen Opfer darbrachten, nicht zuletzt Blutopfer, sie alle waren relativ schnell zugrunde gegangen, wenn die Bevölkerung erst aufgeklärter wurde. Nein, seiner Ansicht nach war die Welt durch die Entmystifizierung der Gesellschaft ein besserer und fortschrittlicherer Ort geworden. Heutzutage setzte man nicht mehr auf animistischen Mumpitz, sondern auf moderne Medizin, wenn man krank wurde. Man schloss Reiseversicherungen ab, statt dass man sich Zauberamulette andrehen ließ, wenn man auf gefährliche Reisen ging.

Die Religionen, die heute noch existierten, waren deshalb in Fatums Augen wenig mehr als religiöse Hüllen, verkappte Institutionen zur Bereicherung an den armen Bürgern auf Kosten ihrer Leichtgläubigkeit. Deshalb war Fatum auch schon lange in keiner Konfession mehr. Irgendwann hatte ihm dieses scheinheilige Getue zum Hals rausgehangen. Er brach einfach aus allen Konventionen aus und hatte seine Karriereziele aufgrund seiner eigenen Kraft erreicht, ohne irgendwelche spirituellen Hilfsgeister. Gut, er war schließlich hier in Yucatan gelandet, und hier hatte der Weg dann nicht mehr weitergeführt … aber das war ja lediglich eine momentane Situation gewesen, redete sich Fatum ein, eine Station auf dem Weg. Es würden schon noch wieder bessere Tage kommen.

Na ja, bis zu dem Moment jedenfalls, da er mit diesen verfluchten Azteken aneinander geraten war, einfach nur, weil er auf Pedros Drängen und sein verzwei-

feltes Gesicht reinfiel. Er verfluchte sich in diesem Moment für seine notorische Gutmütigkeit und diesen dämlichen Impuls, Leute einfach nicht im Stich lassen zu können, die sich selbst nicht zu helfen wussten.

Und wohin hatte es ihn gebracht? Hierher!

Auf den Opferaltar eines heidnischen Aztekengottes … als wenn er eine verdammte Zeitreise ins 16. Jahrhundert gemacht hätte!

Na toll.

Nun sah es ganz so aus, als sei sein Schicksal besiegelt.

Die Gruppe mit den beiden gefesselten Gefangenen hatte nun die fünf Stufen aufweisende Pyramide erreicht, und sie stiegen die Stufen hinauf über die Nordtreppe zur Spitze. Hier oben stand, wie der schweißgebadete Mark Fatum jetzt erkannte, ein steinerner, uralt wirkender Doppelaltar.

Blitzartig schoss ihm der alte Zahlenkult der Maya durch den Kopf. So ein dämlicher Zufall, höchst unwillkommen: Der heilige Kalender, der auf der Zahl der 52 Jahre basierte, sowohl bei Azteken wie Maya. Fünf Plattformen, die 10 symbolisierend, ergaben 50. Plus zwei Altäre. 52. War das plausibel? War es Zufall?

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Als er von den hünenhaften, halb nackten Kriegern schmerzhaft rücklings auf den Altar geworfen wurde, da schrie er noch einmal auf.

»Ihr seid verdammte Idioten!«, brüllte der Abenteurer. »Ihr habt ja gar keine Ahnung, was ihr hier eigentlich macht! Ihr könnt mich doch nicht einfach so opfern! Denkt ihr, ihr lebt noch im Mittelalter, oder was? Glaubt ihr, das ändert irgendwas an euren Scheißproblemen?«

Niemand ringsum verstand seine wütenden Schreie. Und es reagierte auch keiner darauf.

Fatum versuchte sich ein letztes Mal zu wehren, aber ein halbes Dutzend sehr muskulöser Aztekenkrieger banden seine Beine und den Oberkörper höchst versiert auf dem Altar fest, so dass er sich kaum regen konnte. Ein schneller Seitenblick zeigte Mark Fatum, dass mit Pedro auf dem zweiten Altar genauso verfahren wurde, nur war der schon stoisch und wehrte sich nicht mehr.

Er hatte sich offenkundig in sein Schicksal ergeben. Das klassisch fatalistische Verhalten eines friedfertigen Maya, leider. Jetzt hätte ein wenig mehr Widerstandsgeist vielleicht irgendeinen Nutzen gehabt.

Nun entspann sich eine längere Diskussion unter den Federkleid tragenden Priestern. Sie besprachen einiges miteinander in ihrer unmöglichen Sprache, die mit den kehligen und gutturalen Lauten, den Trillern und Pfiffen dazwischen, kaum auszusprechen war. Dann zogen sie schließlich ihre Obsidiandolche und schlitzten Fatums Hemd auf und das von Pedro, bis die Brustkörbe ihrer Opfer freilagen.

Der Abenteurer merkte, wie sein Herz heftig und fast schmerzhaft zu pochen begann. Das Blut rauschte im Kopf, er konnte es direkt hören. Fast vermeinte er, das Pulsieren des ausgeschütteten Adrenalins seiner Drüsen wahrzunehmen, was natürlich Unsinn war. Die Umgebung stand vor ihm mit fast fotografischer Klarheit. Kleinste Details fielen ihm plötzlich auf, Winzigkeiten, die schon Banalitäten gleichkamen. Da waren etwa die Falten im Gesicht des Hohepriesters, die ihn an zerknittertes Pergament erinnerten. Er registrierte das bösartige Funkeln der Obsidiangegenstände im Sonnenlicht, die schwarz waren wie Rauchglas und von denen er wusste, dass sie vulkanischen Ursprungs waren. Sie erwiesen sich zum Teil als höchst kunstvoll zugehauen, ungeachtet ihres blutrünstigen Nutzungszwecks, und sie besaßen Ornamente, die gefiederte Schlangen, Fische und Waldtiere zeigten, darunter Affen und Kolibris. Auf dem Kunstmarkt waren diese Stücke ohne Frage ein Vermögen wert … aber in dieser Situation blieb dieser Gedanke völlig absurd und nutzlos.

Niemand würde diese Stücke jenseits des archaischen Dorfes je zu Gesicht bekommen, und so, wie es aussah, würde er selbst ebenfalls keine Chance mehr erhalten, davon zu berichten.

Weil er gleich tot war!

Diese verrückten heidnischen Barbaren!

Die hatten doch echt nicht mehr alle Tassen im Schrank!

Die Hände des Oberpriesters näherten sich ihm, und Fatum spürte, wie eine stark riechende Substanz auf seiner Brust verrieben wurde, die seine Nasenschleimhäute reizte. Seltsamerweise kicherte er dabei nicht. Er musste in diesem Moment völlig unvermittelt daran denken, dass er bei den Freudenmädchen von Santa Tierra jedenfalls immer gekichert hatte, wenn sie seine Brust massierten. Da hatte es ihn gekitzelt. Nicht so bei diesem alten Priester, dessen Gesicht steinern und ganz humorlos blieb, konzentriert und hart wie die Vulkanglasklinge, die er gleich in Fatums Körper zu versenken gedachte.

‚Die letzte Ölung', schoss es Mark Fatum finster durch den Kopf. ‚Das ist die verdammte letzte Ölung! Der Scheißknabe weiß offenbar nicht, dass ich ein Atheist bin, sonst würde er das womöglich nicht tun.'

Aber vielleicht eben doch. Möglicherweise war das hier Sitte, dass man die Opfer an die Götter besonders behandelte, ganz gleich, aus welchem Volk sie kamen.

Sonst schmeckte dem verfluchten Kalender sein Blut vielleicht nicht, hm?

Als dieses Einreiben beendet war, wusch sich der Priester in einer mit gehämmertem Gold ausgekleideten Holzschale, die offenbar klares Wasser enthielt, seine Hände und trocknete sie an einem kostbar bestickten Tuch ab. Dann nahm er von einem anderen Priester ein unterarmlanges Messer entgegen, das fast schon einen

Säbel darstellte. Es sah so aus, als bestünde es zur Hälfte aus einem Hartholzgriff, zur anderen Hälfte aus einer messerscharfen, an der Spitze nadeldünn geschliffenen Obsidianklinge.

Der Priester reckte sich und hob das Kultgerät gegen die Sonne, die nun just wie auf ein göttliches Zeichen hin durch die trüben Wolken brach, und er beschwor mit lauten, klagend klingenden Worten und Tönen und Gesängen offensichtlich die Aufmerksamkeit des höchsten Gottes Quetzalcoatl, der gefiederten Schlange, die die Azteken zeit ihrer Existenz angebetet hatten.

Dann wandte er sich wieder um zu Fatum und nahm den Griff in beide Hände, so dass die Spitze auf Fatums Brust zeigte.

Die Abwärtsbewegung hatte gerade begonnen, da wurde ein ungeheures Knirschen hörbar, das auf eine subtile Weise endgültig klang.

Fatum wartete schweißgebadet.

Die Priester schienen ebenfalls zu warten, sie waren jedenfalls in ihren Bewegungen erstarrt.

Mark Fatum wartete weiter, weiter, immer weiter. Es gab verrückte Geschichten, dass man im Angesicht des Todes wahlweise alles in einer Art »slow motion« erlebte, unnatürlich verzögert und unglaublich kristallklar – oder dass das ganze Leben in einer Art Schnelldurchlauf an dem Delinquenten vorbeiraste.

Er selbst hatte nichts davon je erlebt und beide Darstellungen für absurde Übertreibungen gehalten … aber in diesem Moment wurde Mark Fatum in dieser Überzeugung mehr und mehr schwankend.

Nach einer bizarr lang andauernden Weile blickte er den Priester an, der über ihm stand, scheinbar in der Bewegung erstarrt. Und er sah in dessen Augen und merkte, dass sie nicht blinzelten! Dann erkannte sein Gehör, dass nicht ein einziges Geräusch an seine Ohren drang. Das unheimliche Fehlen aller Geräusche war ihm bisher nicht so aufgefallen. Wenn er ein einzelnes noch herausgehört hätte, wäre die Wirkung eine andere gewesen. Aber da war restlos gar nichts.

Die ganze Welt schien versteinert, den Atem anzuhalten.

Die Wolken, die er über sich am Firmament deutlich erkannte und die eben noch gemächlich über den Himmel gezogen waren, standen nun ebenfalls vollkommen still, sie schienen auf obskure Weise zur Regungslosigkeit verdammt. Eine Sache die eigentlich ausgeschlossen war.

‚Ich träume’, beschloss er kurzerhand.

Es gab keine andere Möglichkeit.

Das war alles ein verrückter Panikflash kurz vor dem Niederzucken des tödlichen Obsidiandolches. Der Moment, der ihm wie eine Ewigkeit vorkam, war nur einen Atemzug lang.

Aber warum, zur Hölle, fühlte er sich dann so lang an?

Das war doch unnatürlich!

Aber diese Annahme ließ nicht lange aufrechterhalten. Denn als er versuchte, selbst irgendetwas zu sagen, irgendeinen Muskel zu rühren … da geschah ebenfalls nichts. Er sah sich schlichtweg nicht in der Lage, irgendetwas zu tun oder zu sagen.

Und dann … dann begannen sich die Wolken aufzulösen.

Es war ein gespenstischer, lautloser Prozess. Eben diese unnatürliche Lautlosigkeit machte ihn so Furcht erregend.

Von oben, von der Spitze der fünfstöckigen Pyramide, konnte Mark Fatum auch aus seiner alles andere als optimalen Position recht gut erkennen, was ringsum vorging. Er blickte auf die grünen Pflanzendickichte ringsum, die die Lichtung begrenzten. Und während sich so langsam die Wolken am Himmel stumm zerfaserten, als würden sie von einem übermäßig starken Gebläse abgesaugt, begann sich auch der Rest der sichtbaren Welt zu verändern.

Der Himmel machte einen Farbwechsel durch. Von Blau zu Schwarz. Langsam schimmerten die Sterne durch das Schwarz. Aber gespenstischerweise stand noch immer der volle Sonnenball am Himmel.

‚Ich muss träumen! Das ist ein absoluter Albtraum!', konstatierte der Abenteurer entsetzt. Aber auch dieses Entsetzen blieb eigentümlich oberflächlich, es drang nicht bis in sein Innerstes vor. Wahrscheinlich war es die aus der Lautlosigkeit resultierende Irrealität, die seinen Verstand dazu veranlasste, sich zu weigern, das, was er sah, anzuerkennen.

Er begann sich instinktiv zu fragen, was wohl in dieser Flüssigkeit gewesen war, mit der der Priester ihn eingerieben hatte … irgendeine Form von halluzinogener Substanz, damit ihm das Sterben erleichtert wurde?

Aber das klang wenig glaubwürdig … denn der Priester hatte ihn mit den bloßen Händen eingerieben. Wenn darin Substanzen enthalten gewesen waren, die solche verrückten Drogenträume induzierten, dann hätte er doch selbst völlig high sein müssen, oder?

Während ihm diese wirren, mühsam rationalen Gedanken durch den Kopf gingen, die aber absolut keine Kraft mehr besaßen, ging die bizarre Veränderung der Umwelt unverdrossen weiter und schien sich sogar noch zu beschleunigen.

Der Dschungel schien am Rande des Gesichtsfeldes geradewegs zu zerbröckeln. Die Bäume, so hatte es den Anschein, verloren Stück für Stück ihren festen Halt und kippten auf obskure Weise nach hinten, hinab in eine Art schwarze Unendlichkeit, aus der es keine Rückkehr mehr gab.

Dann erreichte die lautlose Armee der Finsternis, die wirklich nur aus Schwärze zu bestehen schien, die Ränder der Lichtung und fraß auch sie auf. Sie leckte wie eine Art von schwarzer Gischt, einer unaufhaltsamen Flut aus … irgend-

etwas Unergründlichem … über die Landschaft und verzehrte sie dabei zugleich lautlos, unverständlich. Und absolut gnadenlos.

Fatum spürte nun wirklich existenzielle Angst in sich aufsteigen. War dies auch wirklich nur ein Traum? Handelte es sich nicht vielmehr um Wirklichkeit? Wenn es auch eine Wirklichkeit sein mochte, die er mit seinem naturwissenschaftlichen Weltbild überhaupt nicht mehr in Deckung zu bringen vermochte?

Während sich die Schwärze mit bizarren Schlangenwindungen, zugleich aber auch unermüdlich über die Lichtung bewegte, Fatums Landrover ebenso auffraß und verschwinden ließ wie die Hütten des Dorfes, währenddessen rang Fatums Geist um Erkenntnis, suchte mühsam zu verstehen, wovon er hier gerade Zeuge wurde. War dies wirklich alles real? Hatte die aufgeklärte, zivilisierte Welt vielleicht tatsächlich nur deshalb Bestand gehabt, über all die Jahrhunderte, Jahrtausende, weil ein uralter mayanischer Kalender, der später von den Azteken entweiht und modifiziert worden war, seinen Geist nicht aufgekündigt hatte? War es ernstlich denkbar, dass all dies endete, wenn der Kalender stehen blieb? Das Ende der Welt – kam, weil ein verrückter steinerner Kalender erstarrte?

Es klang ungeheuerlich, wie ein verrückter, verschrobener Scherz.

Fatum hätte gerne kreischend gelacht, ja, er wäre sogar mit Vergnügen wahnsinnig geworden in diesen letzten Minuten der Existenz, aber nicht einmal das wurde ihm zugestanden. Eine nachgerade zynische Gnadenlosigkeit von Gottes Gnaden zwang ihn dazu, alles bis zum bitteren Ende mit beneidenswert klarem Verstand mitzuerleben.

Er erkannte, wie die Schwärze den Hügel hinaufwogte, auf dem der Kalender stand, und diesen dann gleich einer Eruption aus Finsternis kurzerhand verschlang. Nun also hatte der uralte Kalender endgültig seinen Dienst dieser verderbten Welt gegenüber aufgekündigt. Der Herzschrittmacher der Erde war stehengeblieben, und so fiel sie nach dem Willen archaischer Götter umgehend dem Verderben und der sofortigen Vernichtung anheim.

Es war das zweiundfünfzigste Jahr, die Zeit der fünf Untage im aztekischen wie mayanischen Jahr. Jene unheilvolle Zeit, in der alles möglich war und der Schutz der Götter allgemein als erloschen galt.

Gierig leckte die hungrige Schwärze gleich einer unbegreiflichen Gischt aus gefräßigem Nichts mit grenzenloser und erbarmungsloser Geduld an den Sockeln und Treppen der Pyramide empor. Sie verschlang steinerne Figuren ebenso gleichgültig wie die lebenden Krieger der Azteken in ihren bunt bestickten Lendenschurzen, die, einmal berührt, lautlos hinabsanken und bis zum letzten Moment ihrer Sichtbarkeit versteinert waren und nicht einmal zwinkern konnten. Die unterste Plattform verschwand, aufgesogen vom Willen Quetzalcoatls.

Der festgebundene Abenteurer fragte sich, ob die anderen Anwesenden, der Priester, die Wachen, die anderen Dorfbewohner … ob sie wohl alle so gelähmt waren wie er selbst, alles mit vollem Bewusstsein erlebten. Oder ob sie reine Statisten waren, bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele versteinert, eigentlich schon tot. Er wusste es nicht.

Aber er fragte sich, was seine Rolle hier in diesem wahnwitzigen Drama eigentlich war. ‚Warum ich?', schrie Fatums Geist stumm. ‚Warum erlebe ich das alles bewusst? Warum nicht der Priester? Was ist der Grund für dieses Schicksal?'

Es kam keine Antwort in der allumfassenden, grässlichen Lautlosigkeit der fortschreitenden Auslöschung, aber er hatte auch nicht ernstlich eine erwartet.

Göttliche Zeichen waren stets die Einbildung von Menschengeist gewesen. Nie hatten sie reale Gestalt besessen. Warum auch? Die Götter besaßen keinen Grund, sich so herabzuwürdigen, um sich Sterblichen zu zeigen, die ja ganz offenbar nicht einmal die Funktionen kosmischer Uhren wie die des mayanischen Kalenders zu verstehen imstande waren.

Denn dass sie das nicht begriffen, lag auf der Hand – sonst hätten sie nicht mit dilettantischen Blutopfern versucht, den steinernen Kalender weiter in Betrieb zu halten. Ob das Blut von Menschen, die ihren Glauben an die alten Götter verloren hatten, vielleicht auch an Wirksamkeit für Rituale verloren haben mochte? War das ein Grund?

Ha, in diesem Fall wäre SEIN Tod sicherlich in gar keiner Weise von Nutzen gewesen.

Mark Fatum empfand allerdings keine Freude an dieser Erkenntnis, ganz gleich, ob sie berechtigt war oder nicht. Denn es sah ganz so aus, als würde er so oder so gleich sterben müssen, völlig egal, ob er an heidnische Götter glaubte oder nicht.

Die Schwärze waberte nun über den zweiten Absatz, über den dritten und vierten und ergoss sich schließlich gleich nichts anderem auf die obere Stufe. Das steinerne Material verschwand unter der bizarren schwarzen Gischt.

Der Effekt, der hier auftrat, war auch jetzt ungeheuerlich, aus der Nähe betrachtet noch schlimmer als bei den Wachen am Fuß der Pyramide. An wessen Füße die Schwärze leckte, den sog sie förmlich in die Tiefe, als handele es sich bei ihr um eine surreale Form von Treibsand.

Vor den Augen des Abenteurers sank der federkleidgeschmückte, versteinerte Oberpriester in die Tiefe, wurde dabei mosaiksteinartig aufgelöst. Er zerfiel direkt vor Mark Fatums aufgerissenen Augen, lautlos und vollständig. Selbst von dem Obsidianmesser blieb nichts übrig. Auch alle anderen Priester ereilte dieses Schicksal. In den erstarrten Mienen der mörderischen Geistlichen stand keinen

Moment lang so etwas wie Erkennen oder Begreifen. Sie schienen ihre eigene Vernichtung nicht einmal zu registrieren.

In der Tat, in dieser Beziehung war Mark Fatum ganz offensichtlich auf ungeheuerliche, unmenschliche Weise privilegiert, dies alles mit anzusehen und miterleben zu können. Dankbarkeit empfand er dafür nicht. Da war nur noch Raum für Angst, unglaubliche Angst vor der finalen Auslöschung.

Und gleichzeitig – Fatum nahm es mit Entsetzen zur Kenntnis – lösten sich die hellen Lichtpunkte der Sterne am Firmament auf. Sie ließen nur eherne Finsternis zurück.

Und auch die Sonne verblasste langsam.

Es gab keine Sterne mehr.

Keine Sonne.

Dies war das Ende der Welt!

Seine letzten verstörten Gedanken galten der Tatsache, dass es offenkundig lediglich eine Sache der Beständigkeit gewesen war, die Existenz der Welt, die er in seinem rationalen Denken vollkommen anders verstanden hatte. Und jeder andere Mensch mit moderner wissenschaftlicher Bildung.

Die Dinge lagen in Wahrheit ganz anders, waren viel schlichter, weitaus archaischer.

Die Existenz der Welt an sich hing tatsächlich von der Existenz und steten Funktionsfähigkeit eines uralten steinernen Maya-Kalenders ab, der auf schier göttliche Weise im Dschungel von Yucatan verborgen war, in einem kleinen Nest, von der Welt ringsum vergessen. Ein Kalender, der seit Urzeiten konstant funktioniert hatte, ständig umgeben von barbarischen Menschen, die keine rechte Kultur unterhielten, sondern permanent im Blickfeld imaginärer, unvorstellbarer Gottheiten ihr Dasein führten, die die Menschen schon seit dem Altertum, seit der Frühzeit ihrer Existenz in Ermangelung eines passenderen Begriffes »Götter« nannten.

Und eben diese Götter schienen just in dem Moment, in dem Mark Fatum auf der Bühne des Schicksals erschien, begriffen zu haben, dass sowohl der eine Weg, nämlich der Weg des Glaubens, den die Maya und Azteken eingeschlagen hatten, wie auch jener andere, der Weg des Zweifelns an den metaphysischen Grundlagen des Kosmos, wie ihn die Menschen westlicher Industriestaaten praktizierten, die mehrheitlich an die Götzen des Fortschritts glaubten, in eine Sackgasse gemündet hatte. So entschlossen sie sich offenbar dazu, diesem Trauerspiel ein Ende zu machen.

Und sie taten es auf wahrhaft göttliche, unbegreifliche Weise. Das verstand Mark Fatum zuallerletzt dann gerade noch, ehe die Schwärze endgültig über ihm zusammenschlug und auch sein Dasein auslöschte.

Es blieb nur noch die Schwärze übrig.

Und niemand sah die sich aus der Sonnenscheibe, die am Firmament schon fast verblasst war, hervorwindende gefiederte Schlange, die sich nun aufmachte, die Zeitrechnung neu zu erdenken und eine Welt zu erschaffen, die besser war als die vorherige …

ENDE?

© 1992/2016/2018/2022 by Uwe Lammers Gifhorn, 31. Oktober 1992 – 25. November 1992

Abgeschrieben und neu bearbeitet:
Braunschweig, 30. März 2012 – 3. Januar 2016
Überarbeitung: Braunschweig, den 28. März 2018 – 5. Juni 2022

Old Man Rhodan

Eine Perry-Rhodan-Fortsetzungsstory von Roland Triankowski

4. Mutantensuche

Ellert schlug die Augen auf und schnappte mit einem fast unmenschlichen Schrei nach Luft. Er bebte an allen Gliedern, als er sich betastete und einem Schmerz nachfühlte, der nur noch in seiner Erinnerung stattfand.

Er sah sich um und fand sich in demselben Krankenzimmer wieder, in dem er zu Beginn dieses bizarren Abenteuers erwacht war. Hier hatte er sich auch zur Ruhe gelegt, um seine körperlose Reise zur Erde anzutreten. In diesem Moment betrat Nikki Rhodan das Zimmer, wechselte ein paar Worte mit dem Yaanztroner, der daraufhin durch den Ausgang verschwand.

„Wie geht es dir?“, fragte sie. Ihr Blick zeigte eine Mischung aus Mitgefühl und Neugier. Letztere schien sie nur mühsam zurückhalten zu können.

Ellert setzte sich auf, schwang die Beine von der Liege und atmete ein paarmal tief durch. „Als wäre nie etwas gewesen“, flüsterte er mehr zu sich selbst. Dann sah er Rhodan eine Weile stumm in die Augen. Er fühlte sich benutzt, konnte aber nicht genau festmachen, auf welche Weise. Das war ein furchtbares Gefühl.

Er stützte seine Unterarme auf die Knie, schloss die Augen und ließ den Kopf hängen. Er entspannte all seine Muskeln, um zu testen, ob sein Körper in dieser Haltung stabil saß. Dann verließ er ihn und sah sich körperlos in dem Raum um. Nikki Rhodan stand in entspannter Haltung neben ihm. Vorsichtig tastete er sich an ihren Geist heran, fand jedoch keine Möglichkeit einzudringen.

Das verwunderte ihn nicht sonderlich. Dass sie mentalstabilisiert war oder eine Art Monoschirm besaß, war zu erwarten gewesen.

Er verließ den Raum und durchstöberte eine Weile das Schiff. Die Räume, Hallen und sonstigen begehbaren Bereiche waren tatsächlich scheinbar willkürlich im Kugelleib des Raumschiffs verteilt und durch keinerlei Korridore oder Antigravschächte verbunden. Einige waren sogar in Bewegung. Für Ellert war dies jedoch kein Problem, ungehindert durchdrang er die Wände und Maschinenblöcke. Dabei fand er nur wenige Lebewesen, den Yaanztroner, ein paar Gaids und ein gutes Dutzend Lemurerabkömmlinge, die sich vermutlich allesamt als Trojaner verstanden.

Sie waren durch die Bank mentalstabilisiert, was für eine unabhängige Geheimmission auch nicht sonderlich ungewöhnlich war.

Die Bordrechner funktionierten auf rein technische Art und Weise – vermutlich waren es Sextatroniken -, Bioplasmaanteile, in die er hätte eindringen können, gab es keine. Nach allem, was er bislang erfahren hatte, war es schlüssig anzunehmen, dass die Posbis ihre Bioanteile komplett im Solsystem behielten.

Ellert verließ die DELORIAN IX und umkreiste sie langsam von außen. Die Milchstraße hing in beeindruckender Schönheit vor ihm, das Schiff befand sich also zwischen den Sterneninseln. Das Band zu seinem Körper blieb ihm dabei unverändert bewusst, an dieses Gefühl hatte er sich jedoch längst gewöhnt, dass er es fast ausblenden konnte.

Offenbar hatte er genau jetzt die Wahl. Sollte er bleiben und sich weiter in die hierundheutigen Ereignisse verstricken lassen? Oder sollte er wieder in die Tiefen der Raumzeit eintauchen und all das hinter sich lassen? Diese Wahl hatte er im Solsystem nicht gehabt.

Er glitt behutsam in die Zukunft. In einigen Versionen verschwand die DELORIAN IX nach etwa einer halben Stunde, in einigen erst in zwei, drei Stunden. Doch sie verschwand, zog weiter ihrer Wege, ob mit oder ohne seinen Geist an Bord, wusste er nicht zu sagen. Diese Entscheidung musste er noch treffen.

Er pendelte zurück in die Gegenwart und dann über diese hinaus weiter in die Vergangenheit. Er hatte gerade den Gedanken entwickelt, das Raumschiff während seiner Abwesenheit zu erkunden und Nikki Rhodan zu belauschen, als er unvermittelt gegen eine Wand aus purem Schmerz prallte.

* * *

Er erwachte schlagartig in seinem Klonkörper, in der sitzenden Haltung, in der er ihn zuletzt verlassen hatte. Nikki Rhodan saß direkt neben ihm auf dem Bett und schaute ihn erwartungsvoll an.

„Wie lange war ich weg?“, fragte Ellert.

„Nur ein paar Minuten“, antwortete Rhodan. „Ist alles in Ordnung? Soll ich den Arzt holen?“

Ellert schwieg zunächst, seine Gedanken rasten. Der Schmerz, der ihn im Solsystem gequält und aus dem Kunstkörper getrieben hatte, hatte ihn auch im körperlosen Zustand erwischt, als sei es ein universeller Ellertscher Schmerz, der die gesamte kosmische Region erfüllt hatte. Vor dieser Schmerzenswand war er offenbar regelrecht abgeprallt, um ein paar Dutzend Minuten später in seinem Körper zu erwachen.

„Habt ihr mich vorhin in meinen Körper zurückgerufen?“, fragte er schließlich.

„Wir haben diesen Körper in der Hoffnung produziert, dass er dich anlockt“, sagte Rhodan.

„Nein“, Ellert blickte die junggebliebene Frau an. Auf den ersten Blick wirkte sie kaum älter als 40, nach Maßstäben des 20. Jahrhunderts, in dem er geboren war, sogar deutlich jünger. Allein ihr Blick verriet aber, dass sie die 1.000 schon lange überschritten hatte.

„Ich meinte gerade eben“, fuhr er fort. „Habt ihr mich aus dem Solsystem zurückgerufen?“

„Deine Rückkehr war unangenehm, das war nicht zu übersehen. Medshadh vermutet Phantomschmerzen aufgrund einer Art von Körpertrauma, entweder vermisst der Körper sein Bewusstsein – oder dein Geist vermisst die lang entbehrte

Körperlichkeit. Wir überwachen deine medizinischen Werte sehr engmaschig und genau. Ich versichere dir, dass physisch und psychisch alles mit dir in Ordnung ist. Vielleicht ist es auch nur Stress, weil wir dir zu früh zu viel zugemutet haben. Das tut mir aufrichtig leid. Wenn du dich erst einmal ausruhen möchtest, kannst du das. Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst. Unsere Sextatroniken verfügen über hervorragende Therapieprogramme. Wenn du ein entsprechendes Gespräch führen möchtest, kannst du das jederzeit tun."

Wieder schwieg Ellert und blickte Rhodan lange in die Augen, wo er nur Offenheit und Mitgefühl las. Und doch fühlte er sich an Tifflors Kunstgesicht erinnert.

„Ich will ehrlich zu dir sein", sagte er schließlich und wählte ganz bewusst dieselbe Formulierung wie bei Tifflor. „Ich kann all dies hier nicht einschätzen und einordnen. Ich verstehe nicht, was im Solsystem, in der Milchstraße und in der Lokalen Gruppe los ist. Ich fühle mich als Werkzeug für Zwecke, die ich nicht nachvollziehen kann. Bin ich ein Spion? Ein Bote? Ein Soldat? Kämpfe ich für eine gute Sache? Oder wird mir das nur vorgegaukelt? Von Perry wird oft erzählt, wie er in absurd fremdartige Umgebungen geworfen wurde und sofort erkannte, für welche Sache es sich einzusetzen lohnt. Ich habe diese Gabe nicht."

Nikki Rhodan wich seinem Blick nicht aus, der Ausdruck des Mitgefühls in ihren Augen nahm sogar noch zu.

„Es tut mir so leid", sagte sie fast tonlos. „Ich fühle mich schlecht, dich in diese Lage gebracht zu haben. Aber glaube mir, es ist der verzweifelte letzte Versuch, Kontakt mit Perry aufzunehmen. Nichts und niemand sonst vermag mehr ins Solsystem vorzudringen. Der Raumzeitschirm um das Solsystem ist die einzige Zeitreisetechnik, die von Tolot noch toleriert wird. Man nennt ihn nicht umsonst auch den letzten Zeitpolizisten. Ich wusste mir keinen anderen Rat mehr, als nach dir zu rufen."

Es folgte ein erneuter kurzer Moment des Schweigens, den Rhodan schließlich beendete.

„Pass auf Ernst", sagte sie. „Ich lasse dich ziehen. Ob in diesem Körper oder ohne, ganz wie du magst. Du kannst eines unserer Beiboote haben, voll ausgerüstet mit uneingeschränktem Zugriff auf alle Systeme. Damit kannst du hundert Jahre oder länger durch die Lokale Gruppe ziehen, ohne dass dir der Saft ausgeht. Flieg umher, such dir einen einsamen Planeten, um dir dort ein Haus zu bauen, was du magst. Ich werde dich nie wieder behelligen. Oder du verlässt diesen Leib einfach und setzt deine Reise durch Raum und Zeit wieder fort und vergisst diese Episode."

„Ein großzügiges Angebot", sagte Ellert. „Vermutlich willst du dafür lediglich alle Informationen von meinem Spionageeinsatz im Solsystem haben."

Rhodan lächelte milde, ihr Blick wurde fast ein bisschen traurig.

„Ich wünsche mir nur, dass du mir vergibst, Ernst. Ich habe es übertrieben und es tut mir leid. Das will ich wieder gutmachen."

So alt und erfahren er auch war, Ellert fühlte sich schlecht. Ein Teil von ihm ahnte, dass er hier gerade massiv manipuliert wurde, die überwiegende Mehrheit seines Seins sah aber nur die verzweifelte Tochter, die seit über einem Jahrtausend ihren Vater vermisste.

„Er ist auf der Erde“, sagte er schließlich.

Nikki Rhodan gab durch keine Regung zu erkennen, wie sie seinen Sinneswandel einordnete. Sie hörte einfach weiter zu.

„Die Erde ist allerdings nicht mehr dort, wo sie hingehört. Man hat sie bereits vor langer Zeit zu einem anderen Stern in der Milchstraße versetzt. Wo dieser Stern liegt, weiß jedoch niemand zu sagen. So hat man es mir jedenfalls erzählt.“

„Okay“, sagte Rhodan und nickte bedächtig. Dann sagte sie lauter und offenbar an die Sextatronik gewandt: „Ich brauche eine Karte der Milchstraße.“

Daraufhin erschien direkt vor Ellert und ihr eine holografische Abbildung der gewünschten Sterneninsel. Rhodan griff mit den Händen hinein und bewegte die Abbildung so, dass sie senkrecht auf die Milchstraßenscheibe schauen konnten.

„Zeige mir nur die Einzelsterne der Klassen F, G, K und M, die sich maximal im mittleren Lebenszyklus befinden und von denen sicher bekannt ist, dass sie keine Planeten haben.“

Noch während sie sprach, begannen zahlreiche Lichtpunkte aus der Darstellung zu verschwinden. Gleiches galt für die Darstellung anderer kosmischer Objekte wie Dunkelwolken.

„Mein Angebot gilt unverändert und unbefristet“, sagte sie, ohne den Blick von der Karte abzuwenden. „Du kannst jederzeit ein Schiff haben oder einfach so verschwinden.“

Ellert kommentierte das nicht. Stattdessen sagte er: „Sind immer noch ganz schön viele.“

Auch wenn die Darstellung nun deutlich ausgedünnt war, war die Struktur der Milchstraße immer noch zu erahnen.

„Nimm die Klassen F und M raus“, sagte Rhodan. Das reduzierte die Zahl der Sterne nochmals deutlich. Dennoch schüttelte Ellert den Kopf.

„Es bräuchte schon eine ziemlich große Flotte, um die alle in absehbarer Zeit abzusuchen. Selbst ich würde mit meiner erweiterten Wahrnehmung Jahrzehnte beschäftigt sein. Mindestens.“

„Keine Option“, sagte Rhodan knapp.

„Habt ihr Zugriff auf starke Telepathen?“

„Seit dem Wirken des Roten Thorts vor zweitausend Jahren ist in der Lokalen Gruppe keine psibegabte Person mehr geboren worden.“

Erneut verschlug es Ellert die Sprache, wie lapidar ihm quasi im Nebensatz die unglaublichsten Ereignisse während seiner Abwesenheit präsentiert wurden.

Vielleicht wäre ein ausführliches Gespräch mit einer Sextatronik wirklich hilfreich – allerdings, um ihn in Sachen Kosmo-Historie der letzten zehntausend Jahre auf den Stand zu bringen.

„Der einzige, von dem ich weiß, dass er noch leben könnte, ist vor sehr langer Zeit zu einer Expedition aufgebrochen."

„Kenne ich ihn?"

„Deinem Alter nach nehme ich es an." Nikki Rhodan erlaubte sich ein zaghaftes Lächeln.

„Du meinst Gucky?"

„Eben jenen."

* * *

Ellert rauchte der Kopf. Erneut hatte Nikki Rhodan ihn im Schnelldurchlauf mit Informationen vollgepackt, die er weder einordnen geschweige denn verifizieren konnte. Es lief darauf hinaus, dass sich Gucky vor zweitausend Jahren – offenbar ein Zeitpunkt großer Umbrüche – gemeinsam mit Reginald Bull aufgemacht hatte, nach den Ilts zu suchen. Was aus dieser Expedition geworden ist, hat man nie erfahren. Über den Verbleib von Reginald Bull wusste man jedoch seit einigen Jahrhunderten Bescheid.

Und hier wurde es besonders absurd. Demnach lebte der einstige Gefährte Perry Rhodans inzwischen in der Galaxis Erranternohre als Wächter der Materiesenke Jarmithara.

Einen Moment lang hatte er überlegt, Rhodans Angebot anzunehmen und sich all dem zu entziehen. Doch seine Neugierde obsiegte. Nun wollte er auch wissen, wie es ausging.

* * *

Die Leistungsparameter der DELORIAN IX waren beeindruckend. Der Sprung in die über 40 Millionen Lichtjahre entfernte Galaxis erfolgte quasi in Nullzeit. Selbst die komplexe Berechnung des Sprungs war in wenigen Stunden abgeschlossen.

Nicht weniger erstaunlich war die Reaktionszeit der raumfahrenden Völker ihrer Zielgalaxis. Trotz vollen Ortungsschutzes und einer Position im Leerraum zwischen den Sternen am Rande Erranternohres, hatten sie nicht einmal einen Tag, um sich in ihrem Zielgebiet zu orientieren.

Laut Nikki Rhodan waren ihre Informationen über diese kosmische Region mindestens ein paar Jahrhunderte, größtenteils aber über zehntausend Jahre alt.

Zudem waren sie zusammengenommen äußerst lückenhaft. Im Grunde war es ein Sprung ins Blaue gewesen.

Nun sammelte sich eine stetig wachsende Raumflotte in ihrer unmittelbaren Nähe. Kein Schiff in dieser Flotte glich dem anderen – außer, dass sie allesamt grob kugelförmig waren. Für Ellert drängte sich der Begriff „Fragmentkugelraumschiff“ auf. Sie wurden von sechs-, sieben- und höherdimensionalen Taststrahlern erfasst und schließlich angefunkt. Die Sextatronik der DELORIAN IX hatte keine Mühe, die Sprache zu verstehen und zu übersetzen, da sie eine nahe Verwandtschaft zum Fenejischen feststellen konnte.

Die Nachricht wurde in Dauerschleife übertragen und lautete: „Unbekanntes Schiff, hier spricht Anasthasia Bull, Primarchin der siebten Clansflotte. Sie sind ohne entsprechende Prägung in den chaotarchischen Sektor eingedrungen. Übertragen Sie umgehend ihr Permit oder verlassen Sie diesen Sektor oder liefern Sie uns ein zünftiges Gefecht. Ihre Entscheidung.“

* * *

Ellert und Rhodan befanden sich allein in der Zentrale – oder was in diesen Zeiten als Zentrale eines Raumschiffs galt. Es war lediglich ein weiß erleuchteter leerer Raum, aus dessen Boden zwei Sessel gewachsen waren, als sie ihn betreten hatten. Ellert fühlte sich unangenehm an den Saal erinnert, in dem er sich mit Tifflor unterhalten hatte, ließ sich jedoch nichts anmerken. Sie lauschten eine Weile der Durchsage, bis Nikki Rhodan sie mit einer wischenden Bewegung ihrer Hand deaktivierte. Sie lächelte und nickte Ellert aufmunternd zu, der sie nur mit großen Augen anblicken konnte.

„Vermutlich eine Ur-ur-ur-ur-ur-Enkelin“, sagte sie. „Plus minus ein paar ‚Urs‘.“

Sie richtete sich in ihrem Kommandosessel auf und fügte hinzu: „Dann wollen wir mal antworten, ehe mit der Guten die chaotarchischen Pferde durchgehen. Hier spricht Nikki Rhodan vom Trojanischen Tamanium.“ Es war durch nichts zu erkennen, wie sie die Übertragung aktivierte. Ellert war aber sicher, dass die Sextatronik alles veranlasste. „Durch den Pakt von Norgan-Tur sind alle Trojaner als Vertreter des Vierten Weges anerkannt und genießen somit freies Geleit auch in chaotarchischen Einflussgebieten. Das entsprechende Permit wird soeben übertragen.“

Keinen Augenblick später erschien die Holodarstellung einer Frau direkt vor Ellert und Rhodan, es sprach für Ellert alles dafür, dass es sich um Anasthasia Bull handelte, auch wenn er keine Ähnlichkeit feststellen konnte. Sie musterte die beiden, offenbar war die Übertragung beidseitig.

„Vierter Weg?“, sagte sie mit abschätzigem Tonfall. „Wie langweilig!“

Sie blickte in eine andere Richtung, womöglich sprach jemand mit ihr oder sie schaute sich eine Anzeige an.

„Hm“, machte sie schließlich. „Das Permit ist in Ordnung.“

Sie seufzte und wirkte sichtlich enttäuscht.

„Okay“, sagte sie dann. „Ihr dürft euch hier aufhalten. Zieht also eurer Wege. Macht ein bisschen Blödsinn oder folgt irgendwelchen Regeln. Offenbar steht ihr ja auf beides.“

Sie war gerade dabei, sich abzuwenden, als Nikki Rhodan das Wort an sie richtete.

„Wir hätten gern eine Audienz beim Obersten Primarchen“, sagte sie. „Falls es sich einrichten lässt.“

Anasthasia Bull tat einen Moment lang, als würde sie nachdenken. „Trojaner, was?“, murmelte sie wie in Gedanken. „Rhodan war der Name, richtig?“

Nikki Rhodan lächelte lediglich.

„Da klingelt was“, sagte Bull und nickte. „Ja, das könnte lustig werden. Wir übermitteln euch Sprungkoordinaten. Begebt euch dorthin, man wird sich mit euch in Verbindung setzen.“

Von einem Augenblick auf den anderen verschwand ihr Holo.

Nikki schaute Ellert aufmunternd an.

„Vierter Weg?“, fragte er.

„Das war Perrys Idee, vor ein paar tausend Jahren.“ Rhodan hantierte in einem kleinen Holo-Display, vermutlich gab sie Anweisungen zur nächsten Überlicht-Etappe. „Da der Dritte Weg mit seiner strikten Ablehnung kosmokratischer und chaotarchischer Ideen zu nichts führte, rief er den Vierten Weg ins Leben, der beide Philosophien gleichberechtigt akzeptierte. Es hat zwar ein paar Jahrhunderte gedauert, aber er ist tatsächlich damit durchgekommen.“

* * *

Man ließ sie an den angegebenen Koordinaten mehrere Tage warten. Nikki Rhodan ertrug die Wartezeit mit Gelassenheit und Ellert nutzte sie, um sich in die historischen Datenbanken der DELORIAN IX zu vertiefen. Dadurch gelang es ihm zwar, sich ein grobes Bild der letzten zehn- bis fünfzehntausend Jahre zu machen – die gewonnenen Informationen einzuordnen, fiel ihm aber immer noch schwer.

Immerhin wusste er nun, dass Nikki Rhodan nur wenige Jahrzehnte vor Perrys letzter Reise in die Milchstraße geboren worden war. Der Name der Mutter – Vina Saru – sagte Ellert nichts, auch ihre Abbildungen kamen ihm nicht bekannt vor, zumal sich ihr Erscheinungsbild teilweise stark veränderte. Sie war eine Humanoide, die aus seiner Perspektive sowohl Terranerin als auch Akonin oder Tefroderin hätte

sein können. Jedenfalls hatte sie offenbar mit Perry Rhodan vor knapp zweitausend Jahren das Trojanische Tamanium begründet und Jahrhunderte lang regiert. Demnach war auch sie sehr langlebig oder sogar unsterblich. In den Jahrhunderten nach Perrys Verschwinden hatte sie sich mehr und mehr aus Öffentlichkeit und Verantwortung zurückgezogen. Über ihren derzeitigen Verbleib – und darüber, ob sie überhaupt noch lebte – konnte Ellert nichts finden. Ihre letzte Erwähnung war dreihundert Jahre alt und auch da hieß es nur, dass sie mittlerweile zurückgezogen auf einem unbekannten Planeten lebe.

Nikki schien in all der Zeit nie eine offizielle Führungsrolle im Trojanischen Imperium übernommen zu haben. Eine kurze Zeit war sie offenbar eine Art Diplomatin, hat sich aber auch als Wissenschaftlerin, Unternehmerin und sogar als Künstlerin betätigt. Zurzeit leitete sie offenbar ein „Forschungsinstitut für hochfrequente n-dimensionale Phänomene“, was immer das bedeuten mochte. Ellert war sicher, dass dies eine durchsichtige Tarnung für Agententätigkeit war, das war allerdings der einzige Punkt, der ihm ein wenig dubios erschien. Alles andere entsprach in etwa dem, was Nikki ihm erzählt hatte, inklusive der Analyse, dass das Trojanische Tamanium für einen Krieg rüstete.

Ellert wollte sich gerade den Ereignissen in der Milchstraße zuwenden, als ihn die Bitte erreichte, sofort in die Zentrale zu kommen.

* * *

„Nikki Rhodan!“

Die Stimme donnerte aus den Akustikfeldern und vermittelte Ellert den Eindruck, dass die gesamte Zentrale der DELORIAN IX in Schwingungen versetzt wurde.

„Du hast hier nichts verloren!“

Das dazugehörige Holo dominierte den Raum ebenfalls. Ellert konnte Reginald Bull kaum wiedererkennen. Erst nach einer Weile entdeckte er vertraute Züge in der voluminösen Gestalt, die in weite Gewänder und Decken gehüllt auf einer Art Thron fläzte. Mit dem bis auf die Brust reichenden roten Vollbart wirkte er fast wie ein Mehandor-Patriarch.

„Ich wollte meiner Enkelin erst nicht glauben, musste es mit eigenen Augen sehen.“

Bull machte eine Pause – vermutlich, um Nikki Rhodan dazu zu verleiten, das Wort zu ergreifen, um ihr dann in selbiges zu fallen. Diesen Gefallen tat sie ihm aber nicht und schwieg weiterhin.

„Aber nun habe ich es gesehen“, sagte Bull schließlich. Er wandte sich um, offenbar zu Personen außerhalb des Holo-Erfassungsbereichs und rief: „Abflug!“

Ellert schaute gebannt auf Nikki Rhodan, wie sie nun reagieren würde. Sie sagte jedoch nichts. Sie sah nicht einmal das Holo an, sondern erwiderte seinen, Ellerts, Blick. Dabei zog sie die Augenbrauen auf eine Weise hoch, als würde sie desinteressiert mit den Schultern zucken.

Oder war es eine Aufforderung an ihn, die Initiative zu übernehmen und Reginald Bull milde zu stimmen? Ellert war sich nicht sicher, dennoch fühlte er sich genötigt, einzugreifen.

„Reginald“, rief er. „Wir brauchen Deine Hilfe.“

Der Angesprochene hielt inne, das Holo und somit die Verbindung blieben stabil. Bull wandte sich wieder um und sagte:

„Du kommst mir die ganze Zeit schon bekannt vor. Wenn mich mein alter Denkkasten nicht täuscht, sollst du Ernst Ellert darstellen. Interessanter Schachzug.“

Die letzte Äußerung war offensichtlich an Nikki Rhodan gerichtet, auch wenn er den Blick von Ellert nicht abwandte. Bull tat, als würde er nachdenken, strich sich den Bart und verzog dabei grüblerisch das Gesicht.

„Na gut“, sagte er schließlich. „Du darfst deine Sache vorbringen, Ernst.“ Dabei betonte er den Namen, als würde er ihn in Anführungszeichen setzen.

An irgendjemanden außerhalb des Aufnahmebereichs gerichtet rief er: „Schmeiß mal jemand den Fiktivtransmitter an und hol den Knaben dort zu uns rüber!“

* * *

Ellert spürte den Transfer kaum, er nahm ihn mehr wie eine Überblendung der Umgebung wahr. Selbst seine Perspektive auf Reginald Bull änderte sich nicht. Von einem auf den anderen Moment stand er einfach in der Zentrale des gigantischen Fragmentkugelraumschiffs, das Bull offenbar als Residenz- und Flaggschiff diente.

„Soso“, sagte Reginald Bull, „du willst also Ernst Ellert sein. Na, dann wollen wir dir das mal einen Moment lang glauben.“

Ellert kommentierte das nicht. Als Wächter einer Materiesenke standen Bull mit Sicherheit ähnliche technische Möglichkeiten zur Verfügung wie Tifflors Taranern, vermutlich sogar bessere. Man hatte ihn längst durchleuchtet und sich ein Urteil über seine Identität gebildet.

„Und du hängst jetzt mit Trojanern ab?“, fuhr Bull fort. „Dem Alter Deines Körpers nach aber noch nicht sehr lange. Lass mich mal raten. Die bewerben sich bei dir als neues Favoritenvolk von ES und du sammelst jetzt Beurteilungen ein, richtig?“

Einen Moment lang starrten sich die beiden Männer schweigend an. Ellert entschied, nicht auf Bulls Masche einzugehen.

„Okay, Spaß beiseite“, sagte dieser schließlich. „Worum geht es?“

In knappen ruhigen Worten schilderte Ellert seine Erlebnisse der letzten Tage, ließ dabei nicht aus, dass er mit ES nichts mehr am Hut hat und schloss mit der Bitte, ihnen bei der Suche nach Gucky behilflich zu sein.

Bull hatte schweigend zugehört, von kurzem Grunzen und Prusten an einigen Stellen abgesehen. Nun ging ein leichtes Beben durch seinen massigen Leib.

„Was ist so lustig, Bully?“

Ellert war gespannt, ob Bull noch immer ein Freund des direkten Wortes war.

„Oh“, sagte dieser. „So hat mich ja schon lange niemand mehr genannt. Erinnert mich an die guten alten Zeiten.“ Er winkte ab. „Ich finde die Vorstellung, dass Perry nun allein auf der Erde hockt, recht amüsant.“

„Weißt du“, hob Ellert an, räusperte sich kurz und fuhr dann mit leiser Stimme fort: „Ich war ziemlich lange weg, schätzungsweise zehntausend Jahre. Daher wundere ich mich über kaum etwas, das ich hier und heute vorfinde. Tolotos ist Diktator der Milchstraße, Tiff errichtet im Solsystem ein Simusense-Paradies und Bully ist ein Diener der Chaotarchen – nun, ihr werdet alle eure Gründe haben. Aber ich hätte doch fest damit gerechnet, dass Perry und Bully immer noch Freunde sind.“

Mit lautem Krachen donnerte Bulls Faust auf die Armlehne seines thronartigen Sitzes.

Davon abgesehen zeigte er jedoch keine Regung – nicht einmal ein Schmunzeln ob der Tatsache, dass Ellert leicht zusammengezuckt war. Seine Stimme klang auch ruhig und entspannt als er sagte:

„Wenn Perry in diesem Moment diesen Saal betreten würde, würden wir uns um den Hals fallen und er würde die ganze Gastfreundschaft des Bull-Clans erfahren. Egal, wer ihm auf den Fersen wäre, ich würde mich vor Perry stellen und meinen vollen Zorn mit aller Macht auf seine Verfolger niederprasseln lassen. Perry und Bully SIND Freunde und werden es immer sein.“

Schnaufend atmete Reginald Bull durch.

„Hör zu, Ernst!“ Ellert nahm zur Kenntnis, dass sein Name nun nicht mehr in metaphorische Anführungszeichen gesetzt wurde. „Perry und ich haben schon vor langer Zeit unterschiedliche Wege eingeschlagen. Es ging ihm immer nur um die Menschheit und die Erde, aus vollem Herzen und ohne damit je nachzulassen. Ich habe mich schon vor langer Zeit für die Familie entschieden. Perry hat das immer akzeptiert – auch, dass ich ihm bei seiner Mission nicht mehr beispringen konnte.“

Bull lehnte sich in seinem Sitz vor – agiler als Ellert es erwartet hätte – und fuhr fort:

„Und das ist auch die Antwort, die ich dir jetzt geben muss. Ich kann dir nicht helfen, Ernst. Was da in der Lokalen Gruppe vor sich geht ist derart komplex und verfahren, daran wird auch ein aus heiterem Himmel zurückkehrender Perry Rhodan

nichts ändern können. Wenn ich mich da jetzt einmische, ist es mit der Ruhe und Sicherheit für meine Familie vorbei."

„Das verlangt doch niemand", sagte Ellert. „Sag mir einfach, wo wir Gucky finden."

Wieder schnaufte Bull belustigt und ließ sich auf die Rückenlehne zurückfallen.

„Plofre hat das Universum oft genug gerettet", sagte er. „Seine Prioritäten liegen inzwischen ebenfalls woanders. Mehr noch als bei mir. Vermutlich wird er euch nicht einmal empfangen."

„Darauf würden wir es ankommen lassen." Ellert ahnte, dass Bull ihm die Information geben wollte – und noch einiges mehr. Wieso sonst hätte er ihn überhaupt empfangen. Aber er ahnte auch, dass er es von sich aus tun musste. Wenn er jetzt nachbohrte, würde er zumachen.

Also wartete Ellert schweigend.

Bull verzog derweil sein Gesicht zu einer nachdenklichen Miene.

„Warum folgst du ihr?", fragte er schließlich.

„Nikki Rhodan?" Ellert zuckte mit den Schultern. „Nun, sie ist Perrys Tochter und soweit ich es beurteilen kann, scheint ihre Geschichte zu stimmen. Perry ist ihre letzte Hoffnung, den Trojanern den Angriff auf die Milchstraße auszureden."

Bull vergrub sein Gesicht in den Fingern, wischte sich übers Gesicht, als würde er es waschen und sagte schließlich: „Fliegt nach Vilamesch. Streift ein paar Tage ohne Ortungsschutz durch diese Galaxis, lasst euch in der Nähe lebensfreundlicher Sonnensysteme blicken, verzichtet aber auf Funkrufe. Wenn ihr nach ein paar Wochen nicht behelligt werdet, zieht wieder ab. Wenn doch, hofft, dass man euch wohlgesonnen ist."

„Danke Bully", sagte Ernst Ellert.

Ohne ein weiteres Wort hob Bull den Arm, offenbar um Ellerts Rücktransfer auf die DELORIAN IX zu befehlen. Unvermittelt stand dieser wieder in der Zentrale neben Nikki Rhodan, die ihn erwartungsvoll anblickte.

* * *

Der Überfall erfolgte gut eine Woche nachdem sie die Galaxis Vilamesch erreicht hatten. Sie hatten sich nach der empfohlenen Rundreise in ein unbewohntes System am Rande der Sterneninsel zurückgezogen und über das weitere Vorgehen beraten, als auf einmal unvermittelt hunderte schwer bewaffnete Gestalten in der DELORIAN IX erschienen. Sie waren allesamt kaum größer als einen Meter, in ihren wuchtigen Kampfanzügen aber nur schwer zu identifizieren. Ohnehin blieb der Besatzung des

Trojanischen Kugelschiffes kaum Zeit dazu, nach nur wenigen Sekunden war auch das letzte Besatzungsmitglied außer Gefecht gesetzt und paralysiert.

5. Die Ellert-Falle

Ellert erwachte in einem kleinen kahlen fensterlosen Raum auf einer Art Pritsche und seufzte. In dem Moment wurde ihm bewusst, wie sehr er die Weite eines naturbelassenen erdähnlichen Planeten vermisste. Nein, er musste sich korrigieren. Er vermisste explizit die Erde und nichts anderes. Er wollte Berge sehen, am liebsten die bayrischen Alpen, am Ufer eines Sees entlangwandern, einen Gipfel erklimmen und weit in die Ferne blicken.

Jetzt steckte er nach Jahrtausenden vergeistigter Existenz endlich wieder in einem Körper und fristete dieses Dasein nur in wechselnden fensterlosen Kammern, in denen ihm vermeintliche alte Freunde oder deren Nachkommen erklärten, was er zu tun und zu lassen hatte.

„Du kannst aus meiner Galaxis verschwinden. Ansonsten ist es mir ziemlich egal, was du tust."

Mit einem Ruck setzte sich Ellert auf, sein kurzer Schreck verflog jedoch sofort wieder. Erschöpft stützte er die Ellenbogen auf den Knien ab und blickte zu der kleinen verhüllten Gestalt, die mit einem Mal in der Kammer stand. Zumindest bildete er sich ein, sie zuvor nicht bemerkt zu haben.

Es erforderte keine große Kombinationsgabe, um zu erahnen, was für ein Wesen da vor ihm stand. Und obwohl der Klang der Stimme nicht exakt zu seiner Erinnerung passte, konnte er sich auch über das konkrete Individuum relativ sicher sein.

„Gucky?"

Er formulierte es dennoch wie eine Frage.

Ein kurzes Schnaufen war die Antwort – irgendwo zwischen abfällig und belustigt.

„Ich bevorzuge zurzeit Plofre", kam die Antwort. „Präsident Plofre, wenn es keine Umstände macht."

Ellert holte Luft, um erneut sein Anliegen vorzubringen.

„Mach dir keine Mühe", sagte Plofre und schlug die Kapuze seines Umhangs zurück. „Sie haben deinem neuen Körper keine Mentalstabilisierung verpasst. Du bist ein offenes Buch für mich."

Ellert staunte, wie – er konnte auf Anhieb keinen passenden Begriff dafür finden – entspannt Gucky wirkte. In Gedanken mischte er das Attribut mit „gelöst", „gereift", „gelassen", „mit sich im Einklang". Er wusste nicht einmal, woran er den Eindruck festmachte. Vermutlich waren es die Augen, denen in vergangenen Jahr-

tausenden bei allem Blödsinn, den Gucky gerne trieb, immer eine tiefe Traurigkeit innewohnte. Diese war nun fort.

Gucky – oder Plofre, wie Ellert sich in Gedanken korrigierte – lächelte, allerdings ohne seinen Nagezahn zu zeigen.

„Interessante Analyse“, sagte er, kommentierte diesen Punkt jedoch nicht weiter. „Kommen wir zu dir, Ernst“, fuhr er fort. „Ich kenne bereits jedes Argument, das du vorbringen könntest, und weiß von jedem, ob und wie sehr du selbst davon überzeugt bist. Ich kenne deine inneren Zweifel und deine Motivation. Bei Nikki Rhodan und ihrer Truppe verhält es sich jedoch anders. Bei allen sind die Gehirne hochprofessionell abgeschirmt, gleiches gilt für das KI-System der DELORIAN. Über ihre tatsächliche Agenda kann ich also nur spekulieren.“

Ehe Ellert etwas sagen konnte, setzte Plofre den einseitigen Dialog fort.

„Ja, ich weiß, dir geht es genauso“, sagte er. „Mir ist es allerdings ehrlich gesagt herzlich egal. In Bälde schmeiße ich euch aus meiner Galaxis raus und kann mich wieder um wichtige Dinge kümmern.“

Plofres Stimme wurde lauter, da er Ellerts Widerstand gegen diese leichte Provokation spürte. „Allerdings möchte ich dir helfen. Du bist guten Willens und unfreiwillig in diese Situation geraten. Du hast das Recht, eine eigene Entscheidung zu treffen und dafür eine bestmögliche Faktengrundlage zu erhalten.“

Ellert schwieg, da er die Antwort, die ihm auf der Zunge lag, ohnehin schon in Gedanken formuliert hatte. Diesmal setzte Plofre den Dialog jedoch nicht auf diese Weise fort. Er blickte Ellert lediglich erwartungsvoll an und Ellert meinte, in den Augen des Mausbibers wieder das unbeschwerte schelmische Glitzern zu erahnen, das er nach der Vernichtung des Planeten Tramp und dem späteren Verlust seines Volkes verloren hatte.

Ellert räusperte sich und sprach seinen Gedanken aus: „Wie willst du diese Faktengrundlage schaffen, wenn dir die Gedanken der Trojaner und ihrer KIs verschlossen bleiben?“

„Über ihre Ziele werde ich dir nichts sagen können, aber ich kann dir einen Einblick in ihre Methoden verschaffen. Meine Leute haben auf der DELORIAN etwas entdeckt, das dich interessieren dürfte.“

Plofre hielt Ellert die Pfote hin und sagte: „Komm, ich zeig’s dir.“

* * *

Sie materialisierten in einem der charakteristischen leeren Räume der DELORIAN. Aus diesem hier führte lediglich ein Ausgang.

Ellert dachte kurz darüber nach, wo sich die Besatzung momentan aufhalten mochte. Plofre hatte sie offenbar festsetzen lassen, zwischen Hausarrest hier auf

diesem Schiff und Einzelhaft in künstlichen Miniuniversen war alles möglich. Er hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt, ob sie gut behandelt wurden oder ob ihnen überhaupt irgendwelche Rechte zustanden.

Er schielte zu dem Mausbiber an seiner Seite, dessen Ansichten zur Privatsphäre der Gedanken anderer Leute in dieser Zeit etwas lockerer waren. Plofre ging – falls er überhaupt geespert hatte – nicht darauf ein.

„Was ich dir jetzt zeige, wird dich schockieren, Ernst“, sagte er. „Ich will dich mit dieser Vorrede nicht beeinflussen. Ich möchte, dass du dich wappnest. Meine Leute haben mir die Gedankenbilder übertragen und selbst ich bin einigermaßen entsetzt.“

Plofre blickte ihn an und sagte: „Bereit?“

Ellert zuckte mit den Schultern. Wie konnte man nach so einer Ankündigung bereit sein? Er konnte mit einiger Berechtigung behaupten, so ziemlich alles schon einmal gesehen und erlebt zu haben, was das Universum zu bieten hatte. Bereiter würde er nicht mehr werden.

Die Tür öffnete sich – vermutlich auf einen telekinetischen Impuls hin – und sie betraten den anschließenden Raum.

Es handelte sich vielmehr um einen hallenartigen Gang, der sich ganz am Außenrand der DELORIAN befinden musste, denn er erstreckte sich mit leichter Kurve rechts und links von ihnen in die Ferne. In Abständen von ungefähr zwei Metern reihten sich sarkophagähnliche Container mit transparenten Deckeln aneinander, die Ellert sofort an intensivmedizinische Kokons denken ließen. Wenn dies wirklich der äußerste Bereich des Schiffes war und der Gang einmal ganz herumging, müssten hier etwa 1.800 dieser Sarkophage stehen.

„1.880, um genau zu sein“, sagte Plofre.

Nun wurde Ellert doch ziemlich mulmig. Das, wofür er sich wappnen sollte, befand sich ganz offenbar in den Sarkophagen. Hinzu kam die Tatsache, dass er diesen Ringkorridor bei seinem körperlosen Streifzug durch das Schiff nicht entdeckt hatte.

„Ein Psi-Tarnfeld“, kommentierte der Ilt den Gedanken. „Meine Leute haben das hier auch nur zufällig gefunden.“

Ellert fasst sich ein Herz und trat an den nächstgelegenen Sarkophag heran.

Darin lag: er selbst, nackt, offenbar schlafend oder bewusstlos an diverse Schläuche und Messpunkte angeschlossen.

Gleiches galt für den Sarkophag daneben und den daneben. Erst beim vierten fiel ihm auf, dass alle Ellert-Klone, Duplos oder was auch immer sie waren Wunden und Verletzungen aufwiesen und viele von ihnen verkrampft dalagen oder wenigstens das Gesicht verzogen hatten.

„Was ist das hier?“, fragte er. Der Gedanke war naheliegend, dass auch sein aktueller Körper aus einem solchen Sarkophag stammte. Aber warum lagen hier fast 2.000 weitere davon? Wenn es Fehlzüchtungen waren, hätte man sie vernichtet. Als Ausweichkörper für ihn hätte auch ein Dutzend davon genügt. Und warum dann diese Anordnung?

„Es ist eine Ellert-Falle“, sagte Plofre.

„Eine was?“

„Kannst du dich noch an die infinite Todesstrafe erinnern? Haben die Arkoniden vor ein paar tausend Jahren praktiziert. Der Rote Thort fand das später auch ganz lustig.“

„Du meinst die grausige Praxis, jemanden zu töten, um ihn dann schnell wiederzubeleben – um ihn dann erneut zu töten?“

„Genau.“ Plofre nickte.

„Und das geschieht hier mit meinen Körpern? Warum?“

„Um deinen Geist anzulocken und in diesen Körper zu zwingen, den du jetzt bewohnst. Der Raum, in dem du erwacht bist, befindet sich genau im Mittelpunkt dieses Rings. Nikki Rhodan war offenbar sehr erpicht darauf, deine Dienste in Anspruch zu nehmen.“

Es verschlug Ellert die Sprache.

Aber es ergab alles Sinn. Sein erstes Erwachen in diesem Körper und seine Rückkehr nach dem Besuch bei Tifflor waren beide mit der Erinnerung an furchtbaren Schmerz verbunden gewesen. Das Leid von fast 2.000 Leibern mit seinem Gehirnstrukturen hatte durch Raum und Zeit nach ihm gerufen.

Wer dachte sich eine derart grausame Apparatur aus – und setzte sie dann auch noch in die Tat um?

„Was wirst du jetzt tun, Ernst?“, fragte Plofre.

Ellerts Gedanken rasten. Mit krächzender Stimme fand er seine Sprache zurück und sagte: „Das muss alles vernichtet werden.“

„Streng genommen ist dieses Schiff Hoheitsgebiet des Trojanischen Tamaniums“, sagte Plofre. „Hier zu randalieren könnte als kriegerischer Akt ausgelegt werden. Andererseits“, erneut blitzte der Schalk in seinen Augen auf, „wiegen deine Wesensrechte deutlich schwerer.“

Der Mausbiber hielt dem Terraner erneut die Pfote hin, die dieser zögernd ergriff. Sie rematerialisierten auf dem Panoramadeck eines anderen Raumschiffs oder einer Raumstation, von dem aus sie die DELORIAN IX in voller Größe betrachten konnten.

Nur einen Augenblick später blitzten lautlos Explosionen an der Hülle des Kugelraumschiffs auf. Ein kompletter einmal um das Schiff reichender Streifen wurde ins All hinaus gesprengt. Kurzzeitig schien es so, als sollte das gesamte Schiff in

zwei Kugelhälften zerteilt werden. Zurück blieb jedoch nur eine entsprechende Kerbe um den Äquator herum.

„Ich kann dir nicht garantieren, dass sie eine solche Anlage nicht in wenigen Wochen nachgebaut haben“, sagte Plofre. „Aber fürs erste dürftest du frei sein.“

„Danke“, sagte Ellert. Es war mehr ein tonloses Hauchen, er konnte jedoch sicher sein, dass der Mausbiber seinen Dank in seinem Geist spürte.

„Falls es in Ordnung für dich ist, unter Mausbibern zu leben, würde ich dir Asyl in Vilamesch gewähren. Ich könnte aber auch ein gutes Wort für dich bei Bully einlegen. Er nimmt dich sicher in seinen Clan auf, wenn ich ihn darum bitte.“

Plofre schaute ernst zu Ellert hinauf und fuhr fort: „Ich spüre, dass du dir selbst noch nicht über deine nächsten Schritte im Klaren bist. Falls du Nikki Rhodan zur Rede stellen willst, kann ich das arrangieren, ich bezweifle jedoch, dass es erhellend sein wird. So oder so werde ich sie spätestens in ein paar Tagen aus meiner Galaxis jagen.“

„Wir müssen Perry vor ihr finden.“ Ellert sprach seinen spontanen Gedanken so schnell wie möglich aus. Er schien den Ilt tatsächlich damit überrascht zu haben. Zumindest schaute dieser ihn einen Moment lang nachdenklich an.

Ob er die sich in seinem Kopf zusammensetzende Argumentation nun bereits esperte oder nicht, Ellert beeilte sich damit, sich zu erklären.

„Wenn Nikki Rhodan zu derart drastischen Methoden greift, um ihren Vater zu finden, wird sie noch weitere Eisen im Feuer haben. Über kurz oder lang wird sie ihn finden. Und was immer sie tatsächlich vorhat, sie wird es ähnlich skrupellos umsetzen, wie die Falle, die sie mir gestellt hat. Wir müssen Perry warnen.“

„Weißt du“, sagte Plofre, „ich habe in den vergangenen Jahrtausenden gelernt, Geistesinhalte sehr differenziert zu lesen. Die unzähligen Schichten des Bewusstseins, die komplexen Prozesse der Entscheidungsfindung – all das erkenne ich mittlerweile recht gut. Und du, mein Freund, magst zwar von dem überzeugt sein, was du da gerade gesagt hast, der eigentliche Grund, aus dem du Perry finden willst, ist aber ein anderer. Du hast Sehnsucht nach der Erde.“

Der Mausbiber hob die Hand, um jedwede Widerrede zu unterbinden.

„Kein Vorwurf“, sagte er. „Im Gegenteil. Aus diesem eigentlichen Grund, den ich mehr als gut verstehen kann, werde ich dir helfen und dich in die Lokale Gruppe begleiten. Ich muss nur noch schnell meine Amtsgeschäfte übergeben und ein paar Eindringlinge aus meiner Galaxis werfen. Danach fliege ich dich persönlich mit der JUMPY XII hin.“

6. Schlaglichter quer durchs Universum

Als das Holo mit dem Antlitz des Mausbibers erloschen war, saß der oberste Primarch Reginald Bull noch eine ganze Weile reglos grübelnd auf seinem thronartigen Sitz.

Von einem Moment auf den anderen stieß er einen derben Fluch aus und rief: „Stellt mir sofort eine Verbindung zu Häuptling Silberlocke her!“

* * *

Medshadh atmete tief durch, straffte seine Körperhaltung und trat dann durch den Transmitterdurchgang in die Zentrale, wo ihn Nikki Rhodan erwartete.

Die Ilts hatten sie vor anderthalb Tagen freigelassen, in die DELORIAN IX verbracht und aus ihrem Hoheitsgebiet verwiesen. Rhodan hatte sogleich den Aufbruch in die Lokale Gruppe befohlen. Von ihm erwartete sie nun einen vollständigen Schadensbericht.

Die Kommandantin erwartete ihn mit einem fragenden Blick. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie nur die konkreten Ergebnisse und die Konsequenzen daraus interessierten.

„Die Vorrichtung ist mit Bordmitteln leider nicht mehr zu reparieren. Wir werden erst nach einem längeren Aufenthalt in einer trojanischen Werft wieder in der Lage sein, das Subjekt einzufangen.“

„Müssen wir das denn?“, fragte Rhodan. Ihre Stimme klang weich und gefällig.

Medshadh ließ sich davon jedoch nicht in Sicherheit wiegen. Er beeilte sich daher, seinen Bericht fortzusetzen: „Die Genomschablone steht uns unverändert zur Verfügung. Eine Zuchtkammer ist ebenfalls unentdeckt und somit intakt geblieben. In wenigen Stunden wird uns eine neue Einheit zur Verfügung stehen, mit der wir das Subjekt einpeilen können.“

„Sehr gut!“ Nikki Rhodan nickte. „In der Sekunde, in der wir eine Peilung haben, müssen wir auf Kurs gehen. Ich verlasse mich auf dich.“

Der Yaanztroner verneigte sich und wandte sich zum Gehen.

„Und Medshadh“, fügte Rhodan hinzu, „es heißt ‚Maghan‘!“

„Jawohl, Maghan!“, sagte Medshadh und beeilte sich, die Zentrale zu verlassen.

* * *

Perry Rhodan erwachte. Er registrierte sofort, dass es mitten in der Nacht war. Etwas stimmte nicht. Seit Jahrhunderten war er nicht vor Sonnenaufgang aufge-

wacht. Er setzte sich auf und spürte den wilden Träumen nach, die just in seinem Kurzzeitgedächtnis verblassten.

„Gucky“, flüsterte er schließlich.

Dann sprang er auf, kleidete sich an und trat aus dem Zelt.

„Argos“, rief er den Roboter zu sich. Die Maschine stand nur wenige Schritte entfernt auf ihrem Wachposten und kam sogleich auf ihn zu.

„Initiiere das Wanderer-Protokoll!“, befahl Rhodan.

Fortsetzung folgt …

Sternenfahrt

Kapitel 2: Botschafter der Allianz
von Roland Triankowski

1. Dialog auf Flora

„Verstehe ich das jetzt richtig?“, fragte Myu. „Diese zweifelsfrei 70.000 Jahre alte Aufzeichnung – und du würdest sie mir nicht zeigen, wenn es nicht so wäre – zeigt einen Menschen? 60 Jahrtausende bevor unsere Vorfahren auf der Erde überhaupt daran dachten, die Pyramiden zu bauen?“

„Um und bei“, sagte Aris. Er hatte sein berühmtes Pokerface aufgesetzt, Myu wusste aber, dass er innerlich feixte. „Unsere Spezialisten haben das Alter mit einer Genauigkeit von ein paar Jahrtausenden – plusminus – bestimmt.“

„Gab es da überhaupt schon Menschen?“, fragte sie. „Meine letzte Einheit in Erdgeschichte ist schon etwas her …“

Sie unterbrach sich.

„Entschuldige“, sagte sie nach einer kurzen Pause. „Diese naheliegenden Dinge habt ihr natürlich alle schon geklärt.“

Nun stahl sich doch ein Lächeln auf Stondras Gesicht.

„Nein“, sagte er. „Mach nur weiter! Du stellst genau die richtigen Fragen. Wir haben uns mit ihnen zwar beschäftigt – geklärt ist aber noch überhaupt nichts. Außer, dass es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit weder ein Fake noch ein Irrtum ist. Das Rätsel ist echt – und es ist gewaltig. Und deine erste Frage trifft gleich in den Kern. Ja, es gab vor 70.000 Jahren schon Menschen. Nach allem, was wir wissen, aber ausschließlich auf der Erde – und sie haben erst 30.000 Jahre später damit begonnen, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben und sesshaft zu werden. Und es hat noch einmal 35.000 Jahre gedauert, ehe sie – beziehungsweise wir – zu den Sternen aufgebrochen sind.“

„Du willst jetzt aber nicht behaupten, dass Kertes die Erde ist?“

„Nein. Diese Hypothese haben wir mit als erste verworfen. Naja, nicht ganz, ein kleines Team auf der Erde geht ihr trotzdem nach. Wir wollen ja nichts unversucht lassen.“

Myu trank einen Schluck Tee und sagte dann: „Welche Sprache spricht er eigentlich? Irgendeine Verwandtschaft zu alten Erdsprachen?“

Aris schüttelte den Kopf.

„Leider eine Sackgasse“, sagte er. „Er spricht eine Kunstsprache. Die Grammatik folgt absolut exakten mathematischen Regeln, das Vokabular entbehrt jeder Bildhaftigkeit. Dadurch war der Text leicht zu übersetzen – aber es gibt nicht den geringsten Hinweis auf kulturelle Zugehörigkeit.“

„Seine Physiognomie wirkt auf den ersten Blick sehr durchschnittlich“, sagte Myu. „Sehr dunkle Haut, schwarze Haare und Augen, runde Ohren, keine Schlupflider – das könnte tatsächlich letzte Woche irgendwo auf der Erde oder sogar hier auf Flora aufgenommen worden sein.“

„Ja, er ist allem Anschein nach ein ganz normaler Mensch, wie er vor 70.000 Jahren, heute oder in 70.000 Jahren herumlaufen könnte“, sagte Aris.

„Das ist nicht dein Ernst!“

Myu stellte die Teeschale ab und richtete sich entrüstet auf.

„Was denn?“, fragte Aris.

„Du denkst doch nicht etwa an Zeitreise?“

General Stondra hatte längst wieder auf Pokerface umgeschaltet.

„Theoretisch bewiesen, allerdings mit unfassbarem technologischem und energetischem Aufwand verbunden – ist nur eine Hypothese unter vielen.“

„Lass mich raten“, sagte sie. „Ein kleines Team geht dem bereits nach.“

Anstelle einer Antwort griff Aris zu seiner Teeschale und blickte sie beim Trinken vielsagend über den Schalenrand hinweg an.

Myu entspannte sich wieder und lehnte sich zurück.

„Jetzt bin ich an der Reihe“, sagte sie.

„Womit?“

„Ich habe auch ein Rätsel für dich – nicht so spektakulär wie deines, aber es wird dir gefallen. Und vielleicht können wir sogar beide Rätsel zusammenführen und das eine mit dem anderen lösen.“

Die Tuila schlug die Beine übereinander und genoss den kurzen Moment, in dem ihrem Vorgesetzten und Lehrmeister fast die Gesichtszüge entglitten wären. Leider nur fast.

„Lass mich nur schnell ein paar Anrufe machen“, sagte sie.

2. Abschied im Ssom-System

„Was war noch einmal der Grund, aus dem wir nicht einfach das Wurmloch errichten und allen Tragos zur Flucht verhelfen, o Aitu?“

„Was soll das, Kea? Warst du während der letzten Gigasec irgendwo anders als ich? Außerdem sollst du mich nicht so nennen.“

Riho seufzte und streckte in einer versöhnlichen Geste den Arm aus. Die Kresh-Drohne ließ sich darauf nieder und sagte: „Tut mir leid, Riho. Es ist nur …“

„Mir geht es doch genauso“, sagte dieser. „Aber es ist einfach das beste so. Die Allianz ist außer Gefahr und es ist der ausdrückliche Wille von Takatum und ihren Leuten, den Rückzug der FRIEDE UND FREIHEIT zu decken und zu sichern. Wir haben jede Hilfe geleistet, die sie zugelassen haben. Mehr können wir nicht tun.“

„Ihre Leute?“

Riho nickte.

„Takatums Blütezeit müsste vor knapp 500 Kilosec begonnen haben“, sagte er. „Daher ja: ihre Leute.“

Sie machten sich auf den Weg zum Hangar. Kea machte keine Anstalten, selbst zu fliegen und blieb auf Rihos Arm sitzen.

„Und die anderen wollen wirklich nicht mitkommen?“, fragte Riho.

„Nein“, antwortete Kea, „sie möchten lieber auf der AVATAR bleiben. Es geht ihnen einfach zu nahe. Außerdem sind sie durch mich ja dabei.“

Trotz seiner eigenen Symbiose mit der AVATAR fand er das sporadische Kollektivbewusstsein der Kresh manchmal etwas sonderbar. Das Spektrum reichte über die volle Bandbreite: mal sprachen sie mit einer Stimme, als wären sie ein Schwarmbewusstsein, und dann gab es wieder Momente, in denen sie sich stritten, als wollten sie künftig getrennte Wege gehen.

Das war auf der Heimatwelt der Kresh mit den riesigen teils biologischen, teils mechanischen Schwärmen aber noch deutlich verwirrender. An seine vier Drohnenfreunde hatte er sich längst gewöhnt und sie sehr lieb gewonnen.

Für den Transfer zur FRIEDE UND FREIHEIT wählten sie ein einfaches kugelförmiges Shuttle von zwei Metern Durchmesser. Es schwebte nur wenige Handbreit über dem Hangarboden zwischen den anderen Fahrzeugen. Als sie sich ihm näherten, öffnete sich an seiner makellosen schwarzen Oberfläche ein Zugang. Das Innere war sehr spartanisch eingerichtet: ein Sitz für Riho und eine Art Nest, in dem sich Kea niederlassen konnte. Sobald sie das Shuttle betraten, Riho sich setzte und Kea zu ihrem Nest schwebte, erwachte es jedoch zum Leben. Der Raum war erfüllt von leuchtenden Displays und Hologrammen, die alle möglichen Anzeigen, Diagramme und eine realitätstreue Darstellung der unmittelbaren Umgebung zeigten. Sie saßen gefühlt nicht mehr in einer schwarzen Kugel in einer Hangarhalle sondern vielmehr mitten im leeren Raum im Orbit des Planeten Rût, zweite Welt der Sonne Ssom.

„Na, dann wollen wir mal“, sagte Riho, was als Startbefehl vollauf genügte. Das Shuttle hatte keinen Eigenantrieb, es wurde von der AVATAR aus gesteuert und bewegt. Dank ihrer Symbiose wusste die Schiffs-KI, was sie zu tun hatte und steuerte die kleine Kugel auf direktem Wege zum Parkorbit der FRIEDE UND FREIHEIT – aber auch nicht zu schnell, denn Riho genoss solche Flüge und die Aussicht, die sich dabei bot.

Mit einer Geste zoomte er den kleinen Lichtpunkt im Zielbereich heran.

„Ist sie nicht schön?“, fragte er.

Vor ihm schwebte jetzt das Hologramm der FRIEDE UND FREIHEIT und ließ sich durch weitere Gesten in alle Richtungen drehen, aus- und einzoomen.

„Sie wäre noch schöner, wenn sie uns erlaubt hätten, einen Gravitationsantrieb einzubauen“, sagte Kea.

Riho beschloss, Keas Gemecker nicht durch weitere schon tausendfach formulierte Erläuterungen zu würdigen.

„Ich mag das klassische Design“, sagte er stattdessen. „So schön es ist, ohne Andruck zu beschleunigen und künstliche Gravitation zu haben – diese Rotationsele-

mente für die Schwerkraftsimulation durch Fliehkraft haben schon etwas Majestätisches.“

Wie gebannt betrachtete er das gemächlich rotierende Hologramm – auch, um den Blick nicht auf den grün leuchtenden Planeten unter ihnen richten zu müssen.

„Außerdem hatten sie diese Technologie bereits zur Perfektion entwickelt, als wir kamen“, sagte er – wohlwissend, dass er damit seinen gerade gefassten Vorsatz wieder über Bord warf. „Der magnetische Schutzschild wird sie erfolgreich vor der kosmischen Strahlung schützen – und sammelt gleichzeitig zusätzlichen Treibstoff für das Fusionstriebwerk ein. Sie werden hochrelativistische Geschwindigkeit erreichen und in drei, vier Gigasec bei Neu-Acqia sein. Für sie selbst wird dabei maximal eine Gigasec vergehen.“

Er hörte auf zu reden, denn es beruhigte das schlechte Gewissen, das ihn plagte, auch nicht.

Kea bewies ihre lange Freundschaft, indem sie das Thema wechselte.

„Wie steht es eigentlich um Rhadadonts Blütezeit?“, fragte sie.

„Die ist noch mindestens zwei, drei Megasec hin“, antwortete Riho. „Rhadadont ist aktuell ein er.“

„Riho aus dem sonnigen Sternenmeer und Kea vom nebligen Gipfel, seid mir und uns allen herzlich willkommen!“

Der Präsident aller Tragos und Anführer der Flüchtlinge empfing sie mit großer Delegation in einem Saal nahe der Stelle, an der sie ihr Shuttle angedockt hatten. Ein großes Panoramafenster bot den prächtigen Anblick des Planeten Rût, dessen sattes Grün alle Anwesenden in ein unwirkliches Licht tauchte.

„Rhadadont aus dem halbschattigen Winkel“, sagte Riho, „ich freue mich sehr, dass ihr mich noch einmal persönlich empfangt und bin voll der Trauer, dass dies gleichzeitig unser Abschied ist.“

Der Präsident fasste ihn mit seinen Rankenarmen an den Schultern und führte ihn zu dem großen Fenster. Kea flog derweil zu den anderen Tragos, um mit ihnen zu plaudern. Wenn sie wollte, konnte die Kresh-Drohne eine großartige Unterhalterin sein.

„Grämt euch nicht“, sagte Rhadadont. „Dies ist für uns alle ein Abschied mit Hoffnung. Das Leid unserer Geschwister von Bleg wird stets den Sinn behalten, dass sie uns rechtzeitig warnen konnten. Dadurch können wir sie in ewigem Andenken behalten, wenn wir in der Allianz ein neues zu Hause für unser Volk finden. Genauso können wir Takatums Mut und Opfer in Ehren halten – und nicht zuletzt euch und eure Freunde. Denn ihr habt uns mit der Allianz ein Ziel genannt, habt für uns geworben, auf dass wir in einhundert Sonnenläufen dort Asyl finden.

Ihr gabt uns die Hoffnung, ja die Gewissheit, dass wir und unsere Nachkommen eine Zukunft haben werden."

„Ich hätte so viel mehr tun können", sagte Riho.

„Nein", sagte Rhadadont nur. Sie hatten diese Diskussion schon so oft in den letzten dreißig Umläufen Rûts um seine Sonne geführt.

Es gab einfach kein Argument, das gegen dieses Vorgehen sprach. Die Rau würden kommen, vielleicht in zehn Umläufen, vielleicht erst in zwanzig – aber sie waren längst unterwegs. Hätte er hier das Wurmloch in die Allianz errichtet, hätten die Rau es sofort als Einfallstor genutzt. Nach allem, was er inzwischen über dieses Volk erfahren hatte, wäre die Allianz ihnen nicht gewachsen gewesen. Sie hatten die Trago-Kolonie auf Bleg überrannt, seitdem gab es kein Instafunksignal mehr von dort. Das geschah lange vor seinem Eintreffen im Ssom-System. Als er es vor einer Gigasec erreichte, hatten die Tragos die FRIEDE UND FREIHEIT schon fast fertiggestellt und die Verteidigungsanlagen auf und um Rût festungsartig ausgebaut.

Insofern war es ein Glück, dass die Tragos keine Wurmlochtechnologie kannten und nie eine entsprechende Verbindung zwischen ihrer Heimatwelt und ihrer ersten Sternenkolonie errichtet hatten. Da auch die Rau ohne eine etablierte Verbindung erst einmal relativistisch kommen mussten, hatten die Tragos Zeit, die sie auch nutzten. Und die Rau kamen, da gab es kein Vertun. Dies war das erfolgversprechendste Vorgehen, wie man es auch drehen und wenden mochte. Also gab es nichts mehr zu diskutieren.

„Erlaubt mir dennoch, euch ein letztes Geschenk zu machen", sagte Riho und winkte Kea herbei. Die Kresh-Drohne flog zu ihnen, grüßte den Präsidenten höflich und entnahm einem Stauraum ihres Kunstkörpers eine zehn Zentimeter große Kugel.

„Diese Kapsel", sagte sie, „enthält Elementarteilchen, die mit Gegenstücken auf Neu-Acqia verschränkt sind."

Rhadadont knickte seine vier Beinwurzeln leicht ein – eine Geste des Danks – und nahm die Kapsel entgegen.

„Tragos kennen den Instafunk mindestens seit zehn Gigasec", sagte Kea. „Ihr müsst es also annehmen."

Zum Glück kannten die Tragos auch Humor, dachte Riho und sagte: „So könnt ihr die ganze Reise über mit den Acq in Verbindung bleiben und habt eure Hoffnung und den Beweis für eine glückliche Zukunft immer bei euch."

„Ich danke euch aus tiefster Wurzel", sagte Rhadadont. Auch wenn die Tragos in streng-gaianischem Sinne keine Pflanzen waren, übersetzte Riho einschlägige Begriffe für sich mit entsprechenden Allegorien.

Den Start der FRIEDE UND FREIHEIT als historisch und bewegend zu bezeichnen, wäre dem einzigartigen Ereignis nicht gerecht geworden. Die Festungsanlagen auf Rût schossen mindestens ein Dutzend Kilosec lang Salut bis weit in den Orbit hinaus, als das gut zehn Kilometer lange Schiff mit seiner millionenstarken Besatzung – die Milliarden eingelagerten befruchteten Keime nicht mitgerechnet – endgültig seine Ursprungs- und Heimatwelt verließ.

Die AVATAR flog ein paar hundert Lichtsekunden Geleit (und gab fast unbemerkt mit einer kleinen Gravitationswelle einen zusätzlichen Schubs) ehe die FRIEDE UND FREIHEIT endgültig ihre einsame Reise antrat.

Der Abschied von Marschall Takatum und den Verteidigern Rûts – im Grunde ein komplettes Volk in Waffen – war ungleich schwerer. Was ihnen an Hoffnung fehlte, machten sie mit unerschütterlicher Zuversicht und Tapferkeit wett. Sie wussten, dass sie dem Untergang geweiht waren, wuchsen aber an der Gewissheit, ihren Geschwistern von der FRIEDE UND FREIHEIT die sichere und unentdeckte Flucht zu ermöglichen – und für jene aus Bleg so gut wie möglich Rache üben zu können.

Immerhin war man hier seinen technologischen Innovationen gegenüber etwas offener eingestellt – soweit sie sich waffentechnisch nutzen ließen. Dennoch war sein Angebot, an den Kämpfen teilzunehmen, schon früh abgelehnt worden. Auch wenn die AVATAR beileibe kein Kampfschiff war, hätte sie sich durchaus gut schlagen können – aber letztlich überzeugte auch hier ein Argument: So lange auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit bestand, dass die Rau der AVATAR habhaft werden und das Wurmlochende aktivieren konnten, war die Allianz und somit der sichere Hafen für die FRIEDE UND FREIHEIT in Gefahr. Er musste also längst fort sein, wenn die Rau eintrafen.

3. Einsamkeit zwischen den Sternen

Als Zielstern hatte Riho eine gut zwei Gigalichtsekunden entfernte weißgelbe Sonne gewählt, von der recht vielversprechende Emissionen anzumessen waren. Sie ließen auf eine sehr hochentwickelte Kultur schließen – die hoffentlich nicht zu den Rau gehörte. Da Bleg in eine ganz andere Richtung lag, hatte er einigen Grund, guter Dinge zu sein.

Auf die Entfernung ließen sich natürlich keine konkreten Datensätze entschlüsseln, dennoch lautete sein Beschluss, sich dort umzusehen und nachzufragen, ob man an einer Wurmlochverbindung mit der Allianz interessiert war.

Die AVATAR konnte sehr schnell auf hochrelativistische Geschwindigkeit beschleunigen. Ihm wurde schmerzlich bewusst, dass er sich parallel dazu vom Bezugssystem und somit dem Schicksal der Tragos entkoppelte. Für ihn würden

kaum 100 Megasec vergehen, ehe der den Zielstern erreichte – für Takatum und ihre/seine Leute etwa das Zwanzigfache.

Riho versuchte sich während der Reise mit den unterschiedlichsten künstlerischen Betätigungen von dem Gedanken abzulenken, dass just in diesem Moment ein erbarmungsloser Vernichtungskrieg im Ssom-System toben mochte, dass in jeder Sekunde, die für ihn verging, Tausende oder sogar Millionen starben – und eine einst blühende, vor Leben strotzende Welt verwüstet wurde.

Die Kresh-Drohnen waren ebenfalls sehr schweigsam, auch wenn Kea hin und wieder versuchte, alle etwas aufzumuntern.

Es war schließlich die ansonsten so stille Dyka, die mit Riho das Gespräch suchte. Sie sprachen über mehrere Wachzyklen hinweg miteinander über ihre Erlebnisse bei den Tragos, über deren Wesen und Historie. Sie redeten auch über die Rau – selbst wenn sie nur wenig über sie wussten. Schließlich begannen sie damit, Modelle und Simulationen über den Verlauf der Kampfhandlungen zu errechnen. Sie waren im Großen und Ganzen so deprimierend, wie es zu erwarten war. Die meisten Durchläufe endeten mit der Besetzung, der Verwüstung oder gar der völligen Vernichtung Rûts.

In über zehn Prozent der Fälle kam es jedoch zu überraschenden Wendungen, in denen es den Tragos durch hartnäckige Guerillataktik oder waghalsige Kommandounternehmen gelang, die Invasion der Rau abzuwehren. Das war ein erstaunlich hoher Wert, den Riho so nicht erwartet hätte. Selbst wenn sie in der Simulation den technologischen Stand der Rau weit nach oben setzten – eine der unsichersten Variablen, da sie auch darüber kaum etwas wussten –, sank der Wert nur wenig unter zehn Prozent.

In jedem Fall aber würde sich das Schicksal des Ssom-Systems längst entschieden haben, wenn die AVATAR ihr Ziel erreichte.

„Danke, Dyka“, sagte Riho am Ende eines Wachzyklus‘ schließlich. Er hatte sich schon ziemlich früh angewöhnt, sein Leben in Zyklen von 100 Kilosec zu unterteilen, was recht genau einem Tag auf Ma‘uhi entsprach, was er nach all der Zeit noch immer als seine Heimatwelt betrachtete.

Den Rest der Reise fühlte er sich schon etwas besser – nicht gut aber besser. Und er nahm erneut interessiert zur Kenntnis, wie sehr seine vier Begleiterinnen doch noch ihrer klassischen Rollenaufteilung verhaftet waren – obwohl sie schon so lange vom Großen Schwarm der Kresh getrennt lebten.

Die Vierergruppe war traditionell die kleinste Einheit im Schwarm. Wenn sich die Kresh auch permanent wie wild durchmischten und verwandtschaftsgebundene Familieneinheiten unbekannt waren, eine Vierergruppe blieb, wenn sie sich einmal gefunden hatte, ein Leben lang zusammen. Und oft sogar darüber hinaus, da viele Kresh die Möglichkeit hatten, ihr Bewusstsein nach dem Tod auf eine Drohne zu

übertragen. In einer solchen Vierergruppe verteilten sich die Rollen stets auf den Sprecher, das Gedächtnis und den Kämpfer, der vor allem für die schwarminterne Hackordnung wichtig war. Die vierte Rolle war für Außenstehende schwer zu definieren. Der oder die Kresh, die diese Rolle innehatte, trat im Schwarm oder nach außen hin kaum in Erscheinung, war für den Zusammenhalt der Vierergruppe aber offenbar von elementarer Bedeutung. Wenn einer der anderen drei starb, konnte die entsprechende Position oft ersetzt werden. Wenn der oder die vierte starb, bedeutete dies stets das Ende der Gruppe. Die drei anderen suchten sich dann jeweils eine neue.

Dyka erfüllte diese vierte Rolle noch immer hervorragend.

4. Ankunft bei Tau 395

„Du wirst es nicht glauben“, sagte AVATAR. „Aber wir haben die Erde gefunden.“

„Das soll die Erde sein?“, fragte Rihu. Seit er auf diesem Schiff der Retorte entstiegen war, erlaubte sich die symbiotische KI hin und wieder elterliche Scherze mit ihm. Das hatte nach all den Gigasec nicht nachgelassen – dennoch war er sich nie ganz sicher, wann sie es doch mal ernst meinte.

„Natürlich nicht“, sagte AVATAR. „Aber Flora – so heißt diese Welt – ist offenbar Teil eines Staatengebildes, das zentral von der Erde aus gelenkt wird.“

Sie hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, bei der Ankunft in einem unbekannten Sonnensystem erst einmal aus sicherer Entfernung die örtliche Datensphäre zu checken, um sich einen Überblick zu verschaffen, Sprachen und Gebräuche zu lernen und gegen eventuelle Gefahren gewappnet zu sein.

Die AVATAR hatte sich daher an einem Asteroiden des äußersten Gürtels verankert und lauschte den Datenströmen, die vor allem von der fünften Welt ausgehend das System erfüllten. Die wichtigste Erkenntnis war, dass es sich nicht um ein System der Rau handelte. Hier lebten vor allem Menschen und Hephariden – von letzteren hatten Riho und die Kresh noch nie gehört.

Und nun offenbarte sich, dass diese Welt Teil eines Sternenbunds – einer Föderation – war, dem kein geringerer Planet als die legendäre Erde angehörte.

„Hieß es auf Ma‘uhi nicht immer, dass die Erde bei diesem Raumzeit-Brand untergegangen sei?“, fragte Riho.

„Nicht explizit“, sagte AVATAR. „Die Erde wird in dem Zusammenhang nur in ein paar apokryphen Texten erwähnt.“

„Tja“, sagte Riho, „dann hatten doch die Menschen von Myria Recht. Die Erde war die ganze Zeit da draußen und wartete auf ihre verlorenen Kinder.“

Doch das waren längst nicht alle Überraschungen, die ihnen Floras Datensphäre offenbarte. So war die Föderation nicht nur ein ungefähr 100 Gigalichtsekun-

den durchmessendes Staatengebilde, es war auch noch ein hochkomplexes Wurmlochnetzwerk, das alle angeschlossenen und assoziierten Systeme miteinander verband. Und das seit unfassbar langer Zeit. Auch hier schien die Sekunde als Basiseinheit der Zeit zu dienen, größere Zeiteinheiten maß man aber offenbar in Jahren – ungefähr 31 Megasec lang –, die der Umlaufzeit der Erde um ihre Sonne entsprachen. Daran würde er sich erst gewöhnen müssen.

„Was für eine Leistung!“ Riho kam nicht umhin zu staunen, als er eine dreidimensionale Grafik des Föderationsnetzwerks aufrief.

„Wenn man bedenkt, dass wir beide gerade einmal vier Systeme zu unserer kleinen Allianz zusammengeknüpft haben“, sagte AVATAR.

„Dann werde ich bei unserer kleinen Allianz mal anfragen, ob Interesse an einer Verbindung mit der Föderation besteht“, sagte Riho.

Die AVATAR war mit jeder der vier Welten per Instafunk verbunden. Auch wenn er sich dank seiner langen Reisen in hochrelativistischer Geschwindigkeit manchmal mehrere Generationen lang nicht meldete, erinnerte man sich doch immer wieder seiner und akzeptierte ihn weiterhin als Botschafter.

Nach den Tragos brauchte er nicht zu fragen, sie hatten ihre Reise nach Neu-Acqia höchstens zur Hälfte bewältigt. Aber man gewährte ihm nach einigen Beratungen die Kontaktaufnahme mit der Föderation im Namen der Allianz.

5. Behördenwege

„Verstehe ich das jetzt richtig?“, fragte Aris. „Seit gut zwei Wochen hängt ein 5.000 Jahre altes Wurmlochbauschiff im Quarantäneorbit um den siebten Planeten – weil die Einwanderungsbehörde das so angeordnet hat?“

Myu nutzte die Gelegenheit und wendete an, was ihr Lehrmeister ihr in Sachen Pokerface beigebracht hatte.

„Deine Aussage enthält ein, zwei spekulative Elemente – im Großen und Ganzen entspricht sie aber der Wahrheit“, sagte sie.

Aris Stondra zog das Hologramm des Schiffes zu sich heran, vergrößerte und drehte es, um es von allen Seiten zu betrachten.

„Stimmen die Angaben?“, sagte er leise, ohne eine Antwort zu erwarten. „Zwei Kilometer lang, einen Kilometer breit, kaum 300 Meter hoch.“

Er schaute zu Myu und fragte: „Was ist mit der Besatzung? Wieso haben die das mit sich machen lassen?“

Die Tuila entschied, dass es mit dem Geplänkel genug war und gab dem General einen erschöpfenden Bericht. Demnach hatte das Schiff mit dem Eigennamen AVATAR direkt die Lagrange-Stationen angefunkt. Interessanterweise mittels

einer winzigen Instafunksonde, die es unbemerkt von einer Parkposition am Systemrand in einem mehrmonatigen ballistischen Kurs zur Station geschickt hatte.

„An Bord befinden sich nach bisherigem Wissensstand nur ein Mensch namens Riho Zypher und vier offenbar künstliche Wesen namens Kea, Luma, Cora und Dyka“, sagte sie. „Vom Volk der Kresh, dem sie angeblich angehören, hat man in der Föderation noch nie etwas gehört.“

Sie berichtete weiter, dass Zypher und seine Begleiter sich als Botschafter der „Allianz Freier Welten“ vorgestellt und Kontakt mit den hiesigen Behörden erbeten hätten. Aus nicht mehr nachvollziehbaren Gründen – womöglich weil sie keine Föderationsbürger waren – hatte man sie an die Einwanderungsbehörde verwiesen, was einen automatisierten bürokratischen Prozess ausgelöst hat, der dafür sorgen dürfte, dass die AVATAR noch für Monate wenn nicht Jahre in dem zugewiesenen Quarantäne-Orbit bleiben würde.

Stondras Blick war noch immer vom Anblick des Schiffes gefesselt. Vor allem der einen Kilometer durchmessende Ring, der die hintere Hälfte des Schiffes ausmachte – er nahm an, dass dies das Heck war –, faszinierte ihn.

„Das ist ein gewaltiger Gravitationsantrieb“, sagte er. „Vermutlich rotieren mehrere Singularitäten darin, versorgen das Schiff mit Energie, treiben es an, können Schutzwälle aufbauen und vieles mehr. Mit diesen Dingern wurde vor vier-, fünftausend Jahren unser Wurmlochnetz errichtet.“

Er zoomte die Darstellung noch weiter heran bis er die mehrere hundert Meter durchmessende Lücke in dem Ring vor sich hatte. Der Anblick des Planeten dahinter flackerte und war verzerrt, als würde man durch eine Linse schauen.

„Haben die etwa ein Proto-Wurmloch dabei?“, fragte er.

„In seiner ersten Nachricht sprach Zypher davon, eine Verbindung zwischen der Allianz und der Föderation anzubieten. Möglich, dass er das ganz real gemeint hat.“

„Haben wir Zugriff auf seine Instafunksonde?“, fragte Aris.

Myu hob eine Augenbraue.

„Entschuldige die Frage. Magst du für mich anrufen?“

6. Erster Kontakt

Riho hatte es sich im großen Garten bequem gemacht. Der von einer transparenten Kuppel überdachte große Zentralbereich der AVATAR war aktuell einem Landstrich auf Ma‘uhi nachgebildet, wo er lange Zeit gelebt hatte: ein See, sanfte grasbedeckte Hügel, ein paar Bäume. Das kam für ihn einem Heimatgefühl am nächsten. Er lag am See und betrachtete den Gasriesen, den sie seit einiger Zeit umkreisten. Der Anblick der bunten Wolkenbänder und Sturmtiefs faszinierte ihn. Alle vier Systeme

der Allianz, das Ssom-System und nicht zuletzt der namenlose Stern, unter dem er das buchstäbliche Licht der Welt erblickt hatte – in jedem zog mindestens ein Gasplanet seine Bahn. Doch alle waren sie einzigartig und auf ihre ganz eigene Art und Weise bezaubernd.

Die Kresh-Drohnen waren irgendwo im Schiff unterwegs, vielleicht plauderten sie per Instafunk mit dem Großen Schwarm. Es kam hin und wieder vor, dass er die vier mehrere Megasec lang nicht zu sehen bekam.

In ein paar Metern Entfernung baute sich mit einem Mal das Hologramm einer hochgewachsenen Frau auf. Auch so eine Unart von AVATAR, ihm manchmal Anrufe ohne Ankündigung durchzustellen.

„Mein Name ist Myu ran Tau“, stellte sich die Frau vor. AVATAR übersetzte ihre Worte synchron. „Ich heiße Sie im Tau-System willkommen und möchte mich im Namen der Föderation für die Unannehmlichkeiten entschuldigen.“

Riho richtete sich auf und lächelte Myu an. Sie war eindeutig ein Mensch, verfügte aber über interessante physiognomische Merkmale, die er weder auf Mau’hi noch auf Myria bei irgendwem gesehen hatte.

„Vielen Dank, Myu ran Tau“, sagte er und erhob sich. „Mein Name ist Riho. Von Unannehmlichkeiten kann keine Rede sein. Es fehlt mir an nichts und ich habe alle Zeit der Welt. Die Kresh haben mich seinerzeit eine geschlagene Gigasec komplett ignoriert, ehe sie mich überhaupt einer Antwort für würdig befunden haben. Insofern habe ich keinen Grund zur Klage.“

„Unsterblichkeit macht gelassen, nicht wahr Mr. Zypher?“

Ein zweites Hologramm erschien. Es zeigte einen männlichen Menschen, der nicht ganz so grazil wie Myu wirkte. Spitze Ohren hatte er auch nicht, wie Riho schnell feststellte.

„Riho genügt“, sagte er. „Zypher ist ein Beiname, den mir die Acq verpasst haben. Im Übrigen kann ich Ihnen versichern, nicht unsterblich zu sein. Denn einmal bin ich mindestens schon gestorben.“

Der Mann ließ sich von seiner kryptischen Antwort offenbar nicht aus der Ruhe bringen. Vielmehr lächelte er und sagte:

„Sehr angenehm, Riho. Ich bin General Aris Stondra, aber nennen Sie mich bitte Aris. Verzeihen Sie meine Neugier aber ein Schiff wie das Ihre hat man mindestens seit 4.000 Jahren nicht mehr in der Föderation gesehen und es ranken sich etliche Legenden darum – unter anderem, dass die Besatzung aus genetisch perfektionierten Unsterblichen besteht.“

„Freut mich, Aris“, sagte Riho und verneigte sich leicht. „Über meine Herkunft und die meines Schiffes weiß ich leider kaum mehr als Sie. Der Zähler der AVATAR steht aktuell bei etwa zwölf Gigasec.“

„Zwölf Gigasec?“, fragte Aris.

„Zwölf Milliarden Sekunden“, half Myu aus. „Das sind ungefähr 380 Standardjahre.“

„Genau“, sagte Riho und nahm sich vor, AVATAR anzuweisen, beim Übersetzen künftig auch die Zeiteinheiten entsprechend umzurechnen. „Das betrifft aber nur unser eigenes Bezugssystem.

Wir waren oft mit hochrelativistischen Geschwindigkeiten zwischen den Sternen unterwegs. Auf Ma‘uhi sind der gleichen Zeit an die …“ Er überlegte kurz. „… 800 Jahre vergangen.“

„Und was war vor diesen zwölf Milliarden Sekunden?“, fragte Aris.

„Irgendetwas hat mein Schiff fast vollständig zerstört und die gesamte Besatzung getötet. Das Schiff hat sich wieder rekonstruieren können, verfügte aber nur noch über die Basisprogrammierung. Die Datenspeicher waren leer, keine Aufzeichnungen, keine Erinnerungen.“

„Werkseinstellung“, kommentierte Aris.

„Und in der Basisprogrammierung war nur ein DNA-Datensatz enthalten“, fuhr Riho ungerührt fort, „aus dem ein neues Besatzungsmitglied herangezüchtet wurde. Ich.“

Riho nahm sehr wohl wahr, dass seine Gesprächspartner kurz zögerten. Womöglich froren sie gerade ihre Standbilder ein, um schnell ein paar Worte zu wechseln.

„Und seitdem“, begann Aris wieder zu sprechen, „sind Sie als Botschafter für eine Allianz verlorener Kolonien unterwegs und bauen denen ein neues Wurmlochnetzwerk auf.“

„Das ist eine Möglichkeit es zu formulieren“, sagte Riho.

„Demnach sind sie ohne Zweifel ein Diplomat, dem alle entsprechenden Rechte und Privilegien zustehen“, sagte Aris. „Somit fallen Sie vielmehr in meinen Zuständigkeitsbereich, als in jenen der Einwanderungsbehörde. Und ich bin ein großer Freund schneller Verfahren. Wann hätten Sie Zeit für eine gemeinsame Tasse Tee? Wäre Ihnen morgen recht?“

Nun war es an Riho, kurz zu zögern, was General Stondra für eine Ergänzung nutzte:

„In 80 Kilosec?“

Die letzte Drangwäsche

Eine Perry-Rhodan-Story von Roland Triankowski

Ein Jahr Flugzeit

„Du, Elter.“

„Ja, mein Kleines?“

„Elter, wieso kannst du noch mal die Welt und den Himmel und die Sonne und so einfach abschalten?“

„Aber, das habe ich dir doch schon erzählt, mein Kleines.“

„Ja, das weiß ich auch noch ganz genau, aber ich habe es nicht so richtig verstanden. Magst du es mir noch mal erklären, Elter? Bitte.“

Lyktor Baram atmete innerlich auf. Im ersten Moment hatte er befürchtet, dass das Planhirn des Kleinen, das eine lückenlose Erinnerung garantieren sollte, nicht richtig funktionierte.

Er hatte kaum Erfahrung mit Kindern, und der Positronik hatte er entnommen, dass in sehr seltenen Fällen bei einem hohen Alter des Elters Geburtsfehler auftreten konnten. Er war immerhin weit über 3000 Terrajahre alt und hatte somit die mittlere Lebenserwartung längst überschritten.

So verging er seit einem knappen Erdenjahr Tag für Tag vor Sorge, ob sein erstes und einziges Kind, das Einzige, was ihm in diesem Universum noch etwas bedeutete, irgendwelche Schäden davongetragen haben mochte. Doch es machte hervorragende Fortschritte.

Seit er sein Kleines vor etwa 14 Monaten willentlich gezeugt hatte, entwickelte es sich prächtig. Es konnte sofort nach der Geburt laufen, begann nach wenigen Wochen zu sprechen und erkundete seine Umgebung völlig natürlich. Und es begann schon früh, Fragen zu stellen, was Lyktor Baram sehr freute, zeugte es doch von Aufgewecktheit und Interesse.

„Also, dann pass mal auf, mein Kleines.“

Lyktor Baram ließ sich in einen mächtigen Sessel sinken, nahm den Kleinen behutsam auf seine Laufarme und begann zu erzählen: „Du musst wissen, dass wir uns hier auf einem Raumschiff befinden, in einer eigentlich kleinen Metallkugel, die mitten im kalten und gefährlichen Weltraum schwebt.

In Wirklichkeit leben die Haluter und auch die anderen Lebewesen, von denen ich dir erzählt habe, aber auf Planeten. Das sind riesige Kugeln aus Felsen, Sand, Erde und Wasser, auf denen es warm und behaglich ist.

Leider sind wir aber gerade so weit von Halut, so heißt der Planet, auf dem wir eigentlich zu Hause sind, und allen anderen Planeten entfernt, dass wir eben in diesem Raumschiff leben müssen. Damit du, mein Kleines, aber weißt, wie schön es auf einem Planeten ist und nicht glauben musst, dass man immer in so einer engen Metallkugel leben muss, habe ich der Positronik gesagt, dass sie dir einen Planeten erschaffen soll.

Immer wenn du dich in dein Simulationsfeld begibst, spielt die Positronik deinen Augen, deinen Ohren, deinen Armen und Beinen, ja sogar deiner Haut vor, dass sie einen Himmel sehen, das Rauschen des Windes hören und das Gefühl haben, endlos weite Strecken zu laufen, wenn dir danach ist.

Was du dann siehst, hörst und fühlst ist aber keine echte Welt. Die wirst du erst in etwa vier Jahren zu sehen kriegen, wenn wir auf Halut ankommen.“

„Wir fliegen also hin, zu diesem echten Planeten, Elter?“

„Ja, mein Kleines, und er wird dir noch mehr Spaß machen, als der künstliche, auf dem du so gerne spielst.“

Der kleine Byltor Marak kuschelte sich in die Arme seines Elters, der ihn versonnen streichelte, und dachte eine Weile nach.

Plötzlich setzte er sich wieder auf und fragte: „Sag mal, Elter, wieso sind wir eigentlich in einem Raumschiff? Du hast gesagt, dass Haluter eigentlich auf Planeten leben. Warum wir nicht?“

Nun war es Lyktor Baram, der einige Zeit in Gedanken innehielt. Der Kleine schien das zu erkennen und blickte ihn gespannt wartend aus seinen drei zartrosafarbenen Augen an.

Der Alte überlegte, ob er seinem Kleinen schon von solch delikaten Dingen wie der Drangwäsche und der damit verbundenen Gewalt erzählen durfte. Andererseits wollte er der Neugier seines Kindes keinen Dämpfer verpassen, indem er ihm die Antwort verweigerte. Außerdem würde es früher oder später ohnehin erfahren müssen, wie sich das Leben eines Haluters gestaltet. Also entschied er sich, ihm einen Teil der Wahrheit zu offenbaren. Möglichst schonend verpackt würde es ihm genügend Stoff für eigene Überlegungen geben, und es andererseits nicht mit zu vielen Informationen überfordern.

„Hör zu, Byltor Marak“ , sprach er schließlich. „Jeden Haluter überkommt von Zeit zu Zeit der Wunsch nach Abenteuern und Erlebnissen in fernen Welten. Dann zieht er mit einem Raumschiff los und kehrt erst wieder zurück, wenn er genug erlebt hat. So ging es mir auch. Ich bin mit diesem Schiff so weit von Halut weg geflogen, dass nur ein ganz bestimmter Antrieb diese Entfernung in kurzer Zeit schaffen konnte. Als ich, nachdem ich dich gezeugt hatte, zurück wollte, ist dieser Antrieb jedoch kaputt gegangen.

Nun müssen wir mit einem viel langsameren fliegen, der für die Strecke etwa fünf Erdenjahre braucht. Wie das kam, zeigen dir am besten die Aufzeichnungen, die ich damals gemacht habe. Möchtest du sie sehen, mein Kleines?“

Das wollte Byltor Marak sehr gerne, und daher ließ sein Elter ihm einen ausgewählten und vorher bearbeiteten Teil des betreffenden Berichts vorspielen.

Erster Bericht Lyktor Baram

Es war vorbei.

Nahezu drei Terrajahre hatte ich mich in diesem Galaxiencluster ausgetobt, doch nun war meine Wut verraucht. Nichts als Leere blieb in mir zurück, und bis vor ein paar Tagen hätte mich nichts mehr in diesem Universum halten können. Ausgebrannt und deprimiert hatte ich mein Schiff ohne Ziel durch das Universum treiben

lassen. Doch da hatte mich erstmals in meinem langen Leben der innige Wunsch überkommen, ein Kind zu zeugen.

Haluter bekommen lediglich einmal, in sehr seltenen Fällen auch zweimal, in ihrem Leben Nachwuchs. Sie spüren es instinktiv, heißt es, wenn die Erhaltung der eigenen Art neues Leben erfordert. Oftmals entschließt man sich zur willentlichen Zeugung, wenn man von dem Tod eines Artgenossen erfährt, oder seinen eigenen nahen spürt.

Es soll aber auch einige geben – und ich meinte mich immer zu ihnen zählen zu können – die nie in ihrem Leben daran dachten, diesen Schritt zu tun. Doch jeder, der ihn einmal getan hatte, berichtete von angenehmsten warmen Empfindungen – von der Selbstbefruchtung bis zum Abschluss der Aufzucht des Kleinen, die etwa vier bis fünf Terrajahre dauerte.

Dieses nie gekannte Gefühl hatte die Leere in mir ausgefüllt und ich hatte ihm willig nachgegeben.

Nun saß ich hier im Ortungsschutz einer einsamen namenlosen Sonne am Rande dieser Galaxis und nahm voller Vorfreude auf die nächsten Jahre – ein Gemütszustand, den zu erreichen ich nicht mehr erhofft hatte – die hochkomplizierten und daher langwierigen Berechnungen für den Dimetranssprung in die heimatliche Milchstraße vor. Das Dimetranstriebwerk ist Bestandteil der Paratrontechnologie. Es vereinigt die Vorteile des recht brachialen und primitiven Transitionstriebwerks mit denen des eleganteren Linearfluges. Das Lineartriebwerk hebt das Raumfahrzeug lediglich ein wenig aus der vierdimensionalen Raumzeit heraus wodurch dieses stets über das mehrdimensionale Kompensationsfeld mit dem Normalraum verbunden bleibt. Dadurch entgeht man der lästigen und unangenehmen Entmaterialisierung. Auch mit ausgefeiltester Technik können so aber kaum mehr als etwa fünfzig- bis hundertmillionenfache Lichtgeschwindigkeiten, relativ zum Normalraum, erreicht werden.

Der Transitionsantrieb hingegen erreicht zwar praktisch die absolute Geschwindigkeit, da er das zu befördernde Objekt komplett in den Hyperraum abstößt – was mit der unerwünschten Entmaterialisierung einher geht –, kann aber mit einer nur geringen Reichweite aufwarten. Selbst bei einer Eintauchgeschwindigkeit in den Hyperraum nahe der des Lichts sind, aufgrund des mit der Entfernung exponentiell steigenden Energieaufwandes für den fünfdimensionalen Abstoßungsimpuls in den Hyperraum, einige zehntausend Lichtjahre pro Sprung die technisch machbare Obergrenze dieses Überlichtaggregates.

Das Dimetranstriebwerk nutzt nun das Kompensationsfeld des Lineartriebwerkes, das das Raumschiff, samt des ihn umgebenden Raumes, von vier- wie fünfdimensionalen Einflüssen abschirmt und lässt darauf den Abstoßungsimpuls des Transitionstriebwerkes wirken. Das Wirken des Impulses auf das mehrdimensionale

Feld – und nicht auf die Materie des Schiffes, wie bei der Transitionstechnik – verhindert einerseits die Entmaterialisierung und ermöglicht andererseits bedeutend weitere Sprünge, da hierbei aus hyperphysikalischen Gründen weniger Energie benötigt wird. Allerdings birgt diese Technik auch neue Probleme. Bildlich gesprochen springt das entmaterialisierte Schiff bei einer Transition in einer, von Richtung und Intensität des Abstoßungsimpulses abhängigen, Parabel über die Ebene der vierdimensionalen Raumzeit, wird von dieser also wieder angezogen.

Bei einem Dimetranssprung werden derart intensive Abstoßungskräfte frei, dass – um bei dem Bild zu bleiben, das die tatsächlichen Vorgänge zwar anschaulich aber eigentlich nur unzureichend umschreibt – die „Anziehungskraft“ der Raumzeit nicht mehr ausreicht, um den frei im Hyperraum fliegenden Raumabschnitt samt dem Schiff wieder einzufangen. Um nicht im Hyperraum verloren zu gehen – ein einfaches Abschalten des Kompensationsfeldes hat keineswegs, wie beim Linearflug, den Rücksturz in das Normaluniversum zur Folge, da hier keinerlei Kontakt des Feldes mit dem vierdimensionalen Raum mehr besteht –, muss man daher enorme Masseschwerpunkte anpeilen, wie sie die Zentren von Galaxien darstellen. Damit man aber nicht in eventuelle Zentrumsblackholes stürzt, müssen die Berechnungen zur Vektorierung des fünfdimensionalen Abstoßungsimpulses unter Einbeziehung der Eintauchgeschwindigkeit, der relativen Sternenbewegungen usw. usf. eben derart genau ausfallen, dass selbst eine hochentwickelte Positronik ein bis zwei Tage damit beschäftigt ist.

Schließlich war es soweit. Zum genau berechneten Zeitpunkt verließ ich mit exakter Anfangsgeschwindigkeit und Beschleunigung die Sonnenkorona. Auf dem hochauflösenden und stark vergrößernden Frontholoschirm konnte ich bereits den kleinen Fleck erkennen, der mein – unser – Ziel, die Milchstraße darstellte. Doch ich erkannte noch etwas anderes.

Das nur aus der Sonne und einigen kahlen Felsbrocken bestehende System war von einer kugelförmig darum angeordneten Raumflotte nahezu hermetisch abgeriegelt. Ich benötigte kein Planhirn, um zu erkennen, dass ich keine Chance zu entkommen hatte.

Selbst bei höchster Beschleunigung hätte ich eine halbwegs annehmbare Eintauchgeschwindigkeit in den Linearraum – die Durchführung des genau berechneten Dimetransfluges konnte ich getrost vergessen – erst hinter den Reihen der ersten Kampfschiffe erreicht. Beim leisesten Anzeichen eines Fluchtversuches meinerseits, hätten die gegnerischen Bordgeschütze ohnehin zu feuern begonnen. Schließlich hatte ich in den letzten drei Jahren genügend Erfahrung mit diesen Kriegern machen können.

Innerhalb eines Augenblickes hatte ich meine Chancen errechnet und erkannt, dass ich nur eine Möglichkeit zu überleben hatte, wenn ich mich erst einmal ruhig verhielt. Noch vor wenigen Tagen hätte ich mich in einer solchen Situation voller Gleichmut meinem Schicksal ergeben, doch nun hatte ich meinem Weiterleben einen letzten Sinn gegeben. Ich würde alles tun, um hier lebend herauszukommen und mein Kleines auf Halut großziehen zu können. Also deaktivierte ich das Programm und schaltete die Impulstriebwerke ab. Dadurch fiel ich zurück in einen engen Orbit um die Sonne, wo ich erst einmal den weiteren Verlauf abwarten wollte.

In der kurzen Zeit beschäftigte mich ein anderes Problem. Nämlich wie es meine Gegner hatten schaffen können, mich hier aufzuspüren. Es war eigentlich nahezu unmöglich. Schließlich hielt ich mich schon seit einigen Tagen im Ortungsschutz dieses Sternes auf, von dessen Art es unzählige in diesem Cluster gab. Höchstwahrscheinlich hatte man mir in der letzten Zeit einen mikroskopischen Sender, oder ähnliches, angeheftet, sodass man meine Spur hatte verfolgen können. Da die in diesem Teil des Universums verwandte Technik, die auf hochfrequenter Hyperstrahlung basierte, der halutischen in einigen Belangen überlegen war, war es durchaus möglich, dass ich ein solches Gerät hatte übersehen können.

Ich brauchte nicht lange zu warten, da sprach auch schon der Hyperfunkempfänger meines Schiffes an, den ich auf die hier üblichen hohen Frequenzen eingestellt hatte. Die Belagerer meldeten sich. Ich hatte damit gerechnet, da es der Mentalität der hier lebenden Völker entsprach, zunächst große Reden zu schwingen, bevor man dann um so gnadenloser angriff. Doch hier lag meine einzige Chance. Ich musste sie bei ihrer „Ehre“ packen, und so eine für mich günstige Situation erzeugen.

Auf dem großen Holoschirm baute sich ein Bild auf. Es zeigte zwei Individuen aus dem hier führenden Volk. Sie wichen in ihrem Aussehen, jedoch beide auf verschiedene Art, von der herrschenden Norm ab. Ich glaubte erst, es mit umweltangepassten Exemplaren zu tun zu haben, wurde dann jedoch eines Besseren belehrt.

„Hier endet dein Weg, Gorim!“, brüllte das größere der beiden Echsenwesen. „Lange genug hast du die Ewigen Krieger an der Nase herumgeführt. Stelle dich nun dem Sotho Torm Arn! Ich bin gekommen, um die Ehre ESTARTUs wiederherzustellen, die du auf so infame Weise beschmutzt hast. Diesmal gibt es kein Entkommen für dich. Du wirst dich mir im direkten Kampf, der edelsten Form des Permanenten Konfliktes, stellen und untergehen!“

Den sogenannten Sotho, den ich bisher nur aus Erzählungen gekannt und immer für eine Sagengestalt gehalten hatte, gab es also wirklich! Und dieser Superkrieger wollte sich mir nun im Zweikampf entgegenstellen. Sein Schiff hatte ich schnell unter den Einheiten der Elfahder und der anderen Mitglieder des Trosses ausgemacht. Es war eine etwa 400 Meter durchmessende flache Konstruktion, die

an einen zwölfzackigen Stern erinnerte. Hatte ich zunächst gedacht, dass mich nach einigen Drohreden des hiesigen Ewigen Kriegers oder eines Elfahders, der gesamten Tross attackieren würde, bot sich mir nun eine etwas veränderte Lage dar.

Nach den verschiedenen Erzählungen, die ich über die Sothos bisher vernommen hatte, stellten diese in den Vorstellungen der hiesigen Bevölkerung einen ultimativen, noch über den Ewigen Kriegern stehenden, Kämpfer dar, der stets siegreich aus dem sogenannten „Permanenten Konflikt“ hervorging und somit gar nicht geschlagen werden konnte.

Das ließ mich schlussfolgern, dass man tatsächlich vorhatte, mich gegen diesen Torm Arn allein antreten zu lassen. Die riesige Flotte sollte wohl lediglich meine Flucht verhindern. Daraus entwickelte ich auch meinen Plan. Sollte es mir gelingen den Sotho zu besiegen – zugegeben der schwierigste Teil – würden die Mitglieder des Trosses dermaßen schockiert sein, dass mir die Flucht in den Linearraum gelingen konnte. Um eine erneute Suche nach mir zu verhindern, wollte ich auf einen Trick zurückgreifen, mit dem ein gewisser Perry Rhodan vor etwa vierhundertfünfzig Jahren die gesamte Galaxis genarrt und auf Halut wahre Begeisterungsstürme ausgelöst hatte. Um den Nachstellungen seiner Gegner zu entgehen, hatte er schlichtweg dafür gesorgt, dass man ihn und sogar seinen ganzen Planeten für vernichtet hielt. Mir würde es natürlich genügen, mein Ende und das meines Schiffes vorzutäuschen.

Bei all den Überlegungen, die mein Planhirn in kürzester Zeit anstellte, unterdrückte ich den gelinden Ärger, den der Sotho in mir durch die vertrauliche Anrede – das „Du“ bzw. dessen Äquivalent im Sothalk – erzeugte. Ich gab mich damit zufrieden, ihm in wenigen Minuten Manieren beibringen zu können – falls ich nicht unterliegen sollte.

Mein Plan erforderte, dass ich mich zunächst so weit wie möglich von der gelben Sonne entfernte, die mir in den letzten Tagen einen so zweifelhaften Schutz geboten hatte. Daher machte ich dem Sotho und seinem irgendwie merkwürdigen, wesentlich kleineren Begleiter, die immer noch auf dem Monitor zu sehen waren, in ausgesuchten Worten – schließlich hatte ich die hiesige Mentalität lange genug studieren können – klar, dass ich mich zu ihrer Position begeben würde, um dem Spiel ein endgültiges Ende zu bereiten – so oder so.

Man schien keine Einwände zu haben, so dass ich nur wenig später die bis jetzt auf Leerlauf geschalteten Impulstriebwerke hochfahren konnte und mit voller Beschleunigung aus dem Orbit und auf die Position des Sothoschiffes zu raste. Torm Arn hatte nicht gesagt, welcher Art der Zweikampf sein sollte, ob tatsächlich Mann gegen Mann oder in Form eines Raumgefechts der beiden Schiffe. Für meine Pläne nahm ich letzteres an, da ich mir hierbei die größte Chance auf einen schnellen Erfolg ausrechnete. Nicht dass ich glaubte, dem Sotho körperlich nicht gewachsen

zu sein. Mir ging es vielmehr darum, dass ich von der Kampfarena, die höchstwahrscheinlich auf dem gegnerischen Schiff gelegen hätte, nur schwer zu meinem Schiff hätte zurückkehren und fliehen können.

Nach anderthalb Minuten gleichbleibender Beschleunigung hatte ich das Sothoschiff fast erreicht. An dieser Stelle übernahm mein Planhirn die volle Kontrolle. Obwohl mir außer meinem gerade gezeugten Kleinen nichts mehr heilig war, schien ich so viel Anstand bewahrt zu haben, dass ich meinen unmittelbar bevorstehenden Angriff kurz vorher ankündigte. Mit diesem hochfrequenten Hyperfunkspruch stießen auch schon die ersten Salven aus meinen Intervall- und Thermokanonen durch die Strukturlücken des gleichzeitig aufflammenden Paratronschirmes.

Da ich die komplette Energie für die Defensiv- und Offensivsysteme benötigte – schließlich hatte ich es mit einem wenigstens ebenbürtigen Gegner zu tun – schaltete ich die Impulstriebwerke zunächst ab und raste im freien Fall mit etwa halber Lichtgeschwindigkeit auf das sternförmige Raumschiff zu. Dort hatte man schnell reagiert und ebenfalls die Schutzschirme hochgefahren. Diese basierten auf psionischer Energie, also hochfrequenten Hyperfeldern und boten daher einen recht guten Schutz gegen die fünfdimensionalen Schockwellenfronten einer Intervallkanone. Allerdings trafen die ersten Wellen auf den Schirm, als er noch im Begriff war sich aufzubauen. So schlugen diese in abgeschwächter Form durch und richteten nicht geringen Schaden an.

Ich hatte jedoch keine Zeit zu jubeln. Wie ich es gehofft hatte, nahm der Sotho diese Form des Zweikampfes an, so dass die übrigen Krieger des Trosses nicht daran dachten einzugreifen. Womöglich war das auch gar nicht nötig.

Die erste volle Breitseite des Sothoschiffes aus hochentwickelten Strahlenwaffen schlug in den Paratronschirm ein. Meine hohe Geschwindigkeit schien den Schützen an Bord des Sternschiffes kaum Schwierigkeiten zu bereiten. Schließlich wurden sie auch von sehr hochwertigen Computersystemen unterstützt, die sogar einer halutischen Positronik überlegen waren und meinen Nachforschungen zufolge überlichtschnell arbeiten sollten. Ein Punktbeschuss wollte ihnen jedoch nicht gelingen. Trotzdem hatte der Paratronkonverter seine komplette Leistung aufzubieten, um die auftreffende Energie in den Hyperraum abzuleiten.

Nun war die Reihe wieder an mir.

Von meiner Warte aus stellte Punktbeschuss kein Problem dar. Solange es mein exakt berechneter Plan zuließ, schickte ich mit voller Energie einen stetigen Intervallstrahlenschauer auf eine bestimmte Stelle des gegnerischen Schirmfeldes.

Ich zögerte den Moment, an dem ich die Impulstriebwerke zum Wendemanöver um das Sothoschiff zurück in Richtung Sonne wieder einschalten musste, längstmöglich hinaus. Seit meiner Eröffnung des Kampfes waren erst einige Dutzend Sekunden vergangen. Mir kam es bereits wie eine Ewigkeit vor, als ich schließlich

den Beschuss einstellte, mehr hoffend als wissend, dass der Schirm ausreichend geschwächt worden war, und die Phase meines Planes einleitete, in der ich am verwundbarsten sein würde.

Dem Paratronschirm stand aufgrund des Manövers nicht die volle Energie zur Verfügung und mein etwa hundertzwanzig terranische Meter durchmessendes Schiff verlor kurzzeitig an Geschwindigkeit – und das in nächster Nähe zum Gegner!

Ein weiteres Hinausfliegen aus dem System hätten die weiter hinten gestaffelten Kriegerschiffe sofort als Flucht interpretiert und mich im Kreuzfeuer ihrer Kanonen verglühen lassen. Auf dem Sotho-Schiff erkannte man meine geschwächte Lage sofort und handelte danach. Alle noch zur Verfügung stehenden Waffen wurden auf mich gerichtet und vereinigten sich in einem Punkt des Schildes. Es schlugen bereits einige Strahlen durch und begannen, die Außenhülle der Kugelzelle zu zerreißen, als ich alles auf eine Karte setzte und Energie für die Waffensysteme abzweigte.

Die nächsten Sekunden sollten die Entscheidung bringen, ohne dass ich durch mein Eingreifen noch etwas daran hätte ändern können. Während ich das Schiff in einer engen Schleife um meinen Gegner flog, konnte ich nur abwarten, wessen Schutzschirm zuerst unter der Wucht des Punktbeschusses zusammenbrechen würde.

Um die im Heck befindlichen lebenswichtige Maschinen, wie den Paratronkonverter und das angeschlossene Dimetranstriebwerk zu schützen, hielt ich das ganze Flugmanöver über dem Gegner den Bug des Schiffes entgegen. Die durchschlagenden Waffenenergien zerstörten so zunächst nur das dort gelegene Observatorium. Doch es war nur eine Frage der Zeit, bis der Paratronschirm den auftreffenden Energien nicht mehr würde standhalten können.

Die Schiffspositronik meldete bereits die explosive Dekompression im nur ein Deck über der Zentrale gelegenen Wohnbereich, als die in meinem unerwarteten ersten Angriff erfolgten Zerstörungen am Feindschiff den Ausschlag gaben, und der Schirm des Sotho-Schiffes zusammenbrach.

Das sternförmige Schiff verging in einer gigantischen psionischen Detonation.

Für eine ganze Weile fiel die komplette Ortung meines Schiffes aus und ich fürchtete, dass der Paratronschirm nun doch noch zusammenfallen und mich so mit ins Verderben reißen würde. Ich rechnete auch damit, ortungstechnisch blind und taub, in die Reihen des Kriegertrosses zu trudeln, was ebenfalls mein Ende bedeutet hätte.

Doch als die Holoschirme und Anzeigen wieder ansprangen und vernünftige Werte zeigten, erkannte ich, dass ich großes Glück gehabt hatte. Ich befand mich nahezu auf dem geplanten Kurs in Richtung Sonne und konnte keine gezielten Bewegungen in den Reihen des Gegners erkennen. Auch dieser Teil meiner Voraussagen war eingetreten. Die Niederlage des Sotho war überhaupt nicht einkalkuliert

worden, so dass man nun völlig schockiert war und nicht wusste, wie man sich verhalten sollte.

Im vollen Bewusstsein, dass diese Lähmung nur von kurzer Dauer sein würde, schaltete ich die Impulstriebwerke auf Volllast und strahlte einen letzten Funkspruch ab, dessen Wortlaut ich mir bereits zurecht gelegt hatte.

„Hören Sie mir zu, Jünger des Permanenten Konfliktes! Ich habe Ihren Sotho im ehrlichen Zweikampf besiegt. Doch nun bin ich des Tötens müde und verspüre auch keine Lust, mich von Ihnen in ungleichem Kampf exekutieren zu lassen. Also ziehe ich die letzte Konsequenz und trete ehrenvoll und ungeschlagen von der kosmischen Bühne ab. Ich werde in diesem einsamen Gestirn vergehen, aber auf ewig als Sotho-Töter in Ihrer Erinnerung bleiben."

Nun trat mein Plan in die letzte gefährliche Phase. Einerseits mussten die Krieger des Trosses entweder geschockt verharren oder mir den geplanten Selbstmord abnehmen und erlauben, so dass sie mich auf dem Weg zum Zentralgestirn dieses Systems nicht abschossen. Andererseits konnte ich nur hoffen, dass ich früh genug eine ausreichende Eintrittsgeschwindigkeit in den Linearraum erreichen würde. Dem Linearkonverter stand nicht mehr genug Energie zur Verfügung, dass ich ihn bei 0,5 c oder geringerer Geschwindigkeit erfolgreich aktivieren konnte. Ich rechnete jedoch damit, dass die Leistung meiner Impulstriebwerke zusammen mit der Anziehungskraft der Sonne ausreichen würden, um kurz vor der Sonnenkorona ein Eintauchen zu ermöglichen.

Im selben Moment wollte ich die gesamten Raketen und Sprengköpfe meines verbliebenen Waffenarsenals zur Explosion bringen, um eventuelle neugierige Ortungsoffiziere in den Elfahderschiffen zu täuschen.

Und siehe da, mein Glück hielt an. Ich steckte zwar schon tief in der Sonnenkorona, als ich die explosive Last abwarf und das Kompensationsfeld aktivierte, kam jedoch wohlbehalten – soweit man das sagen konnte – im Linearraum an. Dort verweilte ich die nächsten Stunden, um mir einen Überblick über die Schäden zu verschaffen.

Während das Schiff mit relativ geringem Überlichtfaktor und unbestimmtem Ziel dahin raste, erkannte ich, dass es die eigentlich aussichtslose Schlacht einigermaßen funktionstüchtig überstanden hatte. Funk- und Ortungssysteme waren noch in ausreichendem Maße intakt, und was die Hauptsache war: der Paratronkonverter war immer noch funktionsfähig. Nach einigen Reparaturen an der Außenhülle und dem Auffüllen der Energiereserven, was ich bei einem der umliegenden Sterne vornehmen wollte, würde mein Schiff ohne allzu große Probleme seine letzte Aufgabe erfüllen können – den Dimetransflug in die heimatliche Milchstraße.

Danach würde ich es wohl verschrotten müssen, aber den Rest meines Lebens gedachte ich ohnehin auf Halut mit der Aufzucht meines Kleinen zu verbringen. Doch es sollte anders kommen.

Nachdem ich die Überprüfung des Maschinenraumes abgeschlossen hatte und mich auf den Antigravschacht in Richtung Zentrale zubewegte, um von dort aus gezielt nach dem hypothetischen Peilsender zu suchen, traf mich auf einmal völlig überraschend ein schmerzhafter Nervenschock.

Ich hatte nicht einmal die Gelegenheit, meinen Körper umzuwandeln. Krachend fiel ich zu Boden und wand mich unter peinigenden Muskelkrämpfen auf den Rücken. In wenigen Augenblicken würde ich die Wirkung des Schocks verkraftet haben, bis dahin blieb ich aber in höchstem Maße verwundbar.

Hinter mir stand, wie ich jetzt sehen konnte, ein etwa zwei terranische Meter großes Echsenwesen. Es war mit einem grauen hautengen Anzug bekleidet, der seine dünnen aber sehnigen Gliedmaßen zur Geltung brachte. Insgesamt machte das Wesen einen sehr drahtigen und trotz seiner schlanken Statur kräftigen Eindruck. Ich sah gerade noch einen mechanischen Tentakel in einer Art Rückentornister verschwinden, der höchstwahrscheinlich den Nervenschock ausgelöst hatte.

Die Echse hatte ein süffisantes Lächeln aufgesetzt, als lausche sie amüsiert den meckernden Schmähtiraden, mit denen mich ein wesentlich kleineres, auf ihrer Schulter sitzendes Ebenbild ihrer selbst bedachte.

Vor mir standen der Sotho Torm Arn und sein Animateur, die auf unerfindliche Weise die Zerstörung ihres Schiffes überlebt hatten und auf meines gelangt waren.

„Du dachtest also, du könntest mit einem schmutzigen Trick und feiger Flucht der Rache des Sothos entgehen, Gorim?“, herrschte mich der estartische Superkrieger mit lauter aber wohlklingender Stimme an, nachdem er seinem Partner mit einer Handbewegung den Mund verboten hatte.

„Du wirst deinem Schicksal nicht entgehen. Steh nun auf und stelle dich mir im ehrlichen Zweikampf! Empfange deine gerechte Strafe für die Missetaten, die du gegen ESTARTUs Ewige Krieger verübt hast.“

Der Animateur schien den Befehl des Sothos vergessen zu haben und kreischte: „Bring ihn um solange er am Boden liegt! Er hat es nicht verdient, eine faire Chance zu erhalten! Er hat es gewagt …“

„Schweig, Grolsh!“, fuhr Torm Arn ihn an und schleuderte ihn von seiner Schulter.

„Ich wurde von ESTARTU gesandt, um dem Permanenten Konflikt zur Geltung zu verhelfen und die Überlegenheit der Lehre ESTARTUs und derer, die ihr folgen zu demonstrieren. Nur durch die konsequente Befolgung der Gebote der Ehre, des Kampfes und des Gehorsams kann man den endgültigen Sieg erringen. So und nicht anders wird es jetzt geschehen.“

Der Sotho hatte sich dermaßen in Rage geredet, dass sich seine zunächst lockere Haltung zusehends versteifte und aggressiver wurde. Als er sich mit den letzten Worten wieder mir zuwandte, blickte mich ein Gesicht an, das zu keinem Lächeln mehr fähig gewesen wäre. Den Unterkiefer weit vorgeschoben und ein scharfes Raubtiergebiss entblößend stand er mir bis in die letzte Faser Wut und Kampfbereitschaft ausstrahlend gegenüber.

Ich hatte mich mittlerweile vollständig von der Wirkung der Neuropeitsche erholt und war bereit, dem Unvermeidlichen entgegenzutreten. Mit aller Kraft stieß ich mich aus einer zuletzt hockenden Position meinem Feind entgegen.

Ich hatte kaum mit den Füßen den Boden verlassen, als ich meinen Körper in einen Stahlblock verwandelte, indem ich meine Zellstruktur kristallisierte.

Meine Hoffnung, dass der Pteruabkömmling – für einen solchen hielt ich ihn – von den 3,6 g, die auf meinem Schiff herrschten, gehandikapt würde, erfüllte sich nicht. Rasend schnell tauchte er unter mir hinweg und rammte mir seine rotierende Krallenhand in den Leib. Damit zerfetzte er zwar nur die leichte Bordkombination, die ich trug. Ich erkannte aber, dass in diesen Klauen eine Kraft und Härte steckte, die ausreichten, meinen Körper in nicht kristalliner Form ernsthaft zu verletzen, wenn nicht mich zu töten.

Ich beendete meinen Flug durch den Maschinenraum mit einer gekonnten Rolle, nach der ich mich blitzschnell in Abwehrhaltung zu meinem Gegner aufstellte.

Dieser stand einige Meter entfernt, mich in ähnlicher Stellung belauernd. Aus den Berichten von mir und meinen Taten, die er zweifellos vernommen haben muss, wusste er, dass ich durchaus in der Lage war, ihm physisch zu widerstehen. Spätestens durch die eben gemachten Erfahrungen war auch mir klar, es mit einem mindestens ebenbürtigen Gegner zu tun zu haben.

Daher umschlichen wir uns lange Zeit, um eine Konzentrationsschwäche des Anderen abzuwarten, die einem den entscheidenden Vorteil bringen könnte. Ich nutzte die Gelegenheit, um einige Dinge klarzustellen und dabei womöglich einen psychischen Vorteil zu erringen.

„Hören Sie, Sotho“, sprach ich ihn, ohne auf meine Lautstärke zu achten, an. „Bevor wir diese unselige Begegnung beenden, möchte ich Sie doch noch auf eines Hinweisen. Ich habe es Ihnen zu keiner Zeit gestattet, mich derart vertraulich anzusprechen. Ich verbitte mir das ‚Du‘ und bin auch keineswegs ein ‚Gorim‘ , als den Sie mich stets beschimpfen.“

Ich wusste sehr wohl, dass dieses Wort eine Beleidigung der Krieger für ihre Gegner war. Eigentlich wurden so ganz bestimmte Widerstandskämpfer gegen das Dogma des „Dritten Weges“ bezeichnet. Ich hatte in den letzten Jahren des Öfteren versucht, Kontakt zu ihnen aufzunehmen, jedoch stets ohne Erfolg. Nur den Namen

dieser Gruppe hatte ich in Erfahrung bringen können. Sie nannten sich „Gänger des Netzes“, was immer das heißen mochte.

„Mein Name ist Lyktor Baram“, fuhr ich fort. „Ich möchte Sie ersuchen, mich künftig mit meinem vollen Namen und ‚Sie‘ anzusprechen.“

Ich spekulierte ein wenig darauf, ihn mit dieser Rede zu verwirren. Die tatsächliche Reaktion hatte ich aber nicht erwartet. Sotho Torm Arn begann, ohne seine Kampfhaltung aufzugeben, aus vollem Hals zu lachen. Hätte ich die Augen geschlossen, ich hätte schwören können, einen Haluter lachen zu hören. Dieses verwirrte mich wiederum dermaßen, dass ich kurzzeitig meine Deckung geöffnet haben muss.

Torm Arn nutzte dies jedoch nicht aus, vielmehr erwiderte er: „Sie müssen schon verzeihen, Lyktor Baram“, wobei er das „Sie“ und meinen Namen ironisch betonte. „Ihre Etikette sind mir durchaus geläufig, aber ich dachte, Sie durch ihre Missachtung provozieren und zur Unachtsamkeit verleiten zu können, was mir – zugegeben – bisher nicht so recht gelingen wollte.

Ehrlich gesagt bewundere ich Ihre Aktion in dem Asteroidensystem ein wenig. Sie wäre eines estartischen Kriegers würdig gewesen. Ich denke ich gestatte Ihnen, mich in den letzten Minuten Ihres Lebens zu duzen und mich ‚Arnos‘ zu nennen.“

Das von mir eröffnete Psychoduell begann sich nun zu meinen Ungunsten zu entwickeln. Die detaillierten Kenntnisse Torm Arns über halutische Umgangsformen brachte mich vollends aus der Fassung.

Woher wusste der Sotho das alles? Keiner der Ewigen Krieger, denen ich in den letzten Jahren in unzähligen Kämpfen begegnet war und mit denen ich auch einige Worte gewechselt hatte, besaß dieses Wissen, noch hatte ich es irgendjemandem vermittelt.

Zusammen mit dem unerklärlichen Auffinden meines Versteckes in dem Asteroidensystem, wie Torm Arn es nannte, ergab sich ein Rätsel, das ich unbedingt lösen musste, wenn ich unbehelligt abreisen und diese Episode meines Lebens zu einem endgültigen Abschluss bringen wollte.

Erst das anfeuernde Kreischen Grolshs, der sich mittlerweile wieder aufgerappelt und auf einen Aggregatblock gesetzt hatte, brachte mich keine Sekunde zu früh wieder zur Besinnung.

Der Sotho raste mit unglaublicher Geschwindigkeit auf mich zu. Seine Gelenke waren unnatürlich gegeneinander verdreht und schienen so seinen ganzen Körper unter unerhörte Spannung zu setzen, die sich gegen mich entladen sollte.

Ich rammte alle meine Fäuste nach vorne und verhärtete fast gleichzeitig meinen Körper.

Laut knirschend krachte er mit dem Schädel gegen eine meiner oberen Fäuste, während die meiner Laufarme ihn genau auf der Brust trafen, was ihm die Luft aus den Lungen presste.

Im selben Augenblick frästen sich seine Krallenhände blitzschnell vorstoßend in meinen Körper und zerrissen meine Kombination endgültig. Ich selbst trug wiederum keinerlei Verletzungen davon. Doch auch der Sotho schien den harten Aufprall gut verkraftet zu haben.

Noch bevor ich mich entkristallisieren und das Echsenwesen von mir stoßen konnte, stemmte dieses mich, an den Fetzen meiner Kleidung fassend, scheinbar mit Leichtigkeit über seinen Kopf und schleuderte mich, strukturverhärtet wie ich war, in eine der umstehenden Maschinen. Kurz bevor ich mit voller Wucht in das Aggregat einschlug, erkannte ich das Verhängnis, das damit verbunden war.

Ob durch Zufall oder voller Arglist, Torm Arn warf mich in das wichtigste an Bord befindliche Gerät, den Paratronkonverter.

Worauf mein Gegner vielleicht spekuliert hatte, dass die in dieser Maschine gefesselten Urgewalten mich trotz meiner Strukturwandlung vernichteten trat nicht ein. Zum einen war der Konverter zur Zeit nicht in Betrieb – zum Linearflug wurde er nicht benötigt –, sondern auf „stand by“ geschaltet. Zum anderen besaß dieses Herzstück eines jeden Haluterschiffes selbstverständlich unzählige Sicherheitsschaltungen, die bei Vorfällen dieser Art zum Tragen kamen. Schon bei meinem Durchschlagen der äußeren Verkleidung wurde das komplette System im Bruchteil einer Sekunde vom Netz genommen und die Verbindung zum Hyperraum geschlossen.

Als ich mich langsam in den Trümmern des Gerätes aufrichtete, wurde mir das gesamte Ausmaß der Katastrophe bewusst. Der Paratronkonverter war durch meinen Einschlag irreparabel beschädigt beziehungsweise vollständig zerstört worden. Das bedeutete in grausamer Konsequenz, dass diesem Schiff von nun an weder die Intervallkanonen noch der Paratronschirm noch, was das Schlimmste war, das Dimetranstriebwerk zur Verfügung standen.

Ich war in dieser Galaxis so gut wie gefangen und konnte die Pläne für meinen Lebensabend somit getrost vergessen. Diese restlose Zerstörung meiner letzten Hoffnungen schaltete mein Planhirn vollends aus. Möglicherweise brach in diesem Moment die eigentlich überwundene Drangwäsche wieder durch.

Wie durch einen Tunnel erblickte ich voller Wut den Sotho, wie er sich mit seinem Animateur über irgendwelche Dinge unterhielt. Ich konnte und wollte nicht verstehen, worum es dabei ging. Dieses Ziel meines maßlosen Zorns war für den Verlust meiner bereits in den schönsten Tönen ausgemalten Zukunft verantwortlich.

Danach muss ich wie ein Berserker gewütet haben. Später konnte ich von Glück sagen, dass nicht noch weitere wichtige Maschinen zerstört wurden. Ich muss auf Laufarmen und Beinen mit halbwegs kristallisiertem Oberkörper auf die beiden

zugetobt sein und sie gegen die stählerne Wand gedrückt haben, an der sie standen. Möglicherweise gab es auch einen längeren harten Kampf zwischen mir und dem Sotho. Ich erwachte erst aus meinem Rausch der Gewalt, als die beiden Echsenwesen nahezu leblos vor mir lagen.

Meines gesamten Lebenswillens entleert, ließ ich mich ihnen gegenüber kraftlos zu Boden sinken. Im Gegensatz zu ihnen, die mit seltsam verwinkelten Gliedern, nur noch flach atmend und mit Wunden versehen, an deren Entstehung ich mich nicht mehr erinnern konnte, ihr unmittelbares Ende erwarteten, war ich körperlich nahezu unversehrt. Psychisch gesehen war ich jedoch ein Wrack.

In diesem Zustand wäre ich hier, meine ehemaligen Gegner anstarrend, hocken geblieben, bis das Raumschiff wegen Energiemangels aus dem Linearraum gefallen und nach endloser unterlichtschneller Fahrt in eine der umliegenden Sonnen gestürzt wäre. Vorher wäre ich aber sicherlich vor Hunger gestorben. Ich hatte nicht mal den Antrieb, meine beiden Herzen willentlich zum Stehen zu bringen, geschweige denn über meine Verantwortung für das ungeborene Leben in mir, dass zur Zeit erst aus einem mikroskopisch kleinen Zellhaufen bestand, nachzudenken.

Ein letzter Rest meines Bewusstseins muss dann durch die folgende Szene berührt worden sein, die ich durch meine starr auf die Sterbenden gerichteten Augen wahrnahm. Der Sotho begann sich auf einmal unendlich langsam aufzurichten. Sein Gesicht hatte längst die raubtierhaften Züge wieder abgelegt. Mit stumpfen Augen schien er etwas zu suchen. Als er seinen Animateur zu seinen Füßen liegen sah, versuchte er mit letzter Kraft seine Hand zu heben und ihn zu berühren. Er erreichte ihn jedoch nicht mehr.

„Grolshos, mein Kleines …“ , waren seine letzten Worte, worauf er endgültig in sich zusammensackte.

In mir begann es zu arbeiten. Scheinbar unendlich lange brauchte es, bis die gemachten Eindrücke in jene Tiefen vordrangen, in die mein Bewusstsein sich verkrochen hatte. Nur zögerlich begann es Interesse für das Gesehene zu entwickeln, Assotiationen zu erkennen und Schlüsse zu ziehen. Dieser Vorgang regte meinen Denkapparat wieder an. Auch andere Überlegungen fanden auf einmal wieder statt und zum Schluss begann nach einer scheinbaren Ewigkeit neben der aufkeimenden Neugierde auch ein Fünkchen Hoffnung und Lebenswille zu entstehen.

Schließlich raffte ich mich auf und ging langsam auf Torm Arns Leiche und Grolsh zu. Der Animateur lag immer noch reglos aber flach atmend da. Er muss bei dem Zusammenstoß zerquetscht worden sein. Ich war kein Arzt, aber ich meinte beurteilen zu können, dass die Medorobotik des Schiffes ihn nicht würde wiederherstellen können.

Trotzdem nahm ich ihn behutsam auf und trug ihn in die Krankenstation, die das Raumgefecht, bis auf ein paar heruntergefallene und teilweise zerbrochene Gegenstände, unbeschadet überstanden hatte. Ich legte ihn auf die Diagnoseliege und aktivierte das Xenoprogramm, das erst einmal den Körperbau und das Funktionieren der Organe eines Fremdwesens analysierte, bevor es eine Diagnose erstellte und entsprechende Maßnahmen einleitete.

Ich begab mich derweil in die Zentrale, um den Status des Schiffes zu kontrollieren. Mein seelisches Gleichgewicht hatte sich, den Umständen entsprechend, wieder hergestellt. Ich hatte bereits eine Idee, die die zunichte gemachte Planung ersetzen sollte. Bis die Positronik der Krankenstation mir Meldung über den Zustand ihres Patienten geben würde, wollte ich die Machbarkeit meiner Idee überprüfen, um sie dann in einen konkreten Plan zu verwandeln. Dieser würde aber erst zur Ausführung kommen, wenn ich geklärt hätte, wieso sich der Sotho Torm Arn, der oberste Krieger und Verkünder der Lehre ESTARTUs, sich im Augenblick seines Todes wie ein Haluter verhalten hatte.

Die Diagnose der Schiffssysteme bestätigte zunächst die Erkenntnis, auf die mein Amoklauf im Maschinenraum zurückzuführen war. Der Paratronkonverter und alle angeschlossenen Systeme waren unbrauchbar geworden. Alle anderen Maschinen wie Kraftwerke, Prallschirmgeneratoren und der Linearkonverter waren hingegen noch vollständig in Takt. Letzteres zeigte sich schon daran, dass das Schiff immer noch im Linearraum war.

Ich ließ das Schiff im nächstgelegenen Sternensystem in den Normalraum zurückfallen und flog es in den Ortungsschutz der Sonne. Aufgrund des fehlenden Paratronschirmes konnte ich nicht in einen allzu tiefen Orbit um das Gestirn gehen, aber um eine zufällige Entdeckung, oder die Anpeilung des hypothetischen Senders, für den ich auch nach dieser Analyse keine Beweise hatte, zu verhindern, musste es genügen. Eine weitere Raumschlacht hätte dieses Schiff nicht mal gegen das Beiboot eines Topsiderschiffes aus meiner Heimatgalaxis überstanden. Alles in allem konnte ich jedoch wieder mit einiger Zuversicht auf die kommenden Jahre blicken.

Ich begann mir gerade Gedanken über den verstorbenen Sotho zu machen, und wie ich ihn bestatten sollte, als das Signal aus der Krankenstation ertönte. Die Positronik teilte mir mit, dass die inneren Verletzungen zu groß seien, um eine Wiederherstellung des Organismus zu ermöglichen. Sie habe einiges über seine Körperfunktionen in Erfahrung bringen und die Schmerzen des Wesens lindern können. Den Eintritt des Todes in spätestens einem Tag könne sie jedoch nicht mehr verhindern.

Meine Frage nach den Hirnfunktionen und der Möglichkeit das Wesen zu wecken, um mit ihm zu reden, wurde positiv beantwortet. Kurz darauf injizierte die Medorobotik ein speziell auf den Organismus des Pterusähnlichen abgestimmtes

Aufputschmittel. Nur wenig später schlug Grolsh die Augen auf und blickte erstaunt umher. Als er mich erkannte, verfinsterten sich seine Züge und mit schwacher aber abfälliger Stimme spie er geradezu das Wort „Gorim“ aus.

Wie er so dalag, erinnerte nichts mehr an ihm an den keifenden und meckernden Animateur. Vielmehr zeugten sein Blick und seine Mimik von einem selbstbewussten und souveränen Intelligenzwesen. Mir kam der Gedanke, dass die andere Erscheinung lediglich eine Rolle war, und dass hinter dieser unbegreiflichen Figur des Animateurs sehr viel mehr steckte. Ich empfand Mitleid mit dem Geschöpf, und mich schmerzte der Gedanke, für den Tod zweier Intelligenzen verantwortlich zu sein. Mir war klar, dass beide nicht eher geruht hätten, ehe nicht ich das Zeitliche gesegnet hätte, trotzdem ließ sich das Gefühl nicht wegwischen.

Doch ich empfand auch brennende Neugier. Ich ahnte, dass die Erklärung für das haluterähnliche Verhalten des Sothos große Bedeutung hatte. Ich versuchte daher mit dem Animateur Torm Arns ein Gespräch zu beginnen.

„Wie geht es Ihnen, Grolsh?“, fing ich an.

Als er darauf nicht reagierte versuchte ich es anders.

„Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Sotho Torm Arn im Kampf gegen mich unterlegen war. Er verstarb an den Folgen der erlittenen Verletzungen.“

Nach einer Pause fügte ich hinzu: „Es tut mir leid Ihnen sagen zu müssen, dass auch Sie in die Kampfhandlungen verwickelt wurden und dabei schwere Verletzungen davontrugen. Sie werden ihnen in einigen Stunden erliegen. Die Robotsysteme meiner Krankenstation waren nur noch in der Lage, diese Diagnose zu stellen und Ihnen die Schmerzen zu nehmen.“

Mit einer derart direkten und offenen Aussage ging ich ein Risiko ein, da es viele Lebewesen gab, die am Bewusstsein des nahenden Todes psychisch zerbrechen konnten. Ich ging jedoch davon aus, dass die hiesigen Intelligenzen, vor allem wenn sie der Philosophie des Permanenten Konfliktes anhingen, eine Todesverachtung besaßen, die sie dem nahenden Ende ihres Lebens ohne Angst entgegensehen ließ; lediglich darum besorgt, dass ihr Tod ein „ehrenvoller“ sein würde, was in diesem Fall sogar gegeben war. Ich hoffte Grolsh damit zu einer Antwort bewegen zu können.

Und tatsächlich: er blickte mir direkt in die Augen.

Nach einer ganzen Weile sagte er: „Du glaubst, dass du gewonnen hast, Gorim. Da irrst du dich! Du hast dich mit einer Macht angelegt, die zu groß für dich ist. Du kannst gar nicht gewinnen! Wir werden noch einen Sotho erschaffen, der nicht auf einem Zweikampf besteht, sondern mehr auf seinen Animateur hört. Er wird dich mit einem riesigen Kriegertross jagen und stellen und dann zertreten wie ein kleines unbedeutendes Insekt.“

Ein Hustenanfall unterbrach seine Rede, die bereits sehr interessante Andeutungen enthalten hatte. Die Animateure, von denen es mehrere zu geben schien, waren in dem Duo mit einem Sotho keineswegs der unwichtigere Teil. Eher schien es so, dass sie den jeweiligen Sotho führten und kontrollierten. Tatsächlich „erschufen“ sie ihn sogar auf irgendeine Weise. In diesem ominösen Schöpfungsprozess musste auch des Rätsels Lösung verborgen liegen.

Bevor ich ihn danach Fragen konnte, fuhr Grolsh in seiner Rede fort: „Aber das wird wohl gar nicht nötig sein. Ich habe sehr gut erkannt, dass der Sotho dich in die zentrale Anlage deines Schiffes geworfen hat, wodurch diese zerstört wurde. Dein Schiff ist ein Wrack, mit dem du kein Lichtjahr mehr weit kommst. Torm Arn hat also nicht vollends versagt. Wenn man dich findet, wird man nicht mehr als einen Energiestrahl vergeuden müssen, um dir ein unrühmliches Ende zu bereiten.“

Dass der Animateur hier einem Irrtum aufgesessen war, das Lineartriebwerk funktionierte schließlich noch einwandfrei, sagte ich ihm nicht. Ich hoffte, dass ihn die Überzeugung, dass ich keinerlei Gefahr mehr darstellte und bald getötet werden würde, zu einigen Erklärungen bringen würde. Er hustete erneut. Das dachte ich, bis ich erkannte, dass es ein Lachen sein sollte.

„Eigentlich sollten wir dir ja dankbar sein, Gorim“, krächzte er. „In den drei Jahren deines Wirkens hast du der Philosophie des Permanenten Konfliktes zu ungeahnter Blüte verholfen. Du musst wissen, dass die Ewigen Krieger sich seit langem keinem ernsthaften Gegner mehr stellen mussten. Diese Gänger des Netzes sind nur noch lächerlich zu nennen und ein neuer Feind war nicht in Sicht. Das hätte uns ernsthafte Probleme bereiten können. Doch diese Sorge sind wir für die nächsten Jahrhunderte los. Selbst wenn du in Kürze tot sein wirst, werden die Ewigen Krieger lange Zeit damit beschäftigt sein, deine Heimatgalaxie zu lokalisieren und dafür zu sorgen, dass von ihr keine Gefahr durch marodierende Bestien mehr ausgeht. Ja, wir müssen dir wirklich dankbar sein, ich denke das solltest du wissen, ehe du dein Leben unter dem Beschuss eines Elfahders aushauchst.“

Nach diesen Worten war ich mir sicher, die gewünschten Informationen ohne weitere Probleme zu erhalten.

Daher sprach ich ihn ohne Umschweife darauf an: „Es wäre nett, wenn Sie mir Ihren Dank in der Erfüllung einer letzten Bitte darbieten würden. Verraten Sie mir, wieso der Sotho die Charaktereigenschaften eines Angehörigen meines Volkes gezeigt hat und vielleicht auch, wie man mich in dem Asteroidensystem hatte finden können.“

Der Animateur schwieg eine ganze Weile ehe er fragte: „Was willst du mit dieser Information noch anfangen, Gorim?“

„Es interessiert mich einfach“, antwortete ich schlicht.

Erneut verging einige Zeit.

„Nun gut“, meinte Grolsh endlich. „Man soll einem Todgeweihten seine letzte Bitte nicht verwehren, heißt es in einigen Kulturen.“

Der bitteren Ironie, dass er diese Worte auf seinem eigenen Sterbebett liegend formulierte, wurde er sich scheinbar nicht bewusst.

„Deine beiden Fragen hängen eng miteinander zusammen, Gorim. Die Sothos sind, kurz gesagt, Retortenlebewesen. Gezüchtet aus dem Genmaterial eines Pterus stellen sie den perfekten Krieger dar. Immer wenn die Ewigen Krieger einer Aufgabe oder einem Feind nicht mehr gewachsen sind, wird ein Sotho hergestellt. Er steht dann in Rang und Ansehen über allen zwölf Ewigen Kriegern, um diese zu befehligen und die Statthalter ESTARTUs zum endgültigen Sieg zu führen. Nach Erfüllung seiner Aufgabe verschwindet der Sotho wieder und bleibt als mythischer Held in Erinnerung. Schon bei seiner Herstellung wird er direkt auf seinen künftigen Gegner konditioniert. Denn nur wenn man diesen genau kennt, kann man ihn schlagen. Dazu bedienen wir uns der Morphogenetischen Felder, die alle intelligenten Lebewesen eines Genpools miteinander verbinden. Indem wir die Keimzellen pterusischen Ursprungs mit der Lebensaura des Gegners versehen, machen wir den künftigen Sotho zu einem Bestandteil seines Morphogenetischen Feldes, für das er außerdem in höchstem Maße sensibilisiert wird. Das hat zur Folge, dass der Sotho sich stets in seinen Feind hineinversetzen, seine Logik nachvollziehen und ihn meistens sogar lokalisieren kann. In deinem Falle haben in irgendeinem Einsatz ein paar Elfahder einige Zellen aus deinem Körper herausprengen können und diese uns übergeben. Das genügte uns, um die Prozedur zur Schaffung eines speziell auf dich abgerichteten Sothos durchführen zu können.“

Nun war ich vor den Kopf gestoßen. Wenn mir diese Eröffnung auch die Suche nach dem hypothetischen Sender ersparte und die ungestörte Flucht aus dem Cluster garantierte, konnte ich sie doch nicht so einfach verkraften.

„Sie meinen, er wurde unter anderem aus meinen Genen geklont?“

„Quatsch!“, erwiderte er ärgerlich hustend. „Biologisch gesehen ist ein Sotho ein reiner Pteru, der lediglich mit außerordentlichen Fähigkeiten versehen wurde. Wenn dir dieses Bild besser hilft, Gorim, kann man sagen, dass Torm Arns Zellen nur im Rhythmus der deinen schwingen. Sie besitzen eben deine Aura, deine Lebensenergie. Das führte dazu, dass er die Instinkte und Bewusstseinsstruktur eines Wesens deiner Art erhielt, was ihn zu einem optimalen Kämpfer gegen dich machte. Und obgleich er nun tot ist, hat er doch gesiegt. Du bist hier gefangen und wirst in Kürze ebenfalls den Tod finden. Vielleicht sogar noch vor mir, was mir eine helle Freude wäre.“

Nach diesen Worten wand er sich in einem schrecklichen Hustenanfall, worauf mich die Medopositronik aufforderte, die Krankenstation zu verlassen. Um

dem Patienten weitere Schmerzen zu ersparen, solle er seine letzten Stunden besser allein verbringen.

Sehr nachdenklich ging ich noch einmal in den Maschinenraum. Ich betrachtete den Sotho Torm Arn nun mit anderen Augen. Wenn er tatsächlich im Geiste ein Haluter war, und seine letzten Worte bewiesen das, hätte es vielleicht nicht so weit kommen müssen. Man hätte ihn dem Einfluss des Animateurs entziehen müssen. Ich hätte mich mit ihm verständigen und einigen können. Oder auch nicht?

Es war müßig darüber nachzudenken, wo alles vorbei war. Ich beschloss, Torm Arn eine ehrenvolle Raumbestattung zu gewähren. Das war das mindeste, was ich ihm schuldig war. Sicher, er hatte den Paratronkonverter zerstört, aber … irgendwie fühlte ich mich ihm verbunden.

Ich stand noch lange in der Schleuse und sann dem Leichnam nach, der längst nicht mehr zu sehen war. Da erreichte mich die Meldung der Positronik, dass der Animateur verstorben war. Ihn bestattete ich auf die gleiche Weise, obwohl ich kurz mit dem Gedanken spielte, ihm nicht dieselbe Ehre wie Torm Arn zuteilwerden zu lassen.

Dann versuchte ich Vergessen in der Arbeit zu finden. Ich begann die Energiereserven des Schiffes aufzufüllen und nahm die Reparaturen in Angriff. Meine letzte Drangwäsche war nun endgültig beendet, und ich konnte diesen Abschnitt hinter mir lassen.

Tage später startete ich mit vollen Brennstofftanks und einem einigermaßen stabilen und intakten Schiff in Richtung Milchstraße. Nach Erreichung von ungefähr 70% der Lichtgeschwindigkeit aktivierte ich den Linearkonverter und brachte das Schiff mit einem Überlichtfaktor von acht Millionen auf Kurs. Mit den Energiereserven des Schiffes, die ich im Leerraum zwischen den Galaxien nicht erneuern konnte, war das der höchstmögliche Wert, den ich nicht überschreiten durfte, wenn ich jemals mein – unser – Ziel erreichen wollte.

Das würde, wenn alles glatt ging, in etwa fünf Jahren sein.

Drei Jahre Flugzeit

„Hey, das war ein guter Kampf, Mum. So alt, wie du immer tust, bist du gar nicht. Du hast mich ganz schön aufs Kreuz gelegt."

Lyktor Baram erwiderte diese Bemerkung seines Sprösslings mit einem tiefen Brummen, was in etwa einem leichten Schmunzeln entsprach. Byltor Marak gefiel sich seit einigen Wochen darin, terranische Ausdrucksweisen zu verwenden. Dinge wie „aufs Kreuz legen" sagte er besonders gerne, und seinen Elter nannte er nur noch „Mum", beziehungsweise „Dad", je nach Lust und Laune.

Der alte Haluter tolerierte diese kleine Spinnerei, da sie typisch für die Entwicklungsphase „seines Kleinen" war – so durfte er sein Kind natürlich nicht mehr nennen, wenn er es nicht zu Tobsuchtsanfällen animieren wollte.

Mit drei Jahren erreicht ein Haluter nämlich die Geschlechtsreife, was mit vielen weiteren körperlichen und seelischen Veränderungen einhergeht. Auch werden die jungen Wesen erstmals mit ihrer eigenen Aggressivität konfrontiert, so dass diese Phase im Halutischen allgemein als „kleine Drangwäsche“ bezeichnet wird.

Lyktor Baram hatte davor ein wenig Angst gehabt. Doch als es dann soweit war, kamen er und sein Nachwuchs ausgezeichnet damit zurecht. Auf dem von der Positronik geschaffenen virtuellen Planeten konnte sich Byltor Marak ausreichend austoben. Zusätzlich hatte sein Elter ihm im Wohntrakt des Schiffes einen Trainings- und Kampfraum eingerichtet, in dem sie beide des Öfteren miteinander rauften, was einerseits dem Jungen gefiel, weil er sich hier ebenfalls abreagieren konnte und zusätzlich einige Kampftechniken erlernte, und andererseits dem Verhältnis zwischen Elter und Kind äußerst zuträglich war.

Die beiden Kolosse – Byltor Marak reichte seinem Elter bereits bis an den Ansatz der Laufarme – begaben sich in die domartige Zentrale, die sich in den letzten Jahren zum Aufenthaltsraum der Kleinstfamilie entwickelt hatte. Der Kleine setzte sich sogleich an seinen Positronikterminal.

Nachdem Lyktor Baram ihm vor zwei Jahren den Bericht über seinen Aufbruch aus ESTARTU gezeigt hatte, war der Kleine zunächst sehr nachdenklich geworden. Der alte Haluter hatte schon befürchtet, ihm doch zu viel zugemutet zu haben. Doch dem war nicht so. Auf einmal hatte Byltor Marak begonnen, einen enormen Wissensdurst zu entwickeln. Er wollte alles über Schiffstechnologie, Astronomie, Sprachenkunde, Kosmosoziologie und was es noch zu wissen gab erfahren. Das hatte seinen Elter sehr froh gestimmt, und so hatte er ihm einen eigenen Terminal eingerichtet, an dem er fortan selbständig alles was er wollte lernen konnte. Der Kleine hatte bis heute einen Großteil der Tage an diesem Gerät verbracht und alles gelernt, was die Positronik gespeichert hatte und nicht von seinem Elter aus verschiedenen Gründen noch unauffällig gesperrt worden war.

In letzter Zeit hatte er sehr großes Interesse für die Terraner und ihre Geschichte entwickelt, worin die Ursache für seine derzeitige Sprache lag. Dieses Interesse hing sicherlich mit der Mentalität dieses Volkes zusammen, das sich in einer ständigen Drangwäsche zu befinden schien, wie einige Haluter des Öfteren behauptet hatten.

Während Byltor Marak sich in ein Lehrprogramm vertiefte, nutzte sein Elter die Zeit und nahm einen Orientierungshalt im Normalraum vor. Obwohl man auch im sogenannten Linearraum Eindrücke aus der vierdimensionalen Raumzeit erhalten konnte, war ein solcher Zwischenstopp von Zeit zu Zeit notwendig. Man konnte das Ziel zwar immer als roten Fleck auf einem Spezialschirm sehen, eine genaue Kursbestimmung und vor allem -korrektur war jedoch nur im Normalraum möglich. Außer-

dem konnte man den Linearkonverter nicht ununterbrochen laufen lassen, wenn man ihn über Jahre hinweg funktionstüchtig halten wollte.

Der greise Haluter desaktivierte also das Kompensationsfeld und nahm, während das schwarze Kugelraumschiff mit etwas unter dreiviertel der Lichtgeschwindigkeit einsam durch den unendlichen Leerraum fiel, die entsprechenden Schaltungen und Berechnungen vor. Da alles nach Wunsch funktionierte, dauerte diese Prozedur nur wenige Minuten. Danach fuhr er das mehrdimensionale Kompensationsschirmfeld wieder hoch und hob das Schiff und den es umgebenden Raum wieder leicht aus dem angestammten Kontinuum, so dass nur noch das Schirmfeld Kontakt zum Normalraum hatte, und Geschwindigkeiten weit über der des Lichts möglich wurden.

Zufrieden lehnte Lyktor Baram sich zurück. Die Balgerei mit seinem Kind hatte ihm Spaß gemacht, und er konnte dem jungen Spund immer noch zeigen, was Erfahrung und jahrtausendelanges Training ausmachten. Dennoch hatte es ihn auch übermäßig angestrengt. Man konnte ihm das nicht ansehen, aber er hatte während des Kampfes sein zweites Herz dazuschalten müssen – ein deutliches Zeichen seines zunehmenden Alters.

Haluter bleiben, da sie keine Krankheiten kennen und ihre Körperfunktionen hundertprozentig unter Kontrolle haben, bis ins hohe Alter fit und aktiv. Erst kurz vor ihrem Tod setzt ein rapider Verfall ein. Barams Schwäche war ein Vorbote davon. Es würde nicht mehr lange dauern.

„Dad?“ Byltor Marak war von seinem Platz aufgestanden und zu seinem Elter gegangen.

Dieser schrak leicht aus seinen Gedanken hoch und betrachtete seinen Sprössling, wie er etwas unruhig vor ihm stand. Er war mit einer leichten Kombination bekleidet, die Lauf- wie Handlungsarme unbedeckt ließ. Hier konnte man erkennen, dass einige Stellen auf der tiefschwarzen Haut metallen schimmerten. Diese Flecken waren kristallisiert.

Wenn ein Haluter in die „Kleine Drangwäsche“ kommt, entwickelt sein Körper erstmals die Fähigkeit, sich strukturzuwandeln, sprich einzelne Zellen in stahlhartes kristallines Material zu verwandeln. Es dauert stets einige Wochen bis Monate, bis der jugendliche Haluter lernt, diese neuerworbene Fähigkeit willentlich zu steuern. Daher kommt es in dieser Phase oftmals zu unbewussten Umwandlungen in kleinerem Ausmaß, was einige kristallisierte Stellen auf der Haut zur Folge hat.

„Ja, mein … ich meine Marakos“, erwiderte der Alte.

Er musste sich erst daran gewöhnen, seinen Kleinen mit Namen anzureden. Dieser hatte anfangs darauf bestanden, ihn mit dem ersten Namen anzusprechen, weil dies bei den Terranern so üblich war. Darauf war Lyktor Baram aber nicht eingegangen, schließlich waren sie immer noch Haluter. Überzeugt hat den Kleinen

aber erst die Tatsache, dass es auch auf Terra Regionen gab, in denen die Menschen ihren Rufnamen an zweiter Stelle stehen hatten.

„Ich würde gerne mehr über unser Volk erfahren. Vor allem über die Drangwäsche. Du hast mal gesagt, dass du gerade in der Drangwäsche warst, als du in diesem Galaxienhaufen warst. Ich möchte wissen, wie das so ist. Hast Du viele Raumschlachten geschlagen? Du hast bisher noch nie von den drei Jahren erzählt, in denen du dort warst. Was hast du alles erfahren, mit welchen Kreaturen hast du gekämpft? Ich will alles darüber wissen."

Lyktor Baram versank wieder eine Zeitlang in Schweigen, während der sein Kind ungeduldig auf dem Sessel hin und her rutschte, in den es sich gerade gesetzt hatte. Die diesbezüglichen Daten gehörten zu jenen, die er vorerst dem Zugriff seines Nachwuchses entzogen hatte. Das hing größtenteils mit der auf Halut üblichen Diskretion zusammen, mit der der ganze Komplex der Drangwäsche behandelt wurde. Der Zeitpunkt schien jedoch gekommen, an dem er den jungen Haluter genau mit diesem delikaten Teil halutischen Daseins bekanntmachen musste.

„Nun ja, Marakos. Die Haluter sind, wie ich dir schon des Öfteren erzählte, ein friedliches und zurückgezogen lebendes Volk, dessen höchstes Ziel das Sammeln von Wissen und Weisheit ist. Das war jedoch nicht immer so. Vor unglaublich langer Zeit waren wir ähnlich wie die Terraner, jedoch um einiges wilder. Wir zählten Milliarden und drängten in die Galaxis, um sie zu erobern und zu beherrschen. Dank unserer technischen und auch körperlichen wie geistigen Überlegenheit, hatten wir schnell die anderen Völker besiegt und unterworfen. Diese Wildheit fiel von uns ab und wir wurden so, wie wir heute sind: friedliebend und bescheiden. Nur von Zeit zu Zeit überkommt einen jeden Haluter wieder die alte Wildheit, und er muss losziehen und Abenteuer erleben. Dieses Thema ist auf Halut tabu, da man in der Drangwäsche Dinge tut, die man im Normalzustand verabscheuen würde. Der Aufbruch in die Drangwäsche ist zwar stets mit einem Ritual verbunden, das jedoch schnell und in aller Heimlichkeit abgewickelt wird. Kein Haluter berichtet von den Dingen, die er erlebt hat. In Ausnahmefällen werden die gemachten wissenschaftlichen Erkenntnisse veröffentlicht, mehr jedoch nicht. Ich kann dir also nicht erzählen, wie eine solche Drangwäsche in der Regel abläuft. Das einzige mit dem ich dienen kann, sind die Erlebnisse meines letzten Aufbruchs, die dich wohl auch am meisten interessieren."

Zweiter Bericht Lyktor Baram

Ich platzte geradezu vor Tatendrang und Aggressivität, als ich im Zentrum der zwar kartografierten aber sonst völlig unbekannten Galaxis in den Normalraum zurückfiel. Sie war Teil eines Galaxienclusters, der von den Terranern meines Wis-

sens „Virgo Haufen“ genannt wurde. Bei uns Halutern trug er lediglich eine Ziffernreihe.

Bei aller Wut und Energie, die in mir tobte, war ich dennoch beherrscht genug, mich erst einmal gründlich umzuschauen und die Passivorter mit höchster Empfindlichkeit laufen zu lassen. Ich war sehr überrascht, als ich im mittleren Frequenzbereich des Hyperspektrums außer natürlichen Signalen, wie sie von Sonnen ausgesandt wurden, nichts oder nur sehr wenig empfing. Das bedeutete, dass es keinerlei künstliche Hypersender in dieser Galaxis gab. Die Schlussfolgerung daraus war geradezu eine Unmöglichkeit, wenn man die Völkervielfalt der Milchstraße zum Maßstab nahm: In dieser Galaxis gab es keine oder nur sehr wenige raumfahrende Kulturen!

Doch so schnell wollte ich nicht enttäuscht aufgeben. Wenn es auch nur ein Volk in dieser Sterneninsel gab, das die interstellare Raumfahrt beherrschte, dann würde ich es finden. Dazu aktivierte ich die psionischen Orter und erlebte meine zweite Überraschung. Der auf höchste Empfindlichkeit eingestellte Orter für hochfrequente Hyperstrahlung – nichts anderes ist psionische Energie –, mit dem ich eigentlich Hinweise auf Intelligenzen finden wollte – schließlich sind Gehirne mehr oder weniger starke psionische Strahler –, brannte beinahe durch.

Ich entdeckte, dass in der gesamten Galaxis eine Fülle und ein Wust psionischer Impulse herrschte, die um mehrere Zehnerpotenzen über dem Wert der Milchstraße lagen. Sofort war meine Neugierde geweckt, und das Jagdfieber hatte mich gepackt. Ich musste herausfinden, was in dieser Galaxis vorging. Die in mir aufgestaute Energie hatte ein Ziel gefunden.

Bei genauerer Analyse, der auf mein Schiff prasselnden psionischen Strahlung, ergab sich, dass in einer Richtung eine ganz besonders intensive Quelle lag, die zudem auf recht engen Raum begrenzt war. Eine schlichte Dreieckspeilung, bei der ich meine Position um einige Lichtjahrhunderte veränderte, ergab als Quelle ein Sonnensystem, etwa 20.000 Lichtjahre vom Zentrum der Galaxis und somit auch meiner Position entfernt. Ich machte mich sofort auf den Weg.

Während der nur wenige Stunden dauernden Linearetappe machte ich mir einige Gedanken und versuchte, mir eine Theorie über dieses Phänomen zurechtzulegen. Mehr als ein paar Spekulationen brachte ich jedoch nicht zustande. Die Intensität der Strahlung war so hoch, dass es mehrerer Billionen psionisch hochbegabter, auf engstem Raum befindlicher intelligenter Individuen bedurft hätte, um sie zu erzeugen. Die Spekulation, der ich mit meinem Planhirn die höchste Wahrscheinlichkeit errechnete, war, dass es sich um ein vergeistigtes Volk in der Art des Fiktivwesens „ES“ handele, von dem die Terraner berichtet hatten. Doch auch diese Erklärung war nur dürftig, da solcherart Phänomene in der Milchstraße noch nie

beobachtet wurden. Ich musste also einfach abwarten, was mich bei dem Zielstern erwartete.

Als ich endlich am inneren Rand der Oortschen Wolke des Sonnensystems den Linearraum verließ, konnte ich auf den Holoschirmen der Hyperortung die merkwürdigste Raumschlacht beobachten, die ich je gesehen hatte.

Es war nicht die Art, in der gekämpft wurde – in ihrer stumpfsinnigen Gewalt, Grausamkeit und Gnadenlosigkeit war es eine unangenehm durchschnittliche Schlacht –, sondern es waren die Mittel, mit denen dies geschah, was mich staunen ließ. Die gesamte Technik, Waffen, Schutzschilde, Überlichttriebwerke und -kommunikation zumindest einer Partei basierte auf hochfrequenter Hyperenergie, war also psionischer Natur.

Bei halutischen Wissenschaftlern galten Phänomene des Hyperraums ab einer bestimmten Frequenz als nicht mehr berechenbar. Das hatte zur Folge, dass dieser Frequenzbereich nur in sehr eingeschränktem Maße technisch genutzt werden konnte, so bei der Beeinflussung organischer Gehirne in Form von Hypnostrahlern und ähnlichem.

Berichte einzelner terranischer Wissenschaftler, dass die Technik des bereits erwähnten Überwesens „ES“ auf psionischer Energie basiere, waren sehr vage und hatten sich nie bestätigen lassen. Es gab Theorien halutischer Wissenschaftler, dass die Struktur des Hyperraums so beschaffen sei, dass hochfrequente Energien bestimmten Bahnen wie in einem Netz folgten. Um die höchstwahrscheinlich effektiveren Energien nutzen zu können, müsse man daher nur die Bahnen dieses Netzes sozusagen „kartografieren“. Dann könne man die scheinbar chaotischen psionischen Energien wieder berechnen. Die diesbezüglichen Forschungen waren jedoch rein theoretisch und sehr umstritten.

Die Überlegenheit gegenüber der Nutzung normalfrequenter Hyperstrahlung konnte ich auf den Holoschirmen einwandfrei beobachten. Mit dem technische Stand, der hier offenbar wurde, hätte sich in der Milchstraße niemand messen können.

Doch das Schlachtgeschehen lenkte mich schnell von solchen Überlegungen ab. Der Kampf um den vierten Planeten des Sonnensystems zeichnete sich durch extreme Einseitigkeit und ausgesuchte Gnadenlosigkeit des überlegenen Aggressors aus. Dies zu beobachten brachte mein Blut in Wallung. Im Zustand der Drangwäsche konnte ich dieses ungerechte Abschlachten schon gar nicht ertragen. Ich musste eingreifen!

Die Flotte des Angreifers war gigantisch. Eine weit außerhalb des Sonnensystems gelegene Station von der Größe eines kleinen Mondes stellte wohl eine Art Basis dar. Flaggschiff war augenscheinlich eine flache sternförmige Konstruktion, die hinter den Frontlinien stehend kaum in das Kampfgeschehen eingriff. Die eigentliche

Schlacht schlugen wenige aus mehreren aneinandergekoppelten Kugeln bestehende und wesentlich mehr halbkugelförmige Schiffe.

Die Reihen der Verteidiger waren im Grunde durchbrochen, nur wenige der schlanken Zylinderschiffe lieferten dem Gegner noch ein tapferes Rückzugsgefecht. Dieser schickte sich bereits an, den Planeten an einigen Stellen zu bombardieren und an anderen Landungstruppen niedergehen zu lassen, um diese in einem völlig unsinnigen Bodenkampf gegen die bereits geschlagene Bevölkerung antreten zu lassen. Ich war vor Zorn und Angriffslust kaum in der Lage, einen vernünftigen Plan zu fassen. Zunächst wollte ich die Truppen von dem Planeten verjagen, bevor ich gegen die Raumflotte vorgehen würde. Wie das geschehen sollte und ob es überhaupt eine Möglichkeit dafür gab, war mir noch nicht klar. Aber weder die überlegene Technik des Gegners noch seine Überzahl konnten mich von diesem Vorhaben abbringen. Ich war ausgezogen, um in fernen Galaxien Aufregung und Abenteuer zu finden. Und was war aufregender und abenteuerlicher als das Schlagen einer fast aussichtslosen Schlacht?

Im allgemeinen energetischen Chaos des Kampfes wurden meine Vorbereitungen und die Fahrtaufnahme am Rande des Systems nicht wahrgenommen. Mit feuerbereiten Waffen und im Leerlauf auf Hochtouren arbeitendem Paratronkonverter, überwand ich die Entfernung zum Heimatplaneten der Verteidiger in einer kurzen Linearetappe. Durch das Überraschungsmoment – keiner der Angreifer konnte mit mir rechnen – glaubte ich eine akzeptable Chance zu haben, die Reihen des Gegners im Orbit zumindest durcheinander bringen zu können, um dann unbehelligt auf dem Planeten zu landen.

Als ich über dem Planeten aus dem Linearraum fiel und nahezu gleichzeitig den Paratronschirm aktivierte, entließ ich zunächst eine kleine Armada schnell programmierter, selbstlenkender überlichttauglicher Raumtorpedos, unter die ich auch einige Sonden mischte, die mir alle erreichbaren Informationen über meinen soeben auserkorenen Gegner liefern sollten. Diese aus den Strukturlücken des Schirmes hervorbrechende Flottille sollte die Aggressoren eine Weile beschäftigen und von mir ablenken. Noch während des Abschusses der positronikgesteuerten Raketen, verarbeitete ich die ersten Ortungsergebnisse.

Demnach hatten die im Orbit stationierten Feindschiffe, die den Planeten bombardierten beziehungsweise Landungstruppen ausschleusten, offenbar aus dem Gefühl der Überlegenheit heraus, keinerlei Schutzschilde aktiviert. Ohne zu zögern nutzte ich diese Schwäche aus, um den akutesten Druck von den Verteidigern zu nehmen. Ehe die mutmaßlichen Kommandanten der Halbkugelschiffe mein Erscheinen überhaupt deuten konnten, vergingen sie und ihre Schiffe schon in den alles zertrümmernden Hyperfeldern meiner Intervallkanonen.

In dem nun entstehenden heillosen Chaos kam der eigentliche Kampf kurzzeitig nahezu zum Erliegen. Weder die Angreifer noch die Verteidiger wussten mit der veränderten Situation etwas anzufangen. Ich aber landete auf dem Planeten in der Nähe der gegnerischen Landungstruppen.

Durch die weiterhin funkenden Sonden bekam ich noch mit, wie die bis zu 1000 Meter langen und vielleicht ein Sechstel so breiten Schiffe der Verteidiger sich neu zu formieren begannen, wohingegen die Reihen der Angreifer durch die sie narrenden Raumtorpedos – darauf hatte ich diese hauptsächlich programmiert – völlig durcheinandergeraten waren und sich nur langsam wieder zu schließen begannen.

Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste war, dass eine gerade 20 Meter durchmessende Kugel, abgekoppelt von einem der aus bis zu zehn dieser Kugeln bestehenden Schiffe, mir unmittelbar auf den Fersen war und nicht weit von mir landete.

Ich landete mein Schiff in einem Binnenmeer, das nur wenige Kilometer von den ersten Stellungen der gegnerischen Landungstruppen entfernt lag. So meinte ich es ausreichend getarnt zu haben.

Die Bodentruppen der Angreifer hatten augenscheinlich vor, eine Siedlung der Planetenbewohner zu erobern, die möglicherweise von großer Bedeutung für diese war. Sie trafen auch auf energischen Widerstand, der sie zu einer Art Grabengefecht zwang. Die Überlegenheit ihrer Waffen war jedoch leicht zu erkennen. Es hätte nur einige Stunden gedauert, bis diese Schlacht geschlagen worden wäre. Man hatte jedoch nicht mit mir gerechnet.

Mir bot sich nun die Gelegenheit, die in mir aufgestaute Aggression bis zum Exzess auszuleben. Kaum hatte ich das Binnenmeer in voller Kampfmontur verlassen, warf ich mich schon auf meine Laufarme und stürmte auf die Armee des Aggressors zu. Wie ein Meteor schlug ich in ihre Reihen ein. Die Soldaten, zusammengesetzt aus den verschiedensten Völkern, größtenteils jedoch aus Echsenwesen, wie ich nebenbei bemerkte, flogen geradezu auseinander. Einen Freudenschrei ausstoßend stürzte ich mich in die lang ersehnte wilde Rauferei. Noch größer war meine Freude, als ich merkte, dass die allesamt mit einem grauen enganliegenden Kampfanzug bekleideten Krieger durchaus in der Lage waren, mir Widerstand zu leisten.

Paralysator- und sogar Thermoschüsse aus meinem Kombistrahler steckten ihre Anzüge meist mühelos weg, und sie beherrschten eine Kampfkunst, die sie enorme Ausdauer, Kraft und Widerstandsfähigkeit entwickeln ließ. Ich musste mir also richtig Mühe geben, um mich behaupten zu können.

Es war ein Riesenspaß!

Mein Eingreifen beendete natürlich den Angriff auf die Siedlung, was die Verteidiger sofort zu einem Gegenschlag nutzten. Eine ansehnliche Truppe stürmte auf die Stellungen der Belagerer zu und griff diese direkt an.

Mit einem Seitenblick konnte ich erstmals die Gestalt derer, denen ich zu Hilfe geeilt war, erkennen. Sie waren etwa zwei terranische Meter groß und ebenfalls sechsgliedrig. Die Extremitäten waren jedoch anders als bei Halutern angeordnet. Die aufrecht gehenden Wesen standen und liefen auf vier kurzen aber kräftigen Beinen, die allesamt aus dem Unterleib wuchsen. Eine mächtige Brust und breite Schultern, aus denen die beiden langen Arme ragten, dominierten den Oberkörper. Auf den Schultern saß ein großer Schädel mit einer langen Schnauze, der von zwei klugen Augen beherrscht wurde. Die Farbe des Gesichts variierte zwischen verschiedenen Brauntönen und schwarz. Haare oder ähnliches waren nicht zu erkennen.

Die Krieger dieses Planeten waren jedoch in Kampfanzüge und Rüstungen teils mit Helmen und Visieren gehüllt, die einen Großteil des Körpers verhüllten. An den mitgeführten Waffen und Kampfrobotern konnte ich erkennen, dass man auf dieser Welt einen technischen Stand erreicht hatte, der in etwa dem der Terraner oder Arkoniden vor vielleicht ein- bis zweihundert Jahren entsprach.

Weshalb man trotzdem auf den Einsatz von Lebewesen wertlegte, anstatt nur Kampfroboter zu schicken oder Bomben zu werfen, war mir nicht klar. Es musste jedoch mit der Mentalität dieser Wesen zu tun haben. Aus ähnlichen Gründen mussten auch die weit überlegenen Angreifer mit Landungstruppen gearbeitet haben. Aber schließlich sucht auch ein Haluter den persönlichen Einsatz, wenn er sich in Drangwäsche befindet.

Der nun entbrennende Kampf zog die Gegner von mir ab, so dass ich ein wenig Luft bekam. Die Bewohner dieses Planeten waren tatsächlich in der Lage, den Angreifern zuzusetzen. Ihre Unterlegenheit in Technik und Kampfkunst machten sie durch Durchsetzungswillen, Einfallsreichtum und Tapferkeit mehr als wett.

So sehr mich der Aufenthalt hier amüsierte, ich bereitete mich langsam auf meinen Rückzug vor. Die Gefahr durch die Bodentruppen schien gebannt, die durch die Raumflotte, die das System besetzt hielt, war immer noch akut. Ihrer musste ich mich jetzt annehmen – zumindest wollte ich es versuchen. Ich entledigte mich meiner letzten Gegner und sprintete mit Höchstgeschwindigkeit zurück zum Versteck meines Schiffes.

Ein knapp vor meinem Kopf vorbeizielender Energieschuss, unterbrach dieses Vorhaben. Ich stieß alle Sechse in die Erde und verhärtete gleichzeitig meinen Körper wie Kampfanzug. Den Boden unter mir aufreißend, kam ich in einer Staubwolke zum Stehen. Der Schuss war sehr gezielt danebengegangen. Es war eine Warnung und unmissverständliche Aufforderung anzuhalten.

„Im Namen Yaruns und ESTARTUs, bleib stehen! Du hast es gewagt, den Tross des Ewigen Kriegers zu stören, als er das Volk der Tragos in der Letzten Schlacht getestet hat. Die Störung dieses heiligen Rituals hat mindestens den Tod verdient. Doch mit Glück wird der Herrscher Trovenoors Milde walten lassen und dich lediglich zum Toshin erklären. Übergib dich seiner Gewalt und folge mir!“

Der Staub hatte sich langsam gelegt. Aus den Funkgesprächen, die ich über die Empfänger meines Schiffes und der Sonden gesammelt hatte, hatte die Positronik bereits die hier übliche Sprache rekonstruiert, so dass sie mir die Worte meines Gegenübers mühelos übersetzen konnte.

Auf den ersten Blick sah er aus, wie ein humanoider Roboter. Der auf zwei Beinen stehende metallene Körper war auf der Rückseite mit langen Stacheln versehen, von denen einige gefährlich glühend auf mich wiesen. Hinter dem Visier des Helmes tanzten zwei leuchtende Punkte, die irgendwie gar nicht mechanisch wirkten. Die Systeme meines Kampfanzuges konnten das Innere des Panzers zwar nicht erfassen, trotzdem war ich sicher, es mit einem biologischen Lebewesen zu tun zu haben.

„Ihr Ewiger Krieger sollte sich mit Gegnern anlegen, die ihm ebenbürtig sind, oder wagt er sich nur an Schwächere, wie die bedauernswerten Tragos?“, erwiderte ich. „Wenn er mich haben will, dann muss er mich schon besiegen. Doch da wird er es nicht so leicht haben. Wahrscheinlich weiß er das und hat deswegen auch nur seinen Lakaien geschickt.“

Das war meinem Gegenüber wohl zu viel, aber ich hatte es auch darauf angelegt. Seine gesamte Rüstung begann zu glühen und schien sogar ein wenig zu wachsen, als der Stachelbewehrte mich angriff.

Hatte ich es schon bei den einfachen Soldaten schwer, mich zu behaupten, begann ich nun fast um mein Leben zu fürchten. Die Rüstung meines Gegners war technisch derart ausgereift – selbstverständlich auch auf psionischer Basis arbeitend –, dass ich selbst in meinem hochwertigen Kampfanzug Schwierigkeiten hatte, seinem Ansturm zu widerstehen.

Der Kampf war gewaltig!

Gerade rechtzeitig hatte die Positronik meines Kampfanzuges den Individualparatronschirm aktiviert. Der Aufprall der psionisch aufgeladenen Rüstung auf den Schirm setzte Energien frei, die im Umkreis von einigen hundert Metern keinen Stein mehr auf dem anderen beließen. Sogleich begann mein Widersacher mit dem Versuch, mittels seiner Stacheln Strukturlücken in meinem Schutzschirm zu erzeugen. Mir blieb keine Wahl, als meinen Kombistrahler einzusetzen. Durch eine von mir geschaffene Strukturlücke gab ich einen Schuss auf meinen Gegner ab. Da ich eventuelle Rückschlagenergien einkalkulierte, verhärtete ich meinen Körper kurz darauf fast vollständig. Nur ein relativ kleiner Zellklumpen in meinem Gehirn behielt

die Zellstruktur bei, um nach einiger Zeit den Rückwandlungsimpuls zu geben. Diese Vorsichtsmaßnahme hatte mir das Leben gerettet.

Fast gleichzeitig war es dem Humanoiden gelungen, einen Schuss durch den Paratronschirm auf mich abzugeben. Er traf mich an der Seite und riss so ein gutes Stück meiner Körpersubstanz heraus. Der aktive Rest meines Gehirns nahm diese Verwundung war und verlor daraufhin vor namenlosem Schmerz das Bewusstsein.

Als ich wieder erwachte, gelang es mir, eine selektive Umwandlung meines Körpers vorzunehmen. Dieser Vorgang war sehr kräftezehrend und zeitraubend, zumal die Bewusstlosigkeit enorme Nachwirkungen auf meine Konzentrationsfähigkeit nach sich zog. Ich ließ Bauch und Unterleib mit der Verletzung kristallisiert und begutachtete die Wunde. In der linken Seite zwischen Laufarm und Hüfte klaffte eine Lücke, die aufgrund der Strukturverhärtung wie eine metallische Bruchstelle wirkte. So wild wie sie aussah war die Verletzung jedoch nicht. Wenn der Treffer mich allerdings in nicht kristallisiertem Zustand erwischt hätte, wäre ich nun tot gewesen. So aber stopfte ich Unmengen umliegenden Gerölls in mich hinein und wandelte es in meinem Magen in Körpersubstanz um, mit der die immer noch kristallisierte Wunde langsam geheilt werden würde.

Erst nach dieser langwierigen Prozedur begann ich wieder Interesse für meine Umwelt zu entwickeln. Mein Gegner war verschwunden. Ob ihn mein Schuss völlig aufgelöst hatte oder ob er, ebenfalls schwer verwundet, geflohen war, konnte ich nicht erkennen. Das einzige, was Aufschluss geben konnte war ein Klumpen angesengten organischen Materials, das womöglich aus dem Innern der Rüstung, also von dem Humanoiden selbst stammen mochte. Kurzerhand steckte ich die Probe in eine dafür vorgesehene Tasche meines Anzuges, um sie bei Gelegenheit zu untersuchen.

Am Rande des Kraters, der durch den Kampf entstanden war und in dessen Mitte ich mich befand, standen mehrere Einwohner dieser Welt und beobachteten mich schweigend. Wahrscheinlich standen sie schon eine ganze Weile dort, ich nahm sie jedenfalls erst jetzt wahr. Ich schloss aus ihrer Anwesenheit und der herrschenden Stille, dass sie die Angreifer in der Zwischenzeit hatten vernichten oder zumindest zurückwerfen können. Wie die Lage im und außerhalb des Orbits aussah, konnte ich natürlich nicht ahnen, aber ich hoffte, dass die Vernichtung dieses Planeten und seiner Bewohner wenigstens hatte aufgeschoben werden können.

Langsam und mit abgespreizten Armen, um niemandem Angst einzuflößen, kam ich auf meine Beobachter zu. Ich steuerte auf einen Trago zu, der in einen recht bunten Kampfanzug gekleidet war, weswegen ich in ihm eine Art Anführer vermutete. Da niemand gegen meine augenscheinliche Bevorzugung des Buntgewandeten protestierte, ging ich von der Echtheit meiner Vermutung aus.

Von den Tragos hoffte ich einiges über die Hintergründe des Überfalls auf ihr System zu erfahren, zumal diese sich durch die Äußerungen meines letzten Gegners sehr verwirrend darstellten. Nach ersten Versuchen einen Kontakt herzustellen, stellte sich sehr schnell heraus, dass die Tragos ebenfalls die Sprache ihrer Invasoren, das sogenannte „Sothalk“, beherrschten.

Der Buntgekleidete trug den Titel eines „Ostriks“, was eine Art Kriegerfürst meinte. Er gab sich sehr wortkarg, was natürlich an der Art der Tragos liegen mochte. Vielleicht war man aber auch unschlüssig, wie man mich einschätzen sollte. Im Großen und Ganzen schien man mir aber dankbar zu sein, dem schon verloren geglaubten Kampf noch einmal eine Wendung gegeben zu haben.

Ich drängte meinen Gesprächspartner, nachdem der Kontakt leidlich hergestellt war, mir einige Informationen über die Aggressoren und die Motive ihres Überfalls zu geben und mich dann ziehen zu lassen. Zum einen damit ich gegen die sicher bald wieder angreifende Flotte vorgehen konnte, und zum anderen, damit der Zorn, den man auf der anderen Seite unzweifelhaft auf mich entwickelt hatte, nicht gegen den Planeten gerichtet würde. Das hätte den zu erwartenden nächsten Angriff nur energischer gemacht. Einerseits war ich wirklich davon überzeugt, dass es sich so verhielt, während ich andererseits wieder darauf brannte, so schnell wie möglich in die Schlacht zu ziehen. Man schien meine Argumentation einzusehen und war wohl auch ganz glücklich über die Aussicht, mich bald wieder loszuwerden.

Dies ist die Geschichte, die mir nun in aller Eile von dem Ostrik berichtet wurde:

Vor sage und schreibe 5000 Terrajahren begannen die Tragos den ersten Sprung in den Kosmos. Zu dieser Zeit besaß ihr Heimatplanet noch einen Trabanten, zu dem nun eine primitive Rakete aufbrach, um erstmals einen Trago auf einen anderen Himmelskörper zu transportieren. Das Raumgefährt kam jedoch nie dort an. Es befand sich bereits im Landeanflug, als der Mond plötzlich ohne die geringste Vorwarnung explodierte. Die Rakete hatte natürlich keine Chance.

Kurz bevor sie jedoch verglühte, wurde eines der Besatzungsmitglieder auf ihm unerklärliche Weise gerettet. Der Trago fand sich in einem fremden Raumschiff wieder.

Ihm gegenüber stand ein Wesen, das sich „Yarun, der Ewige Krieger von Trovenoor“ nannte. Dieser erklärte dem erstaunten Raumfahrer, dass mit Trovenoor diese Galaxis gemeint sei und dass er, Yarun, der absolute Herrscher dieser Sterneninsel sei. Hinter ihm stehe eine viel größere Macht namens ESTARTU, die über insgesamt zwölf Galaxien herrsche. Ferner habe er diesen Mond zerstört, um ihm und allen Tragos auf dem Planeten seine Macht zu demonstrieren.

Weiter berichtete der Ewige Krieger ihm von der Philosophie des Permanenten Konfliktes und der Lehre ESTARTUs. Der Trago verstand dieses im Grunde schlichte Weltbild, obwohl es ihm, wie allen Angehörigen seines Volkes, eigentlich fremd war.

Sicher, auch die Tragos hatten in der Vergangenheit untereinander Kriege geführt, aber diese Zeit war lange vorbei, und man begriff sich als ein friedliches Volk von Dichtern, Denkern und Wissenschaftlern.

Yarun beendete seine Ausführungen mit der Prophezeiung, dass er in umgerechnet 5000 Jahren, nachdem er den Planeten und seinen Orbit in ein undurchdringliches Schirmfeld gehüllt habe, mit einer riesigen Streitmacht wiederkehren werde, um die Tragos und ihre Fähigkeit, sich im Permanenten Konflikt zu behaupten, zu testen. Die Tragos täten daher gut daran, diese Frist zu nutzen, um sich in der Kriegskunst zu üben und effektive Waffen zu entwickeln.

Daraufhin transportierte er den verdutzten Trago auf seinen Planeten zurück, der mittlerweile von den gewaltigen Einschlägen der Trümmer seines einzigen Mondes gebeutelt wurde. Die Zivilisation der Tragos wurde dadurch beinahe vernichtet.

Als Trunik, so hieß der Überlebende des ersten Mondfluges, das Ausmaß der Zerstörung sah, das der Ewige Krieger anzurichten vermocht hatte, entschied er sich, Yaruns Worte zu verbreiten und dafür zu sorgen, dass die Tragos in ihrem Sinne aufrüsteten, damit ihre fernen Nachkommen in 5000 Jahren nicht endgültig vernichtet würden. So verkündete er die Prophezeiung des Ewigen Kriegers und fand in der leidenden und stark dezimierten Bevölkerung des Planeten schnell eine wachsende Anhängerschaft. Sie fanden Halt in seinen Worten, weil sie von Wiederaufbau und dereinstiger Rache an dem Verursacher dieser Katastrophe kündeten.

Es gab jedoch auch solche, die nichts von dieser Prophezeiung hören wollten, und so kehrte der Krieg auf den Planeten der Tragos zurück. Schließlich etablierten sich die Anhänger Truniks und als er starb wurde ein Nachfolger ernannt. „Trunik“ war bis heute der Titel des Herrschers dieses Planeten, und die von Yarun verlangte Aufrüstung nahm ihren Lauf.

Diese Geschichte warf fast noch mehr Fragen auf, als sie beantwortete, was mich jedoch nicht sonderlich störte. Im Gegenteil, ich freute mich darüber, auf ein kosmisches Rätsel gestoßen zu sein, das zu lösen all meine Energie erfordern würde.

Schnell aber höflich verabschiedete ich mich von dem Ostrik, obwohl ich gerne Näheres über das Volk der Tragos erfahren hätte. Ich musste mich jedoch um die Raumflotte des Ewigen Kriegers kümmern. Irgendwie wollte ich versuchen, sie von diesem Planeten wegzulocken.

Kurze Zeit später schoss ich mit meinem Schiff auf einer Säule aus Wasserdampf aus dem Binnenmeer in den Himmel. In einem energiezehrenden Gewaltmanöver trat ich kurz über der Lufthülle des Planeten in den Linearraum ein und entging so nur knapp dem Raumschiffsverband, der dort schon auf mich gewartet hatte. Außerhalb des Systems, nicht weit entfernt von der riesigen Raumstation der Flotte des Ewigen Kriegers, fiel ich wieder in den Normalraum zurück. Meine Torpedos und Sonden waren bereits allesamt vernichtet worden. Mein erneutes Auftauchen hinderte jedoch zumindest Teile der Armada weiterhin daran, gegen die Schiffe der Tragos vorzugehen.

Man hatte den Endpunkt meines Linearmanövers bereits angemessen. Einige Schiffe waren schon auf dem Weg zu dieser Position. Schnelle Messungen klärten mich darüber auf, dass das Gebilde von der Größe eines kleinen Mondes, das ich bisher für die Basis der Angriffsflotte gehalten hatte, kaum über Defensiv- oder gar Offensivsysteme verfügte. Augenscheinlich hatte ich mich bei der Funktion dieser Station geirrt. Viel später erst erfuhr ich, dass es sich dabei um eine Art Erholungszentrum für die Krieger des Trosses handelte.

Ich war aber immer noch der Überzeugung, dass sie von großer Wichtigkeit für die Flotte war und entschloss mich daher, sie zu beschießen. Kein einziges Schiff war hier stationiert, da man wohl nicht damit rechnete, dass irgendjemand einem Kriegertross in den Rücken fällt.

Noch bevor die ersten gegnerischen Schiffe bei mir materialisierten, hatte ich große Zerstörungen an der Station angerichtet. Ich strahlte noch einen Funkspruch ab, in dem ich den Ewigen Krieger verhöhnte und brachte dann einige hundert Lichtjahre zwischen mich und das System der Tragos.

Mittels der Fernortung konnte ich leicht erkennen, dass meine Rechnung aufging. Yarun und seine Krieger ließen von den Verteidigern ab und nahmen die Verfolgung auf. Wütende Hyperfunksprüche wurden mir hinterhergeschickt und ich freute mich auf die kommenden Jahre voller Kampf und Abenteuer.

Mit solchen und ähnlichen Erlebnissen verbrachte ich die nächsten drei Jahre. Ich besuchte auch einige der anderen Galaxien ESTARTUs. So lernte ich vieles über die Geschichte dieser zwölf Sterneninseln und ihrer Völker, wie die Elfahder – ein solcher war mein stacheliger Gegner auf dem Planeten der Tragos gewesen –, die Pterus, aus denen sich die Ewigen Krieger rekrutierten, die Somer und wie sie alle hießen.

Der Lösung des eigentlichen Rätsels bin ich aber nicht näher gekommen. Weder hatte ich herausfinden können, wer oder was ESTARTU war, noch hatte ich etwas über die Entstehung des Kriegerkultes erfahren können. Letztendlich hatte ich nur Tod und Zerstörung über einige Jünger des Permanenten Konfliktes gebracht

und doch nichts an dem Los derer geändert, die in den zwölf Galaxien unterdrückt und geknechtet wurden.

Nach drei Jahren überkam mich diese Erkenntnis wie ein Schlag und ich fiel in tiefe Depressionen. Bis ich mich entschloss ein Kind zu zeugen.

Vier Jahre Flugzeit

„Baramos … Baramos?“

„Was …? Oh, Marakos! Ich muss geschlafen haben. Was gibt es denn, mein Kleines?“

Lyktor Baram saß in seinem Pilotensessel und war tatsächlich eingenickt. Normalerweise schliefen Haluter insgesamt nur wenige Minuten pro Tag, meist in vielen, über den Tag verteilten, nur sekundenlangen Schlafphasen. Es machte ihnen auch nichts aus, mehrere Tage oder gar Wochen völlig ohne Schlaf auszukommen, den sie dann zu gegebener Zeit mit einem einstündigen Tiefschlaf nachholten. Baram schlief jetzt insgesamt bis zu zwei Stunden an einem Tag. Auch das war ein Zeichen seines hohen Alters.

Sein Sprössling hatte bis jetzt an seinem Positronikterminal gesessen und verschiedene Lehr- und Schulungsprogramme laufen lassen. Die „Kleine Drangwäsche“, wie die Zeit der Geschlechtsreife bei Halutern genannt wurde, hatte er vor ein paar Monaten hinter sich gebracht. An Raufereien mit seinem Elter hatte er das Interesse verloren. Er diskutierte lieber mit ihm über wissenschaftliche oder philosophische Probleme und rannte auch nur noch selten über den virtuellen Planeten. Er war jetzt fast ein ausgewachsener Haluter und reichte Lyktor Baram bereits an den Ansatz des halbkugelförmigen Kopfes.

„Ich wollte ein wenig mit dir reden. Da sind noch so viele Fragen, die mich beschäftigen. Aber ich warte gerne, bis du ausgeschlafen bist, Baramos.“

„Aber nein.“

Der alte Haluter richtete sich in dem Sessel auf.

„Ich habe genug geschlafen. Ich unterhalte mich gern mit dir. Komm, setz dich zu mir und erzähle, womit du dich zur Zeit beschäftigst. Bist du immer noch bei den althalutischen Philosophen? Die haben es dir ja sehr angetan.“

Byltor Marak setzte sich schwungvoll in den gegenüberliegenden Sessel. Er freute sich immer auf die Diskussionen mit seinem Elter. Dieser zeigte stets großes Interesse an seinen Fragen und Problemen.

„Weißt du, Baramos, ich habe mir kürzlich etwas durch den Kopf gehen lassen. Und zwar sind wir ja mittels der Schiffspositronik in der Lage, eine vollkommen künstliche Welt zu schaffen. Eine Welt, wie den virtuellen Planeten, auf dem ich immer herumlaufe und spiele. Du hast mir erzählt, dass die Positronik für all meine Sinne die erforderlichen Eindrücke nachahmt, damit ich glaube, wirklich auf diesem Planeten zu sein.“

„Genau“, erwiderte Baram.

Er hatte bereits eine Ahnung, worauf sein Kleines hinaus wollte.

„Dennoch bleibt es eine künstliche Welt, die lediglich in der Positronik existiert.“

Marak richtete sich ein wenig auf und sagte: „Das weiß ich aber auch nur, weil du es mir gesagt hast. Was für einen Beweis habe ich denn dafür, dass nicht auch diese Welt, dieses Raumschiff, in Wirklichkeit nur in einem Computer existiert, und meinen Sinnen durch entsprechende Reize vorgegaukelt wird?“

Lyktor Baram fing an lauthals zu lachen.

„Marakos“, rief er, „ich bin stolz auf dich. Du hast einen Gedankengang beschritten, den in manchen Völkern, wenn überhaupt, nur deren größte Denker entdecken. Du hast vollkommen recht, einen solchen Beweis hast du nicht. Nun, was meinst du, hast du diesen Beweis nur noch nicht gefunden, oder welch anderer Schluss lässt sich aus dieser Erkenntnis ziehen?“

Der Kleine freute sich, seinen Elter zum Lachen gereizt zu haben, was bei Halutern durchaus kein Zeichen der Geringschätzung war.

Mit noch größerem Eifer fuhr er fort, zu erzählen: „Ich habe die Texte aller mir bekannten althalutischen Denker nach einer Antwort auf diese Frage durchsucht und nichts gefunden. Nun muss ich zugeben bei Weitem nicht alles verstanden zu haben, aber ich hatte ein wenig den Eindruck, dass sich niemand diesem Thema widmen würde. Ich selbst habe lange darüber nachgedacht, aber keinen Beweis für die Echtheit dieser Welt finden können. Daher komme ich jetzt auch zu dir.“

Erwartungsvoll blickte er aus seinen längst tiefroten Augen Lyktor Baram entgegen.

Dieser erwiderte jetzt etwas ruhiger: „Es widmen sich schon einige der Philosophen dieser Thematik. Sie haben diese jedoch schon viel weiter durchdacht und tun es sozusagen auf einer höheren Ebene. Deine Frage bildet im Grunde den Anfang des Problems. Den findest du nur bei noch älteren halutischen Denkern behandelt, die vor etwa 40.000 bis 50.000 Jahren gelebt haben. Doch ich werde dir deine Frage nicht weniger kompetent beantworten können: Es gibt keinen solchen Beweis. Im Grunde kannst du nicht wissen, welche Welt die wahre ist. Diese hier im Raumschiff oder die des virtuellen Planeten – vielleicht habe ich ja gelogen, oder weiß es einfach nicht besser – oder sogar eine andere, die du gar nicht kennst. Tatsächlich kannst du nicht einmal sagen, ob es überhaupt eine wahre Welt gibt. Diese Erkenntnis macht es nun natürlich schwer, Konsequenzen für sein eigenes Handeln zu ziehen. Wenn es keine reale Welt gibt, warum soll man dann überhaupt noch etwas tun, beziehungsweise kann man dann nicht tun und lassen, was man will? Die Antwort darauf ist folgende: Du selbst musst entscheiden, in welcher Welt du leben möchtest, und was für dich wahr ist. Doch deine Wahl will wohl bedacht sein. Denn

ob real oder nicht, jede Welt hat Regeln, nach denen man sich richten muss, um in ihr zu bestehen. Es ist deine Entscheidung, ob dieses Raumschiff real ist oder der virtuelle Planet oder keines von beiden."

Der Kleine – der so klein gar nicht mehr war, einem Terraner wäre er wie ein Riese vorgekommen – hatte sehr aufmerksam zugehört.

„Die Entscheidung, wenn ich sie wirklich habe, ist leicht", sagte er endlich. „Für mich ist die Welt real, in der du bei mir bist, Baramos. Aber über das alles werde ich später noch nachdenken müssen."

Der Elter war sehr gerührt.

„Tu das, mein Kleines. Es ist ein wichtiges Thema, und ich weiß, dass du deine ganz persönliche Antwort auf diese Fragen finden wirst", sagte er.

Eine Weile herrschte Schweigen in der kuppelförmigen Zentrale. Die mächtigen Haluter blickten versonnen auf den roten Punkt, der seit Jahren den Mittelpunkt des großen Panoramaholoschirmes einnahm und das dereinstige Ziel dieser Reise darstellte.

Byltor Marak war es, der diese Stille erneut unterbrach: „Baramos, ich hätte da noch eine andere Frage."

„Nur zu Marakos, frage mich."

„Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Vielleicht ist es auch eine dumme Frage, aber mir ist eben aufgefallen, dass du von den Denkern von vor 50.000 Jahren erzählt hast. Ich dachte immer, dass über diese Zeit keine detaillierten Daten vorliegen, wenigstens habe ich solche in der Positronik nicht gefunden. Du meintest ja, dass die Haluter damals sehr schlimm waren, hast aber immer nur allgemein über die Zeit gesprochen. Nun ja, ich wollte schon immer mal etwas über den Ursprung unseres Volkes wissen. Und nun dachte ich, dass es vielleicht auch Daten darüber geben könnte, die du mir einfach noch nicht gezeigt hast, weil sie auch so ein Tabu, wie die Drangwäsche sind."

Diesmal dauerte Barams Schweigen so lange, dass Marak bald glaubte, sein Elter wäre wieder eingeschlafen. Doch dem war nicht so. Vielmehr war dem uralten Haluter ein tiefer Schreck in die Glieder gefahren. Vor diesem Moment, vor dieser Frage seines Kindes, hatte er sich weit mehr gefürchtet, als vor der „Kleinen Drangwäsche", und zwar in so hohem Maße, dass er den Gedanken daran, dass er einmal unweigerlich auf ihn zukommen würde, völlig verdrängt hatte. Dass sie nun auf einmal so unerwartet kam, traf ihn beinahe wie ein Schlag.

Unerwartet schnell hatte er sich jedoch wieder gefasst. Doch wie sollte er sich nun verhalten? Seinen Kleinen anlügen konnte er nicht. Das wusste er in dem Moment, in dem er ihm in die vertrauensvollen Augen blickte. Nie wieder hatte er sich mit diesem Thema auseinandersetzen wollen, nun würde er es Byltor Marak

zuliebe doch tun müssen. Doch würde der Kleine an dieser Erkenntnis nicht zerbrechen, so wie es bei ihm der Fall gewesen war?

Das brachte ihn darauf, dass noch weitere unangenehme – persönliche – Fragen berührt werden würden. Es kostete ihn ein unglaubliches Maß an Überwindung. Wieviel einfacher war dagegen doch jede auch noch so aussichtslose Schlacht gewesen? Doch endlich rang er sich zu dem Entschluss durch, dass er seinem Kleinen alles erzählen würde.

„Marakos, ich werde dir deine Frage beantworten. Aber erlaube mir, dass ich etwas weiter aushole."

Lyktor Baram hatte erwartet, dass sein Stimme schwach und brüchig klingen würde. Sie erfüllte jedoch mit großer Ausgeglichenheit und Ruhe den hohen Raum.

„Ich habe dir bereits erzählt, was ich bei meiner Drangwäsche im Reich ESTARTUs alles erlebt habe, wie mein erstes Abenteuer dort aussah und wie mein letztes. Ich habe auch gesagt, dass ich bereits ein sehr alter Haluter bin. Jetzt werde ich jedoch berichten, warum ich überhaupt ein letztes Mal von der Wut der alten Bestien erfüllt wurde und in weite Fernen aufbrach. Dies ist in meinem Alter nämlich höchst ungewöhnlich. Eigentlich gedachte ich meinen Lebensabend ruhig und beschaulich auf Halut zu verbringen. Der Grund dafür, dass dies anders kam, hängt eng mit deiner Frage zusammen, mein Kleines."

Dritter Bericht Lyktor Baram

Ich hatte mich schon vor einigen Jahrzehnten zur Ruhe gesetzt und lebte seitdem relativ zurückgezogen in meinem Haus auf Halut. Ich verbrachte meine Tage damit, mein nach knapp dreitausend Lebensjahren zu recht ansehnlicher Größe angewachsenes Archiv zu sichten und zu sortieren. Hier fand ich von mir gemachte und dokumentierte Entdeckungen und Forschungsprojekte aber auch Reiseberichte und Souvenirs aller Art, und ich schwelgte in Erinnerungen.

Ich hatte keineswegs das Interesse an meiner Umwelt verloren. Ich wollte nur nicht mehr in sie eingreifen und aktiv an ihr teilhaben. Immerhin verfolgte ich stets aufmerksam die über die verschiedenen Medien verbreiteten Ereignisse auf Halut und in der Galaxis, die gerade zu dieser Zeit von großer Brisanz waren. So war es das erste Mal seit undenklichen Zeiten, dass wir Haluter an die galaktische Öffentlichkeit traten und offiziell Kontakt mit einem anderen Volk aufnahmen. Dieses Volk waren die Terraner, und es war der junge Icho Tolot, der im Zuge seiner Drangwäsche diesen ersten Kontakt herstellte, nachdem er, wie viele andere von uns, mit großer Anteilnahme den Werdegang dieses jungen Volkes verfolgt hatte.

Ich verfolgte diese Entwicklung mit gewisser Skepsis. Sicher, auch mich hatten die oftmals amüsanten Tricksereien eines gewissen Perry Rhodan, von denen auf Halut berichtet wurde, in die allgemeinen Begeisterungsstürme einstimmen lassen. Dennoch, dass diese Terraner nun auch von uns wussten, war mir nicht

geheuer. Dieser Schritt des jungen Tolot hat den jahrtausendealten Status unseres Volkes auf einen Schlag umgeworfen. Waren wir bisher in der Galaxis völlig unbekannt und tauchten höchstens in den Legenden einiger Völker auf, schaute nun die ganze Sterneninsel auf uns.

Groß war mein Unbehagen zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht, schließlich kannte noch niemand den Standort unseres Planeten. Doch auch das änderte sich schnell. Im Laufe der folgenden Jahre, in denen die Terraner mit Tolots Unterstützung nach Andromeda, wie sie die nächstgelegene Galaxis nennen, vordrangen, kamen durch diese Aktivitäten Dinge ans Licht, die besser in den Mahlströmen der Zeit verschollen geblieben wären.

Den Terranern wurde im Laufe ihres Feldzuges die Geschichte und der Ursprung ihres Volkes bekannt, was in der gesamten Milchstraße weitgehend in Vergessenheit geraten war. Zwangsläufig erfuhren sie damit auch die barbarische Geschichte unserer Vorfahren.

Dieses äußerst unangenehme Kapitel halutischer Geschichte hatte ich stets zu ignorieren versucht. Überhaupt war es unter Halutern nie Thema gewesen, fast ein größeres Tabu gar als die Drangwäsche. Der einzige, der auf Halut wirklich über diese und womöglich noch viel unangenehmere Dinge Bescheid wusste, war der Wächter der Unberührbarkeit. Dieses Amt, das einzige, das es auf unserem Planeten überhaupt gibt, hatte wie zu allen Zeiten der älteste lebende Haluter inne. Zu jener Zeit war das Waxo Khana. Er war nur einige Sonnenumläufe älter als ich, und mit Mühe verdrängte ich die Tatsache, dass ich womöglich meine letzten Jahre damit würde verbringen müssen, ihn in diesem Amt zu beerben und mich mit der ungeliebten Vergangenheit, wie sie im Tempel der Unberührbarkeit aufs Akribischste dokumentiert sein soll, zu befassen.

Doch es sollte noch viel schlimmer kommen. Schlimmer noch als die Verbreitung der halutischen Untaten vor 50.000 Jahren in der gesamten Galaxis durch die Terraner. Dinge, die wir bisher höchstens hinter vorgehaltener Hand unserem Nachwuchs vermittelt hatten.

Nein, das hatte den Jünglingen Tolot und Teik nicht genügt. Sie mussten ja unbedingt noch weiter in der Vergangenheit herumschnüffeln, als wenn das Ansehen der weisesten und friedliebendsten Wesen dieser Galaxis nicht schon genug angeschlagen worden wäre. Sie durchforsteten von blindem Forscherwahn getrieben älteste Archive und folgten schließlich einer jahrtausendealten Spur, die sie zum tatsächlichen Ursprung unseres Volkes führen sollte. Nun, diese Spur führte Icho Tolot und Fancan Teik zunächst in die Satellitengalaxien der Milchstraße, von den Terranern Magellansche Wolken genannt. Dort schlossen sie sich erneut den Erdenmenschen an.

Um es abzukürzen: sie entdeckten den Ursprung unseres Volkes und zwar in der 32 Millionen Lichtjahre von Halut entfernten Galaxis M 87.

Auf Terra schrieb man Oktober 2436, als Tolot und Teik mitsamt den Terranern aus M 87 zurückkehrten. Die Erkenntnisse, die sie mitbrachten und auf ganz Halut verbreiteten, waren erschütternd. Ja, die Vorfahren der Haluter stammten ursprünglich aus jener Galaxis M 87. Doch war es keine natürliche Evolution, die sie auf irgendeinem Planeten aus einer Tierart hatte entstehen lassen. Nein, die ersten bestienhaften Urahnen unseres Volkes waren künstlich gezüchtete Monstren.

Die Beherrscher dieser Galaxis, die Okefenokees, hatten vor vielleicht 70.000 Jahren ein Volk von perfekten Kriegern erschaffen wollen. Dazu nahmen sie das Genmaterial einer intelligenten Spezies namens Skoars, deren Angehörige – vieräugig und sechsgliedrig – nur entfernt wie heutige Haluter aussahen. Durch Züchtung und Genmanipulation gaben sie ihnen all jene Eigenschaften, die sie bei perfekten Kampfmaschinen für nötig erachteten, und die wir stets für besondere Geschenke der Natur gehalten hatten. Sie machten ihre Bestien extrem langlebig und robust, sorgten dafür, dass sie in kürzester Zeit voll ausgewachsen waren, gaben ihnen enorme Kraft, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit und versorgten sie schließlich mit Organen, die sie in fast allen denkbaren Umgebungen überleben ließen. Zu guter Letzt versahen die Okefenokees ihre Geschöpfe mit einem biologischen Computer als Zweithirn sowie einer gewaltigen Aggressivität. Diesen Geschöpfen sollte nichts und niemand widerstehen können.

Ich weiß nicht, wie es den anderen Halutern ergangen ist, aber für mich brach eine Welt zusammen. War es schon schlimm genug, mit einer gewalttätigen Vergangenheit leben zu müssen, hieß es nun auf einmal, dass das Volk der Haluter ausschließlich für Krieg und Zerstörung erschaffen worden war. Geschockt verfolgte ich den auf ganz Halut verbreiteten Bericht der beiden Jünglinge. Neben einem persönlichen Bericht Tolots, einer Menge Daten und Originalaufnahmen von der M-87-Expedition, beinhaltete er auch einen uralten Holofilm, in dem die damaligen Okefenokees ihr neu erschaffenes Kriegervolk präsentierten.

Es wurden unerträgliche Bilder gezeigt, von Bestienhorden, die wie Bomben in verhärtetem Zustand über einem Planeten abgeworfen wurden, um nach ihrem bereits verheerenden Einschlag aus den Kratern zu steigen und sofort stumpfsinnig und wahllos über die Planetenbevölkerung herzufallen. Dabei pries man ihre Fähigkeiten, wie ihren Aggressionstrieb, ihre Kraft, Stärke, Schnelligkeit, Ausdauer und Widerstandskraft, ja sogar ihr „intelligentes“ Vorgehen, später für die Eroberer wichtige Gebäude zu verschonen. Nicht nur ihre Gnadenlosigkeit wurde in ausführlichen Bildern beschrieben, sondern auch ihre Fruchtbarkeit. Alle dreißig Stunden legten sie, nur kurz ihr Zerstörungswerk unterbrechend, ein Ei, ohne sich weiter um ihren

Nachwuchs zu kümmern. Kaum geschlüpft, trat dieser sofort in die unseligen Fußstapfen des Elters. Innerhalb kurzer Zeit, war die „Demonstration“ beendet und der Planet restlos erobert. Die Raumschiffe der Herren konnten landen und den Planeten übernehmen. Dank ihrer hohen Fruchtbarkeit, waren Verluste unter den Bestien mehr als ausgeglichen. Man sammelte sie wieder ein, um sie zum nächsten Einsatzort zu befördern.

Dass die Wirklichkeit ganz anders ausgesehen hatte – die Bestien hatten sich sehr schnell gegen ihre Schöpfer gewandt und sie grausamst bekriegt, ehe sie aus M 87 verbannt worden waren –, war ein anderes Thema. In jedem Fall nahmen mich diese Erkenntnisse dermaßen mit, dass mein Blut ein letztes Mal in Wallung geriet und mich der Fluch der Bestien trotz meines hohen Alters erfasste. Das Wissen darum, dass dies kein Relikt einer natürlichen Wildheit, sondern angezüchtet war, steigerte meinen Zorn zusätzlich zur Raserei.

Doch nicht allein, dass wir von nun an mit diesem schrecklichen Wissen leben mussten. Nein, die gesamte Galaxis wusste von unserer schändlichen Herkunft. Wieder einmal waren es die Terraner, die die Geheimnisse der Vergangenheit ans Licht brachten. Das war ihnen selbstverständlich nicht zum Vorwurf zu machen, auch in meiner ausbrechenden Drangwäsche erkannte ich dies. Dennoch schürte es meine Wut, dass in diesen Tagen eine terranische Expedition Zugang zum Tempel der Unberührbarkeit erhalten hatte.

Mich hielt nun nichts mehr in meiner Behausung, die ich eigentlich nicht mehr hatte verlassen wollen.

Wie es Tradition war, kündigte ich einem medizinisch geschulten Haluter meinen Entschluss an, das Ritual zur Drangwäsche durchführen zu wollen. In diesen Tagen war es in der Regel Klautos Mur, der die Aufgabe übernahm, das Ritual zu begleiten. Auch den jungen Icho Tolot hatte er vor einigen Dekaden betreut. Ich hatte Klautos Mur lediglich die Nachricht zukommen lassen, ohne auf eine Reaktion seinerseits zu warten. Darin bat ich ihn, noch am selben Tage vor der Rüstkammer zu erscheinen. Ich war bereits dort als der Mediziner eintraf und begann, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, die zeremoniellen Worte zu sprechen.

Gleichzeitig legte ich meine Kleidung ab und schloss mit der rituellen Formel: „Ich bin bereit, es sei. Ich gehe.“

Ich konnte förmlich spüren, dass der etwas jüngere Klautos Mur mit meiner Entscheidung nicht einverstanden war. Ich ignorierte dies jedoch. Einerseits tobte in mir die pure Aggressivität, so dass ich kaum Gedanken an die Gefühle Anderer verschwendete, und außerdem stand es dem Arzt zu diesem Zeitpunkt des Rituals noch nicht zu, sich zu äußern. Erst als ich mir in der streng gesicherten Rüstkammer einen vielleicht 10.000 Jahre alten roten Kampfanzug, einen schweren Kombina-

tionsstrahler sowie einige andere Ausrüstungsgegenstände gewählt und diese Utensilien einer eingehenden Funktionsprüfung unterzogen hatte, wagte Mur es, das Wort an mich zu richten.

„Lyktor Baram“, begann er fast zaghaft. „Sind Sie wirklich sicher, dass Sie noch einmal die Strapazen einer Drangwäsche auf sich nehmen wollen? Ich will keineswegs die Weisheit Ihres Alters in Frage stellen, dennoch habe ich die Befürchtung, dass Sie den Anstrengungen, die auf Sie zukommen nicht mehr gewachsen sein werden. Schließlich sind Sie einer der ältesten Lebenden unseres Volkes.“

Noch war ich in der Lage, die Umgangsformen soweit zu wahren, dass ich Klautos Mur ausreden ließ. Doch als er fertig war, konnte ich kaum mehr an mich halten.

„Machen Sie mir keine Vorschriften!“, herrschte ich den armen Mediziner an. „Ich habe meine Entscheidung getroffen und werde sie nicht mehr ändern. Und außerdem, wie stellen Sie sich eigentlich vor, dass ich die in mir brodelnde Wut ausleben soll, etwa hier auf Halut? Dann können wir den anwesenden Terranern gleich einmal zeigen, welch hervorragende Kriegsmaschinen wir sind.“

Mein Gegenüber murmelte daraufhin nur noch eine Entschuldigung und beschränkte sich von da ab auf die nötigsten Äußerungen. Auch ihn hatten die neuesten Erkenntnisse über unsere Herkunft sicherlich getroffen.

„Erproben Sie bitte die Umschaltphase Ihrer Herzen“, sagte Mur schließlich.

Auch ich beruhigte mich wieder einigermaßen und konzentrierte mich auf die medizinischen Tests. Sicherlich, es lief alles nicht mehr so reibungslos wie vor tausend Jahren. Dennoch waren Klautos Mur und ich mit meinen Körperfunktionen zufrieden. Als die etwa einen Tag dauernden Belastungstests in der Vakuumkammer und auf dem Laufband abgeschlossen waren, war es endlich soweit. Das von mir gewählte Raumschiff landete vor meiner Behausung. Die 120 terranische Meter durchmessende Kugel war eigentlich für mehrere Haluter Besatzung konstruiert worden, konnte aber durchaus auch von einem alleine gesteuert werden, und für das, was ich vorhatte, benötigte ich diese sehr leistungsfähige Konstruktion.

In einen Orbit um Halut einschwenkend setze ich einen letzten Funkspruch mit dem ebenfalls traditionellen Wortlaut ab: „Ich gehe, um zu suchen. Ich werde finden.“

Mit einer atomaren Lichterkette als Antwort endete das Ritual zum Aufbruch zur Drangwäsche. Ich gab Vollschub, verließ die Umlaufbahn und verschwand nach wenigen Augenblicken im Linearraum.

Einige Lichtjahrtausende über der Ebene der Milchstraße begann ich meinen selbstmörderischen Plan in die Tat umzusetzen. Ich programmierte die Schiffspositronik für einen Dimetransflug in die Galaxis M 87. Selbstverständlich hatte auch ich vorher vom Wirken des Blauen Zentrumsleuchtens gehört, ignorierte dieses Wissen

in meiner Wut aber vollständig. Ich wollte lediglich in die Galaxis unseres schmachvollen Ursprungs und die Verantwortlichen für ihre ungeheuerliche Tat bestrafen. Tatsächlich trugen mich wohl unbewusste Selbstmordgedanken, schließlich war schlüssig Bewiesen worden, dass jedes mittels Dimetranstriebwerk in M 87 materialisierende Schiff auf der Stelle detonieren würde.

Doch soweit sollte es nicht kommen. Die Positronik war von vornherein programmiert worden, Flüge nach M 87 nicht auszuführen. Höchstwahrscheinlich hatte man auf Halut alle Schiffspositroniken dergestalt instruiert, da dergleichen unüberlegte Vorgehensweisen bei drangwäschegetriebenen Halutern wie mir vorausgeahnt worden waren. Ich begann zu toben und wollte meine Wut an der Positronik auslassen, erkannte jedoch früh genug, dass das keine Lösung war.

In meinem vor Wut benebelten Ordinärhirn entwickelte sich schließlich folgender primitiver Plan: Ich wollte – ich musste – die mich plagenden Gedanken über die Herkunft der Haluter vorerst ignorieren, sie gar unterdrücken und verdrängen. Dann wollte ich mich in eine anständige Drangwäsche stürzen und an nichts anderes als die Auslebung meiner Wut denken. Was danach geschehen sollte kümmerte mich zu diesem Zeitpunkt nicht. Wenn ich nicht auf der Stelle verrückt werden wollte – einen hartnäckigen Rest Selbsterhaltungstrieb schien ich mir bewahrt zu haben – musste ich so und nicht anders vorgehen. Also machte ich mich erneut an die Programmierung eines Dimetranssprunges.

Scheinbar schlummerte in mir noch immer der Gedanke, auf Umwegen nach M 87 vorzudringen, denn ich wählte als Ziel eine Galaxis, die in relativer Nähe zu M 87 lag.

Fünf Jahre Flugzeit und Ankunft

Leise trat Byltor Marak an die Liegestatt seines Elters und weckte ihn sanft.

„Baramos, man kann sie jetzt sehen."

Langsam öffneten sich die Augen des alten Haluters und mit krächzender Stimme erwiderte er: „Was kann man sehen, mein Kleines?"

„Die Milchstraße. Soeben haben wir die letzte Linearetappe im intergalaktischen Leerraum beendet. Wir sind noch etwa 50.000 Lichtjahre von ihrem Rand entfernt. In etwa zwei Tagen werden wir Halut erreichen."

Selbstverständlich hatten die beiden Haluter ihre Heimatgalaxis die ganze Fahrt über mit entsprechenden Vergrößerungsfaktoren beobachten können. Doch jetzt konnte man erstmals auf solche Vergrößerungen verzichten, um einzelne Sterne zu sehen.

Schwerfällig erhob sich Lyktor Baram mit Hilfe seines Nachkommens von der Liege in seinem Wohnraum, auf der er seit einigen Monaten den Großteil seiner Zeit verbrachte. Während er für einen Terraner immer noch riesig und furchteinflößend

wirken musste, hätte jeder Haluter erkennen können, wie schwach er bereits geworden war.

Seine Haut war grau und faltig geworden und hatte längst die Fähigkeit zur Strukturwandlung verloren. An manchen Stellen traten seine Knochen hervor, weil die sie umgebenden Muskeln verkümmert waren. Der Alterungsprozess eines Haluters vollzieht sich stets mit rasender Geschwindigkeit, da er bis zuletzt durch die Fähigkeit, den Körper bis zur einzelnen Zelle willentlich steuern zu können, aufgehalten wird – bis es nicht mehr geht.

Nur die Augen Lyktor Barams strahlten noch in lebendigem Glanz. In der Zentrale angekommen, ließ sich der uralte Haluter erschöpft in den Pilotensessel fallen und richtete dann seinen Blick auf den großen Hauptholoschirm, auf dem die Milchstraße zu sehen war, wie man sie durch ein Fenster wahrgenommen hätte. Hinter ihm stand sein Sprössling, der nun körperlich fast ausgewachsen war.

Von seiner körperlichen Schwäche abgesehen, fühlte sich Lyktor Baram so gut, wie seit langem nicht mehr. Tiefer innerer Friede erfüllte ihn. Nachdem er seinem Nachkommen vor einem knappen Jahr alles über den Ursprung der Haluter und den tatsächlichen Grund seines letzten Aufbruchs berichtet hatte, hatten die beiden tage- und wochenlang diskutiert. Byltor Marak hatte das Wissen über die tatsächliche Herkunft seines Volkes völlig anders aufgenommen als sein Elter. Entgegen den Befürchtungen Lyktor Barams, war er nicht an dieser Erkenntnis zerbrochen. Vielmehr hatte er begonnen, seinen Erzeuger über alle Details der schrecklichen Vergangenheit auszufragen. Dieser hatte sich zunächst geträubt, seinem Kind aber letztlich sein Wissen nicht vorenthalten. Schließlich hatte Byltor Marak durch seine Fragen, denen die Weisheit des noch nicht in festgefahrenen Bahnen denkenden Geistes eines Junghaluters innewohnte, es erreicht, dass nach und nach Lyktor Barams Scheu vor diesem Thema abgefallen war, und er begonnen hatte, sich frei von inneren Zwängen damit auseinanderzusetzen.

Diese endlosen Gespräche hatten ihn erkennen lassen, dass es falsch war, die Augen vor der unliebsamen Vergangenheit zu verschließen, oder gar vor ihr davonzulaufen. Ihm war bewusst geworden, wie immens wichtig die Arbeit Icho Tolots und Fancan Teiks tatsächlich gewesen war. Alle Haluter mussten um ihre wahre Herkunft und ihre grausame Vergangenheit wissen und durften es nie mehr vergessen. Ihre Vergangenheit sollte ihnen und anderen Völkern stets als warnendes Beispiel dienen. Auch würde es nicht von Größe und Weisheit zeugen, wenn die Haluter sie verdrängten. Sein Volk würde erst dann das Barbarentum der Bestien überwunden haben, wenn es seiner Geschichte ohne Angst entgegentrat, und sie selbstbewusst als Teil der eigenen Identität akzeptierte. Und Baram hatte dieses Selbstbewusstsein entwickeln können. Schließlich, so wurde ihm klar, hatte er den

Sotho Torm Arn nicht an seiner Wildheit als Haluter im Geiste erkannt, sondern an dessen mütterlichen Gefühlen seinem Animateur gegenüber.

„Vergrößern“, wies der Alte die Positronik an.

Langsam wuchs das Bild der heimatlichen Galaxis, bis Baram den Zoom durch einen weiteren Befehl anhielt. Nun war es sehr leicht, auch in dichteren Zonen die einzelnen Sterne auseinanderzuhalten. Ein-, zweimal blähten sich kurz kleine Sonnen auf, die wie Novae wirkten, dafür aber viel zu kurzlebig waren.

„Ist das der große Krieg, Baramos?“

„Möglich“, erwiderte der Alte. „Das Licht, das wir hier empfangen, ist etwa 50.000 Jahre alt, und zu jener Zeit wurden von unseren Ahnen durchaus auch ganze Planeten vernichtet. Doch mag dieses Phänomen auch andere Gründe haben, sogar natürliche. Hast du alles für die letzte Linearetappe vorbereitet, mein Kleines?“

Byltor Marak, der in den letzten Monaten viel über die Führung des Schiffes gelernt hatte – zuletzt hatte er die Orientierungsstopps im Normalraum allein vornehmen müssen –, machte eine Geste der Zustimmung.

„Ich habe die Positronik so programmiert, dass wir einige Lichtminuten außerhalb der Bahn Haluts in den Normalraum zurückfallen werden. Aber es ist vielleicht besser, wenn du das Programm noch einmal kontrollierst.“

Baram drehte seinen Sessel zum Terminal, besah sich die Berechnungen seines Nachkommens und nahm nur wenige Optimierungen vor. Falsch hatte Marak ohnehin nichts machen können, da die Positronik dies von vornherein verhindert hätte. Dann wandte er sich seinem Kind zu, das immer noch neben seinem Sessel stand.

„Setz dich doch, Marakos.“

Langsam, fast schwerfällig kam er der Aufforderung nach.

„Du bist aufgeregt, nicht wahr? Nun, kein Wunder, jetzt ist es bald soweit. Du wirst erstmals einen echten Planeten betreten. Den Planeten, auf dem ich und zig Generationen unserer Vorfahren geboren wurden, und den sich unser Volk als seine Heimat gewählt hat. Du wirst anderen Halutern begegnen, bald womöglich auch Terranern und anderen Intelligenzen. Es gibt noch so viel für dich zu lernen und zu entdecken. Freue dich darauf.“

„Ja, ich freue mich“, antwortete Byltor Marak nach einer Weile. „Aber es ist nicht nur die Aufregung, die mich bewegt. Es ist vor allem die Angst um dich, Baramos.“

Wie schon so oft blickten sich Elter und Kind lange Zeit schweigend in die Augen. In diesen fünf Jahren hatte Lyktor Baram eine derart innige Beziehung zu seinem Kind entwickelt, wie er es nie für möglich gehalten hatte. In dieser Zeit waren ihm längst vergessen geglaubte Erinnerungen an seinen eigenen Elter ins Gedächtnis gekommen, an seine Kindheit und die Liebe zu seinem Erzeuger.

„Weißt du, mein Kleines, als ich etwa in deinem Alter war, verließ mich mein Elter, den ich sehr in meine Herzen geschlossen hatte, eines Tages, da er zu einer Drangwäsche aufbrechen musste. Da ich im Grunde ausgewachsen war, bekam ich an diesem Tag mein eigenes Haus. Es war das eines kürzlich verstorbenen Haluters. Ich litt die erste Zeit sehr unter dieser Trennung, doch das legte sich sehr schnell. Als mein Elter dann nach einigen Wochen zurückkehrte, hatte ich es nicht mal mehr eilig, ihn zu sehen. Es verging sogar fast ein Jahr, bis ich ihm mehr aus Zufall wieder begegnete. Wir Haluter sind Individualisten, wir leben im Grunde am liebsten allein. Es wird dir im Moment kein Trost sein, aber du wirst dich schnell an die Einsamkeit gewöhnen und sie sogar schätzen lernen. Du musst dich damit abfinden, dass ich sehr bald sterben werde. Doch wisse, dass ich als glücklicher und zufriedener Haluter abtrete und das habe ich einzig und allein dir zu verdanken. Ich werde in dir weiterleben. Wenn du mich immer im Gedächtnis behältst – und ich weiß, dass du das tun wirst –, werde ich stets bei dir sein.

Doch brechen wir auf, ich möchte dir die Heimat unseres Volkes zeigen.“

Zwei Tage später fiel das schwarze Schiff ein letztes Mal aus dem Linearraum. Nur wenige Lichtminuten außerhalb der Bahn, die Halut um sein Muttergestirn Haluta zog, entstand die ramponierte 120-Meter-Kugel wie aus dem Nichts. Es vergingen einige Stunden, ehe ein Hyperfunkspruch die Antennen des Raumschiffs in Richtung des einzigen Planeten des Systems verließ. Darin wurde knapp erklärt, dass Byltor Marak, Lyktor Barams Kind, um Landeerlaubnis bitte. Die prompte Antwort enthielt lediglich eine Bestätigung, es wurden keinerlei Fragen gestellt. Zur gleichen Zeit wurde ein Leitstrahl aktiviert, dem das Schiff schließlich folgte. Er führte es auf eine Fläche direkt vor einem kuppelförmigen Gebäude. Niemand war dort, um den Ankömmling zu empfangen. Daher sah auch niemand, wie nach einer Weile ein Schacht aus dem abgeflachten unteren Pol ausgefahren wurde, dem schließlich eine Gestalt entstieg. Diese Gestalt trug einen schlaffen Körper auf den längeren Handlungsarmen, mit der sie in dem Gebäude verschwand.

Das Schiff startete selbständig und begab sich auf seine letzte vorprogrammierte Reise. Sie würde es direkt in die rote Sonne Haluta führen. Byltor Marak aber hob hinter dem Haus seines Elters, das nun das seine war, ein Grab aus. Lyktor Baram war kurz nachdem er Halut auf dem Frontholoschirm gesehen hatte gestorben. Marak beschloss, seinem Elter ein steinernes Grabmal zu schaffen. Diese Art der Bestattung war bei Halutern eher selten, aber Marak wollte sicherstellen, dass er Lyktor Baram niemals aus dem Gedächtnis verlor.

Wochen später trat er erstmals mit den anderen Halutern in Kontakt. Er verschwieg in seinem Bericht alles, was sein Elter in seiner Drangwäsche erlebt hatte. Dieser halutischen Tradition blieb auch er treu. Aber er berichtete von den Diskus-

sionen über die halutische Vergangenheit und verbreitete so Lyktor Barams Erbe, dass die Haluter von jetzt an offen und ehrlich mit ihrer Geschichte umgehen mussten, wenn sie auch künftig dem Bild des weisesten Volkes der Galaxis gerecht werden wollten.

Ende

von Alexander Kaiser

Prolog:

„Captain Hibiki?“

Der junge Mann reagierte nicht.

„Ryoga-kun?“

„Was? Oh, Entschuldigung, Colonel Ino. Was haben Sie gesagt?“

Der Andere, ein kleiner, blondhaariger Junge in der Uniform der UEMF mit den Abzeichen eines hochrangigen Stabsoffiziers, lächelte freundlich. Was an ihm irritierend niedlich aussah. „Ob Sie Ihren Abschied nehmen oder in der United Earth Mecha Force bleiben wollen.“

Nun war der junge schwarzhaarige Mann wieder in der Realität angekommen. Er sah ins Rund der Versammelten, sah Akira Otomo, sein ganz persönliches Idol, sah Megumi Uno, die den Spitznamen „Lady Death“ wohl verdient und auf dem Mars mehrfach bewiesen hatte, sah Yoshi Futabe, den wahrscheinlich tödlichsten Eagle-Piloten der Welt, und natürlich sah er auch Joan Reilley, seine direkte Vorgesetzte. Auf der anderen Seite des Konferenztischs standen Sakura Ino, die große Schwester des Colonels und Kommandeurin des Verbandes, und neben ihr wie ein treuer Schatten Kei Takahara, der in der schwierigsten Situation überhaupt das Kommando über die GRAF SPEE übernommen und sie damit wahrscheinlich alle gerettet hatte, während er und Akira unten auf dem Mars gegen den Core gekämpft hatten. Dazu kamen die Kapitäne der anderen drei Schiffe ihrer erfolgreichen Flottille. Eine illustre Runde, der allerdings noch einige Gesichter fehlten. Darunter die Slayer, die noch auf dem Mars weilten und mit ihren überlegenen Kräften halfen, die Schäden der Schlacht zu tilgen. Dafür aber stand dieses rothaarige Mädchen dort, das angeblich schon mehrere tausend Jahre alt war. Besonders war es auf jeden Fall, denn immer wenn er Kitsune-chan ansah, fühlte er ihre Kraft, ihre Energie wie ein körperliches Feld, das ihn wegzudrängen drohte.

„Wenn es nicht allzu viel Mühe macht, würde ich auf jeden Fall noch gerne an Bord bleiben, bis wir wieder die Erde erreicht haben“, sagte Ryoga.

Leises Gelächter antwortete ihm.

„Ernsthaft, Ryoga“, sagte Akira. „Was willst du tun? Auch wenn wir die Anelph befriedet haben, jedenfalls vorerst, bleibt dieser Sektor des Universums ein gefährlicher Flecken. Früher oder später werden wir und die Naguad aneinander geraten, und ich würde dann das Wann und Wie gerne selbst bestimmen.“

Ja, das sah Akira ähnlich. Wie immer strotzte der junge Anführer ihrer Expedition und – zur Zeit – Anführer der UEMF vor Selbstbewusstsein und Kraft. Seine Persönlichkeit war schon immer stark gewesen, aber Ryoga sah, dass mit ihm etwas auf dem Mars passiert sein musste, was ihn noch einmal stark in diese Richtung gepusht hatte. War es die Nahtoderfahrung gewesen? Für eine unglaublich lange Zeit hatten sie alle geglaubt, dass Legat Taylor ihn getötet hatte. Bis zur erlösenden Nachricht, dass er, Akira Otomo, unverletzt geblieben war, war Ryoga jede verdammte Minute wie eine Stunde vorgekommen. Er konnte die Tatsache nicht ver-

neinen, dass er sich mitten zwischen den Reihen der UEMF-Soldaten wohl fühlte. Sicher spielte dabei eine Rolle, dass sie alle in seinem Alter waren; immerhin verfügten die Kronosier mit dem Temporalresonator über eine Waffe, die jeden Menschen, der sein KI nicht beherrschte, binnen Sekunden einfrieren, und, wanderte das Feld weiter, damit auch töten konnte. Die ganze Flotte, die Piloten der Mechas und auch die Infanteristen, Jungen und Mädchen wie Ryoga, waren nicht älter als vierundzwanzig gewesen, das Höchstalter, um vom Resonatorfeld nicht erfasst zu werden. Mit dieser Streitmacht hatten sie schließlich den Mars erobert.

„Ich denke, wenn wir den OLYMP erreicht haben und den Resonatortorpedo runterschalten, der die gesamte UEMF-Führungsspitze in der Zeit einfriert, werde ich einen Urlaub antreten. Danach werde ich mich entscheiden, ob ich in der UEMF bleibe.“ Seine Augen füllten sich mit Tränen, obwohl er das nicht wollte. „Eventuell ist dies nun der einzige Ort, an den ich tatsächlich zurückkehren kann.“

Seine offenen Worte machten die anderen Anwesenden betroffen. „Wie meinst du das?“, fragte Akira.

Ryoga atmete kurz aus und wieder ein, hielt die Tränen zurück, so gut er konnte. „Ich bin Kampfsportler. Mein Ziel war es immer, daraus einen Beruf zu machen. Als Profi auf Landesebene, bei Olympia oder als Lehrer. Aber...“ Ryoga hielt eine Hand hoch. Die Aura des deprimierten Löwen formte sich dort. Sie war erschreckend kräftig, gut angepasst an seine Stimmung. „Aber seit die Slayer meine Fähigkeiten als KI-Talent erkannt und mich trainiert haben, bin ich kein normaler Mensch, kein Kampfsportler mehr. Ich bin etwas anderes, und gewiss bin ich niemals ein Olympionike.“

Akira nickte dazu mit steinerner Miene. Er verstand. Aber würde er auch den Rest verstehen, den Ryoga mit sich wie Bleigewichte herumschleppte?

„Dazu kommt, dass meine Familie, meine Freunde, alle meine Bekannten in irgendeiner Form dem Kampfsport verbunden sind. Dem Kampfsport, nicht dem Krieg. Ich aber war im Krieg, ich habe im Krieg getötet, und ich weiß nicht, ob ich jetzt noch unter ihnen einen Platz haben werde. Sicher werden sie mich ehren, wenn ich als Rekrut gegangen bin und als Captain zurückkehre, aber werden sie es verstehen? Werden sie mich verstehen? Oder sehen sie mich als den Mörder, der ich bin?“

Akira kam um den Tisch herum und legte seine Rechte schwer auf Ryogas Schulter. Ihm, dem man dreitausend Tote zuschrieb, von seinen Händen gefallen, er verstand. Ryoga wusste das, sah es in seinem Blick. „Captain Hibiki, ich werde dir keinen Vortrag über Notwendigkeiten halten, keinen über Pflichten und dergleichen. Wie sollte ich, war ich doch selbst nicht stark genug, um nicht zu töten. Jeder dieser Toten ist eine abstrakte Zahl für mich, den Wenigsten habe ich in die Augen gesehen

wie Taylor, und ich will auch nicht, dass sie mehr für mich werden als abstrakte Zahlen. Du aber hast sie gesehen, in ihre Augen geblickt und bist nicht zerbrochen. Ich fürchte, du bist stärker als ich, Ryoga.“ Ein müdes Lächeln stand auf seinem Gesicht, als er die Hand von Ryogas Schulter nahm und sie ihm als geballte Faust hinhielt. Captain Hibiki stieß seine eigene rechte Faust dagegen.

„Egal, wie es sich für dich entwickelt, mein Captain, du wirst hier zwischen uns immer einen Platz finden. Und falls du die Schule wechseln musst, komm auf die Fushida. Dort sind sie verrückte Typen wie mich gewöhnt.“

„Oder Yoshi“, wandte jemand ein und erntete dafür Gelächter.

„Was wollt Ihr mir denn damit sagen?“, fragte der junge Futabe, aber sein Grinsen verriet, dass er nicht ernsthaft verärgert war.

„Ich danke dir. Ich danke euch allen. Ich denke, ich... Sobald wir den Resonatortorpedo abgeschaltet haben, sobald es wieder eine funktionierende UEMF gibt, muss ich die Dinge einfach auf mich zukommen lassen.“

Und so sollte es auch geschehen.

1.

Zwei Wochen später war es soweit. Captain Ryoga Hibiki, mittlerweile mit dem Silver Star für herausragende Tapferkeit ausgezeichnet, erhielt nach der Rettung des OLYMP die berühmte Frage, die alle Freiwilligen des Zweiten Marsfeldzugs gestellt bekamen: Bleiben oder ins Zivilleben zurückkehren? In seinem Fall war das die Schule. Für die überwiegende Mehrheit war das Abenteuer, das große, blutige, bleihaltige Abenteuer, vorbei. Sie wollten zurück in ihre alten Leben. Die UEMF stellte dabei sicher, dass es ihnen auch gelang. Sie erhielten Pflichttermine bei UEMF-Psychologen, um kampfbedingten Stresstraumata vorzubeugen, die nicht wenige von ihnen entwickeln würden. Der kleinere Teil entschied sich dafür, in der UEMF zu bleiben, denn die Gefahr war laut der Anelph, denen sie den ganzen Ärger verdankten, noch lange nicht vorbei. Denn nach ihnen kamen die Naguad, eine ebenfalls menschenähnliche Spezies, die einen ausgeprägten Expeditionsdrang hatte, den man ernst nehmen musste. Sehr ernst nehmen musste. Es gab noch zwei weitere Gruppen. Die eine war die Gruppe der Reservisten, derjenigen jungen Menschen, die zwar in ihre alten Leben zurückkehren wollten, aber für den Notfall bereit standen. Sie verpflichteten sich für regelmäßigen militärischen Dienst, um ihre Kenntnisse und Fähigkeiten auf dem neuesten Stand zu halten. Die andere Gruppe, die kleinste von ihnen, war die der Unentschlossenen, die derjenigen, die nicht wussten, was ab hier zu tun war. Sie teilte sich in zwei Sparten ein. In jene, die Gefallen an der UEMF gefunden hatten und probieren wollten, ob ihnen das Zivilleben doch

irgendwie lieber war, und jene, die nicht sicher waren, ob sie noch in ihre alten Leben passten. Ryogas Gruppe.

Urlaub bedeutete, in sein altes Umfeld, seinen alten Freundeskreis zurückzukehren. Würde das klappen? Konnte er einfach wieder zu Ranma gehen und mit ihm einen weiteren ihrer zahllosen Kämpfe ausfechten? Auf dem Mars war er zum Killer geworden. Was, wenn er Ranma tötete? Was, wenn aus irgendwelchen Gründen das posttraumatische Stresssyndrom einsetzte, was, wenn er glaubte, wieder auf dem Mars zu sein und jemanden in vermeintlicher Notwehr tötete? Seine Hände zitterten. Ryoga legte sie zusammen, und das Zittern wurde weniger. Nicht, dass es verschwand, aber es wurde weniger. Oh, er hatte Angst. Große Angst vor dem, was jene Menschen sagen würden, die er als seine Freunde betrachtete. Was würde Akane sagen? Was ihre Familie? War es wirklich richtig, wieder im Dojo der Familie Tenoh aufzutauchen? Was war mit Akari? Bevor er sich freiwillig gemeldet hatte, hatte es so ausgesehen, als würden er und sie ein Paar werden. Er hatte Akari nichts von seiner Entscheidung gesagt und war ohne jede Erklärung einfach in einem Rekrutierungsbüro verschwunden. Konnte er erwarten, sie wieder sehen zu dürfen, nachdem er sie so schäbig behandelt hatte? Aber er hatte Angst gehabt, weit größere Angst. Angst davor, was ihr, was den Tendos, ja selbst was Ranma und seinen Eltern passieren würde, wenn er es nicht tat, wenn er nicht auf dem Mars kämpfte. Was die Kronosier mit ihnen tun würden, wenn sie niemand aufhielt. Er hatte seinen Teil leisten wollen, um Akari zu beschützen. Konnte sie das genauso sehen, oder sah sie nur, dass er ohne ein Wort gegangen war?

Der Transporthubschrauber, der ihn von der Titanen-Station nach Tokyo brachte, setzte unvermittelt auf. Unvermittelt für ihn. Sie waren da?

„Aussteigen! Haltestelle Tokyo!“, rief der Jumpmaster, während die Heckklappe des Hubschraubers nach unten schwenkte. „Schönen Urlaub euch allen!“, fügte er hinzu und drückte hier und da bei den etwa zehn Leuten, die auf den Passagiersitzen saßen, die Rechte, bevor sie sich abschnallen konnten. Er kam auch zu Ryoga, öffnete seinen Gurt und zog ihn an der Rechten aus dem Sitz. „Besonderer Service von Colonel Otomo, Sir“, sagte er grinsend. Er war mindestens fünfzig Jahre, ein hochdekorierter Veteran im Range eines Master Sergeants, und nannte ihn Sir. Das war zwar formell richtig, denn Ryoga hatte ein Offizierspatent, aber dennoch war es ein merkwürdiges Gefühl. „Für Sie wartet ein Taxi direkt am Hubschrauber mit dem Auftrag, Sie nach Hause zu fahren.“

Ryoga lächelte dünn. Stimmt, seine Fähigkeiten hatten sich verbessert, seit er auf dem Mars gekämpft hatte, sogar dramatisch verbessert, aber seine beiden größten Schwächen hatten sich nicht verbessert. Eine davon war sein Orientierungssinn, der praktisch nicht vorhanden war. Das war allerdings ein Familienproblem. Kein

Hibiki war besonders gut darin, sich zu orientieren. Nicht mal ein Navigationsgerät war eine große Hilfe, denn was ein echter Hibiki war, der ignorierte unbewusst die Kursbeschreibungen der Computerstimme. „Meinen aufrichtigsten Dank, Master Sergeant."

Der große, aber schmale Mann lachte wohlwollend. „Für Ryoga Hibiki, den Berserker, ist das Teuerste gerade gut genug."

Für einen Moment legten diese Worte einen Schatten über Ryogas Verstand, aber wirklich nur für einen Moment, weil es als Lob gesagt worden war. Er versuchte sich selbst an einem Lächeln. „Sie machen mich verlegen."

Der Sergeant verzog seine Miene zu einem Schmunzeln. „Jemanden wie Sie, der mit einem Silver Star nach Hause kommt, kann gar nicht genug gepampert werden. Vor allem, wenn man bedenkt, dass Sie vor einem halben Jahr noch ein normaler Oberstufenschüler waren."

Ryoga verstand diesen Mann. Ryoga sah, was ihn antrieb. Seine Motive waren ehrlich, aber auch von Schuld getrieben. Der Schuld, zu alt gewesen zu sein, um an seiner Stelle kämpfen zu können, wie er es als seine Pflicht ansah. „Schon gut", hörte Ryoga sich sagen, „ich bin vielleicht ein halbes Jahr dabei, aber Sie dienen seit Anfang an dem Kampf gegen die Kronosier."

Diese Worte machten nun den alten Soldaten verlegen.

Ryoga grinste ein wenig müde. „Wir sehen uns, Sarge. Halten Sie die UEMF intakt, bis ich wiederkomme."

Er salutierte gespielt. „Natürlich, Captain. Wenn Sie wieder hier einsteigen, wird die UEMF frisch poliert auf Sie warten."

„Das ist ein Versprechen, oder?", hakte Ryoga im Scherz nach, erntete ein Schmunzeln und kam endlich dazu, seinen Seesack aufzunehmen und von Bord zu gehen.

Draußen wartete tatsächlich ein Taxi auf ihn. Der Fahrer nahm respektvoll seine Mütze ab und verbeugte sich vor Ryoga, bevor er „Captain Hibiki" die Tür zum Fond aufhielt. Ryoga erwiderte die Verbeugung, was den Taxifahrer wirklich verlegen machte und ihn drängte, einzusteigen.

„Sahkuji-Koen?", fragte er, um sicherzugehen.

Ryoga nickte. Das war der Nachbardistrikt von Furinkan, in dem sich die Kampfschule der Tendos befand. Der Fahrer nannte die Straße, und Ryoga nickte erneut. Auch wenn er sich schlecht orientieren konnte, so hatte er doch ein ziemlich gutes Gedächtnis. Ein Umstand, der schon öfters dazu geführt hatte, dass er mit Hilfe anderer Personen den einen oder anderen Weg doch noch gefunden hatte. Vorausgesetzt, er fand so eine hilfreiche Seele.

Der Taxifahrer war eine solche. Er fuhr zügig, aber nicht überhastet, drückte nicht ein einziges Mal auf die Hupe und entschuldigte sich mehrfach bei Ryoga für den Verkehr. Nicht, dass der sich beschwert hatte oder dem Fahrer die Schuld geben wollte.

Nach einer halben Stunde Fahrt begann die Gegend vertrauter zu werden, obwohl er noch immer nicht zu sagen gewusst hätte, wo genau er war. Aber als das Taxi in seine Straße einfuhr, war dieses Gefühl wie weggewischt. Als der Fahrer dann vor dem richtigen Haus hielt, vor seinem Haus, dem Haus seiner Familie, überwältigte es ihn vollends. „Ich bin Zuhause."

Der Fahrer bedankte sich mehrfach dafür, ihn als Passagier gehabt zu haben, öffnete die Tür für ihn und trug seinen Seesack bis zur Türschwelle. Dann zog er sich mit ausgesuchter Höflichkeit zurück und lehnte eine Bezahlung ab. Die UEMF hatte ihn bereits bezahlt, und ein Trinkgeld brauchte es nicht, wenn Captain Hibiki sein Passagier gewesen war.

Ryoga war daher etwas irritiert, als er die Haustür aufschloss. Eine solche Behandlung war er nicht gewohnt. Und als er die Tür öffnete, erfuhr er gleich die nächste ungewohnte Behandlung. Ein Rudel Hunde eilte auf ihn zu, schwanzwedelnd, bellend, an ihm hochspringend. Natürlich, das mussten Shirokuros Welpen sein, mittlerweile fast erwachsen. War er denn so lange fort gewesen? Auch seine Hündin begrüßte ihn an der Tür, wenngleich sie ihren Kindern den Vortritt dabei ließ, ihren Meister zu begrüßen. Und das wurde er ausgiebig. Die Hunde liebten ihn abgöttisch. Ryoga brauchte seine Zeit, um all die Liebe über sich ergehen zu lassen und zu erwidern, bis das Hunderudel genug von ihm hatte. Endlich konnte er sich Shirokuro widmen, die sich ausgiebig streicheln ließ. „Hast du auch schön aufs Haus aufgepasst?", fragte er, ihre Ohren gnibbelnd. „Sind Mama oder Papa Zuhause?" Eine dumme Frage. Höchstwahrscheinlich waren sie das nicht. Höchstwahrscheinlich irrten sie wie üblich durch die Nachbarschaft. Oder durch Tokyo. Oder über die Insel Honshu. Aber sicher war das nicht. Vater war schon ein paar mal auf Hokkaido gelandet und hatte sich einmal sogar aus Seoul gemeldet. „Komm. Küche."

Wie erwartet war sie verlassen, wie auch das ganze Haus. Auf dem Tisch standen Tupperschalen mit Briefen an seinen Vater, Essen, das Mutter für Vater zubereitet hatte, als sie den Weg nach Hause gefunden hatte, aber alles schon abgelaufen. Nichts davon war für ihn gedacht, aber immerhin wussten sie ja, dass er in der UEMF war, um die Welt zu retten. Aber vielleicht war etwas nicht Verdorbenes im Kühlschrank, sodass er nicht selbst einkaufen gehen musste. Wer wusste schon, wo er dann landen würde?

Er erstarrte, als sein Blick auf den Kühlschrank fiel. Jemand hatte Zeitungsberichte mit Magneten an der Außentür befestigt. Berichte über die UEMF, Berichte

über den Marsfeldzug, Berichte über ihn. Einer der Berichte zeigte ihn bei der Entgegennahme des Silver Stars, als Akira ihm das Band um den Hals gehängt hatte. Ein Bericht daneben zeigte seine Eltern in einer Zeitung, die die andere Zeitungsseite mit der Ordensverleihung in die Kamera hielten und dabei unglaublich stolz wirkten. Ryoga fühlte einen dicken Kloß im Hals, als er zum Kühlschrank ging und die Zeitungsseite abnahm, um den Bericht zu lesen. „Wir sind sehr stolz auf ihn, sagte Mutter Hibiki“, las Ryoga laut. Tränen flossen seine Wangen hinab. „Er hat eine schwere Zeit und schwere Entscheidungen getroffen, aber nur, damit die schweren Zeiten nicht zu uns kommen, sagte Vater Hibiki.“ Die Tränen füllten seine Augen so sehr, dass er nichts mehr sah. Er wischte sich mit der Linken die Augen aus und hängte den Zeitungsartikel wieder an seinen alten Platz. Zumindest hier würde er immer einen Ort haben, zu dem er zurückkehren können würde.

Shirokuro fiepste leise, und Ryoga bückte sich, um sie zu streicheln. Es war ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass dieses Haus immer noch sein Zuhause war.

Ryoga öffnete den Kühlschrank. Im Eisfach waren tiefgefrorene Okonomiyaki. Sie waren ohne Umverpackung und so zahlreich, dass sie das Eisfach förmlich verstopften. Sie erinnerten ihn spontan an Ukyo und ihr Okonomiyaki-Geschäft. War sie damals eine Freundin von ihm gewesen? Er wusste es nicht. Aber wenn sie Freunde waren, würde das, was er inzwischen getan hatte, dann zwischen ihnen stehen?

Er zog eine der Teigscheiben hervor. Sie war dick mit Fleisch und Gemüse belegt und mit Käse überbacken. Ryoga war sich sicher, dass er sie nur in den Ofen legen musste, um etwas Leckeres zu essen zu bekommen. Zwischen den Okonomiyaki steckte ein Zettel fest. Er zog ihn hervor. Es war eine Bittschrift in Ukyos Handschrift. „Bitte komm heil zurück, Ryoga.“ Er begriff. Diese Okonomiyaki waren alle für ihn, und seine Eltern hatten sie für ihn gehortet. Deshalb quoll das Eisfach auch über mit ihnen. Er nahm drei weitere Scheiben hervor und legte sie in den Backofen. Er würde jede einzelne dieser Mahlzeiten essen. Jede einzelne.

Im Hintergrund ratterte ein automatischer Futterspender, und die Hundemeute stürmte wieder in die Küche. Eine gute Idee, um fünf Hunde auch dann zu versorgen, wenn weder Vater noch Mutter im Haus waren. Schwanzwedelnd verspeiste die Meute die Mahlzeit. Als sie sich zurückzogen, war noch genug Trockenfutter für einen Hund in der Auffangschale, aber Shirokuro wartete mit ihrer Mahlzeit, bis Ryogas Okonomiyaki fertig waren. Erst als er die vier dick belegten Teigscheiben gegessen hatte, ging sie mit einem zufriedenen Nießer zum Napf und fraß. Ryoga trat dazu und kraulte ihr den Nacken, während sie fraß. Das gefiel ihr sehr gut. Wirklich, hier war er noch Zuhause. Wenigstens eine Sache in seinem Leben war im Lot.

2.

Nach einer kurzen und verdammt schlechten Nachtruhe war Ryoga früh aufgestanden und mit Hilfe seines neuen Handynavis und der Hilfe einiger freundlicher Bürger bis zum nächsten Convini-Store gekommen, in dem er den Lebensmittelstand des Hauses Hibiki auf „normal“ gesetzt hatte. Erstaunlicherweise hatte er bepackt wie er war den Rückweg ganz allein gefunden. Höchstwahrscheinlich, weil er zu bepackt war, um sich darum sorgen zu können, ob er sich wieder verlief. Allerdings verstand er die vielen nett gemeinten Anträge nicht, die ihm Hilfe beim Tragen angeboten hatten. Es waren doch nur fünfzehn Taschen gewesen.

Danach hatte er für sich und die Hunde Frühstück gemacht und eine Runde Nassfutter für alle ausgegeben. Natürlich nur zwei Dosen, denn der Futterautomat spendete seine Ration unerbittlich, und er wollte nicht, dass die Tiere sich überfraßen. Dennoch bedankten sich Shirokuros Welpen mit viel, viel Hundeliebe, bevor sie Ryoga mit der Tageszeitung allein ließen.

Tee trinkend blätterte er in der Zeitung und las verschiedene Artikel von internationalem Interesse. Einige Hardliner behaupteten im Interview, Akira Otomo sei nicht bei Verstand gewesen, als er dem kompletten Mars, allen Kronosiern und all ihren Helfern Generalamnestie erteilt hatte. Ryoga musste an sich halten, um die Zeitung nicht zu zerknüllen. Verdammt! Er war da gewesen! Er hatte geholfen, Martian City zu erobern! Er hatte mit bloßen Händen einen Daishi Alpha zerstört! Und er war da gewesen, als Joan Reilley ihr großes Marskonzert gegeben hatte, bei dem Akira die Generalamnestie ausgesprochen hatte. Für die normalen Menschen, für die niederrangigen Kronosier. Damit verbunden war eine Pflichtzeit in der UEMF, das erwähnten diese Hetzer natürlich nicht. Und der Rat sowie führende Spitzenleute waren selbstverständlich von der Generalamnestie ausgenommen. Man würde ihnen den Prozess machen. Einen gerechten Prozess. Ryoga konnte nicht verstehen, warum diese Männer ausgerechnet den Mann diffamierten, der sie alle gerettet hatte. Bis er es verstand. Sie wollten Macht, Macht auf seine Kosten.

Er las weiter und fand im Regionalteil einen interessanten Bericht über das Nudelhaus von Shampoos Ur-ur-Großmutter Cologne. In den Himmel gelobt wurde die Küche, und der schnelle Lieferdienst gelobt. Es gab auch ein Foto, auf dem Shampoo und Oma zusammenstanden. Shampoos Vater und ein paar der Kellnerinnen waren ebenfalls zu sehen, aber nicht Mousse. Das verwunderte Ryoga jetzt doch, denn Mousse, der Meister der versteckten Waffen, war immer da, wo auch Shampoo war. Eigentlich. Ryoga las den Artikel zu Ende, aber er konnte keinen Hinweis auf Mousse finden. Ob er seine Liebe zu Shampoo aufgegeben hatte, um nach China zurückzukehren? Das konnte er sich nicht vorstellen. Mousse war genauso stur wie kurzsichtig. Und ohne Brille war er so blind wie ein Maulwurf am Tag. Er

schob den Gedanken beiseite und blätterte weiter. Schließlich landete er bei einer Anzeige, die eine Hochzeit ankündigte. Ono Tofu und Kasumi Tendo gaben sich in einigen Tagen die Ehre, einander den Bund fürs Leben zu versprechen. Das machte Ryoga dann doch baff. Wie viel hatte er in dem halben Jahr verpasst, das er in der UEMF verbracht hatte?

Er spürte eine neue Energie in sich, eine starke Kraft, die ihn vom Stuhl hochtrieb. Ja. Er würde es tun. Er würde zum Dojo der Tendos gehen, und sei es nur, um Kasumi zur Hochzeit zu gratulieren. Leider würde er nicht dazu kommen, sein kleines Handicap auszuprobieren, das ihn beim Kontakt mit kaltem Wasser in ein schwarzes Ferkel verwandelte. Akane und die Familie Tendo würden ein halbes Jahr Abwesenheit von P-chan reichlich merkwürdig finden, und Captain Yamada, besser bekannt als Blue Slayer, hatte ihn gewarnt, ohne Not in die Ferkelgestalt zu schlüpfen. Seit sie miteinander trainiert hatten, brauchte er weder kaltes Wasser für die Verwandlung, noch heißes Wasser, um wieder ein Mensch zu werden. Wie sie gemeinsam herausgefunden hatten, war das schwarze Ferkel eine KI-Rüstung. Als er damals bei den Tausend Quellen in die Quelle des ertrunkenen Ferkels gefallen war, hatte er sehr viel natürliches KI aufgenommen. Dies hatte sich mit seinem eigenen, bereits beträchtlichen KI verbunden und ihn dazu gezwungen, beim Kontakt mit kaltem Wasser die Rüstung des Ferkels anzunehmen. Dank Hina, also Captain Yamada, konnte er den Vorgang jetzt kontrollieren und steuern. Er wurde nicht länger gegen seinen Willen ausgelöst. Natürlich hatte die UEMF sofort Arno Futabe zu den Quellen geschickt, um das Phänomen zu erforschen, und der hatte die Quelle auch gefunden. Soweit Ryoga wusste, hatte es keinen Kampf gegeben, aber verwundert wäre er nicht gewesen, denn er hatte wirklich üble Erinnerungen an den nahen Berg und das Volk der Phoenix-Menschen, das in ihm lebte. Akane wäre bei ihrem Kampf beinahe dort gestorben. Alleine der Gedanke versetzte ihn in Aufruhr.

Ja, seine KI-Rüstung, ein Produkt dieser Umgebung, er konnte sie jetzt nicht nur kontrollieren, sondern auch die Größe variieren. Auf dem Mars hatten die kronosischen Infanteristen nicht schlecht gestaunt, als sie von einem schwarzen Riesenеber mit drei Meter Schulterhöhe umgerannt worden waren, der auch noch unverwundbar gewesen war, zumindest gegenüber herkömmlichen Kugeln. P-chan würde es nicht mehr geben. Vor allem, weil er sonst Hina nie mehr in die Augen gucken können würde. Als er noch jünger gewesen war, da war P-chan Teil eines Spiels gewesen. Jetzt aber, nach allem, was er erlebt hatte, wäre es eine ziemlich miese Lüge gewesen. Und viele Dinge hatten zu enden, damit andere neu beginnen konnten.

Ryoga verabschiedete sich von der Hundemeute und nahm sicherheitshalber ein Taxi zum Dojo in Furinkan. Er hatte sich bewusst dafür entschieden, seine Uniform zu tragen. Die Felduniform, nicht die Gala-Version. Aber er hatte auf die Feldmütze verzichtet und lieber sein altes Stirnband umgebunden. Es hatte ihm auf dem Mars Glück gebracht, also hoffte er auch diesmal auf seinen positiven Effekt. Seine normale Seitenwaffe, die Typ 97 Panzerbüchse, hatte er verständlicherweise in der Kaserne gelassen, eine Waffe, die normalerweise von drei Mann bewegt werden musste und die nur sehr wenige Menschen wie er selbst allein handhaben konnte. Die verließ das Depot nicht so ohne weiteres; und im Stadtbild wäre es auch nicht angemessen gewesen, ganz davon abgesehen, dass er nicht nur mit der Waffe extrem aufgefallen wäre, sondern auch damit, dass er sie mit einer einzigen Hand tragen konnte. Stattdessen hatte er seinen neuen Schirm mitgenommen, den er sich in den ruhigeren Tagen auf dem Mars selbst gebaut hatte, nachdem er den alten beim Kampf gegen die Kronosier ruiniert hatte.

Das Taxi brachte ihn bis vor die Haustür der Tendos. Die Vertrautheit des Ortes schlug über ihm zusammen. Wie lange hatte er hier in der Gestalt eines Ferkels gelebt? Wie oft war er als Ryoga hier gewesen? Wie oft hatte er seine Zweikämpfe mit Ranma abgehalten, die ihm nun, nach einem halben Jahr in einem echten Konflikt, so kindisch vorkamen, wie sie wirklich gewesen waren? Aber halt, das war nicht richtig und auch nicht gut, so zu denken. Alleine seinen Kämpfen mit Ranma hatte er es zu verdanken, dass er stärker geworden war. Dass er der junge Mann geworden war, der dann von Joan Reilley in der Infanterie aufgenommen und von Hina Yamada in KI-Beherrschung trainiert worden war, um noch stärker zu werden. Vielleicht, nur vielleicht sollte er doch einen kleinen Kampf mit Ranma wagen, einfach um zu schauen, um wie viel er stärker geworden war? Aber... Nein. Natürlich würde er das nicht tun. Die Gefahr, ihn zu töten, ungewollt, weil er seine Kräfte nicht weit genug drosseln konnte, war zu groß für Ranma.

Er stieg aus, bezahlte den Taxifahrer so großzügig, wie der Mann es bei „Captain Hibiki“ zuließ, nahm seinen Schirm auf und das kleine Päckchen mit dem Geschenk für Kasumi und Doktor Tofu. Dann ging er den langen, langen Weg zur Haustür, vorbei am Teich, in dem er sich so oft verwandelt hatte, um so etwas Kindisches zu tun wie in Akanes Bett zu schlafen. Darüber war er jetzt hinausgewachsen. Eventuell.

Kurz sah er sich um, versuchte, Happosai zu entdecken, den kleinen, zwergenhaften Meister von Ranmas und Akanes Vätern, der so winzig, und doch so mächtig war. Er konnte sich nicht vorstellen, dass der perverse alte Knacker woanders zu finden sein würde als in der Nähe der drei Tendo-Schwestern. Aber zu sehen war nichts. Als er allerdings auf das KI achtete, erkannte er mehrere Quellen,

und eine von ihnen bedrohlich riesig, geradezu monströs, auf dem Dach des Dojos. Das konnte Happosai sein. Und wenn er es war, dann war Ryoga stärker als er, wie er mit Verblüffung, aber auch Zufriedenheit feststellte. Also ging er weiter bis zur Haustür und klopfte höflich an. Er hatte zögern, mit sich hadern, sich vielleicht auch wieder abwenden wollen, aber er hatte geklopft, bevor er hatte zweifeln können. Und dann war es zu spät.

Die Tür ging auf. „Ja, bitte... Ryoga? RYOGA!“

Der junge Hibiki war viel zu überrascht, um etwas zu erwidern, als die junge Frau um seinen Hals fiel. Wie sie ihn drückte, als wäre sie eine Ertrinkende. Er spürte, wie ihre Tränen seine Schultern benetzten. „Ryoga! Ich bin so froh, dass du wieder da bist. Dass du zurückgekommen bist!“

Zögernd nur legte er die Arme um die junge Frau und drückte ganz leicht zu. Akane Tendo war ein zäher Brocken, eine Kampfsportlerin und eine der stärksten Frauen, die er kannte, in mehr als einer Hinsicht, aber es gab einige wenige Dinge, die er in diesem Leben niemals würde tun wollen. Akane auf irgendeine Art zu verletzen stand auf dieser Liste ganz oben.

„Ich bin wieder da, Akane“, sagte er mit rauer Stimme.

„Ja, das bist du, Ryoga. Das bist du.“ Sie hob den Kopf, betrachtete ihn durch ihren Tränenschleier und drückte ihm einen Kuss auf die linke Wange. „Wir haben uns die ganze Zeit Sorgen um dich gemacht, als Ranma herausgefunden hatte, dass du dich der United Earth Mecha Force angeschlossen hast. Und als wir gehört haben, dass du nicht in der Heimatflotte dienen würdest, sondern zum Angriffsteam gehörst, waren das nicht unbedingt weniger Sorgen.“

Zögernd ließ er Akane wieder los, und auch sie nahm ihre Hände zurück. „Aber das ist egal. Es zählt nur, dass du wieder da bist und dass es dir gut geht! Komm rein! Hey, Papa, Kasumi, ratet mal, wer gerade gekommen ist!“

Akane zerrte ihn ins Haus, ohne dass er wirklich etwas dagegen tun konnte, und das war ehrlich gemeint. Die Kraft, die sie aufbrachte, hatte etwas von seinem Kampf mit dem Daishi Alpha. Was zum Henker ging hier vor?

Kasumi sah aus der Küche auf den Flur. „Oh, das ist ja Ryoga-chan!“ Sie ließ alles fallen, was sie in den Händen hielt und legte beide vor ihren Mund. „Ryoga-chan, wir haben uns ja alle so große Sorgen um dich gemacht. Ranma und Akane haben sich wenigstens regelmäßig gemeldet, aber auf dem Mars warst du so weit weg...“ Sie kam auf den Flur und schloss den jungen Offizier ebenfalls in die Arme. „Willkommen zurück, Ryoga. Aber wenn du rein willst, musst du deine Schuhe ausziehen und den Schirm hier lassen.“

Noch immer peinlich berührt zog er also die Armeestiefel aus und stellte den Schirm gegen die Wand.

Akane griff danach. „Ist das ein neuer Schirm?“ Sie hob ihn ohne jedes sichtbare Zeichen von Kraftanstrengung hoch und spannte ihn auf. „Gefällt mir gut, ist nur etwas leicht.“

Leicht? Ryoga zog die Augenbrauen hoch. Er war fast doppelt so schwer wie der Schirm, der auf dem Mars geblieben war. Akane spannte ihn wieder zu und stellte ihn zurück. „Achtzig Kilo etwa.“

„Fünfundachtzig“, sagte Ryoga.

„Das ist ja eine ganze Menge“, sagte Kasumi. „Du bleibst doch zum Essen, oder?“

„Eigentlich bin ich hier, um dir und Doktor Tofu zur Hochzeit zu gratulieren.“ Er reichte ihr das Päckchen. „Hier, eine Kleinigkeit von mir.“

„Aber, aber. Das wäre doch nicht notwendig gewesen, Ryoga-chan. Dass du heile zurückgekommen bist, das ist doch unser größtes Geschenk.“ Sie nahm das Päckchen höflich an und stellte es auf einen reichlich zugestellten Tisch im Flur ab. Dort standen weitere Päckchen in verschiedenen Größen, augenscheinlich alles Geschenke zur Hochzeit.

„Papa, wo bleibst du denn? Ryoga ist da!“, rief Akane in den Flur.

„Ryoga? Sag das doch gleich!“ Der große, schnurrbärtige Mann kam vom Dojo ins Wohnhaus und eilte auf ihn zu. Soun Tendo streckte ihm die Rechte entgegen und legte die Linke auf Ryogas Schulter. „Es tut gut, dich wiederzusehen, mein Junge. Schön, dass du in einem Stück nach Hause gekommen bist. Aber komm doch rein. Kein Grund, im Flur herumzustehen. Nabiki hat bald Dienstende und dürfte auch gleich eintreffen, und Ranma erwarten wir noch den Abend zurück. Der wird sich freuen, dich zu sehen. Kasumi-Schatz, was ist denn mit Ono-kun? Wollte er nicht auch schon hier sein?“

„Er wird sich leicht verspäten. Es gab einen Notfall in der Klinik. Aber er sagte, er schafft es noch vor dem Essen.“

„Das ist gut. Notfall?“

„Shampoos Vater hat einen Bandscheibenvorfall.“

Die Augen Soun Tendos weiteten sich. Das war gewiss keine schöne Nachricht. Aber Ono Tofu war einer der besten Ärzte, die Papa Tendo kannte. Bei ihm war Shampoos Vater sehr gut aufgehoben.

„Autsch. Ryoga-kun, tritt doch bitte ein. Wenn wir heute nicht schon feiern würden, wäre jetzt ein Anlass dafür.“

„Äh, wenn ich ungelegen komme, dann...“, stammelte er.

„Papperlapapp!“ Akane griff nach seiner rechten Hand und zog ihn in den Flur. Wieder war da diese unwiderstehliche Kraft, diese Stärke. Was war hier los?

Akane zog ihn in Richtung Wohnzimmer, ihr Vater folgte. „Unterhaltet ihn mir gut. Er ist ja eigentlich mein Gast“, sagte Kasumi, bevor sie wieder in der Küche verschwand.

„Was gibt es denn zu feiern?“, fragte Ryoga.

„Ranma ist befördert worden. Nach der Schlacht hat er den Bronce Star erhalten, und gestern ging sowohl sein Reservestatus durch, als auch seine Beförderung zum First Lieutenant“, sagte Akane fröhlich.

„Was?“

„Was?“

„Befördert? Ich dachte, er...“

Akane wies ihm einen Sitzplatz zu und setzte sich neben ihn. Papa Tendo setzte sich ihm gegenüber hin. „Es ist viel passiert, während du auf dem Mars warst, Ryoga-kun“, sagte Soun Tendo.

Akane nickte zustimmend. „Als du im Rekrutierungsbüro warst, hat das uns alle sehr schockiert. Aber Ranma war der Erste, der gesagt hat, dass man Colonel Otomo und Major Uno die Rettung der Welt nicht alleine aufbürden sollte, und dass du nicht der Einzige sein solltest, der hilft, ihre Last zu tragen. Es hat fünf Tage gedauert, aber dann ging er auch in ein Rekrutierungsbüro. Da war natürlich die Planung und die Personalfragen der Mars-Mission schon erledigt. Aber für die Speerspitze wurden noch dringend Leute gebraucht. Tja, und dann bin ich auch in die UEMF eingetreten, und Nabiki, Mousse und Tatewaki Kuno ebenso. Wir kamen alle in die Speerspitze, wo wir dann auch Konatsu getroffen haben, der bereits am ersten Tag eingetreten war und in der Gegenspionage arbeitet. Wir haben versucht, mit dir in Kontakt zu kommen, aber das Einsatzteam wurde abgeschirmt, um Infiltrationen zu erschweren, deshalb haben wir auch nicht viel gehört. Das tut mir leid. Wir alle hätten dir gerne gesagt, wie stolz wir auf dich sind, und wie viel Angst wir um dich hatten.“

„Moment, Moment!“ Ryoga legte eine Hand vor sein Gesicht. „Langsam mit den jungen Pferden. Was ist passiert? Ranma ist First Lieutenant? Du bist in der UEMF? Wie bitte? Und ja, ich weiß, was die Speerspitze ist! Wegen der Resonatortorpedos der Kronosier wurden jene Schiffe in der Spitze der Abwehrformation ebenfalls mit Soldaten und Freiwilligen unter vierundzwanzig bemannt, um zu verhindern, dass die Kronosier die Crews der vorderen Schiffe abschlachten und um den nachfolgenden Schiffen die Chance zu erkaufen, Resonatortorpedos abschießen zu können. Eine wichtige und gute Entscheidung. Aber... Hä?“

Akane zuckte mit den Schultern. „Wie ich schon sagte. Wir waren uns sehr schnell sehr einig, dass die UEMF mit dem Angriff des Resonatortorpedos auf den OLYMP in einer absoluten Notfallsituation war, und dass wir, als wir aufgerufen wurden zu helfen, auch etwas tun mussten. Aber erst nachdem du ohne zu zögern

hingegangen bist, da haben auch wir uns ein Herz gefasst.“ Ihre Hand berührte ihn an der Schulter, ihr Lächeln war ein wenig wehmütig. „Die Kämpfe waren hart, aber wir haben den Kronosiern Saures gegeben und die Erde verteidigt. Die Speerspitze war eine ganz schöne Überraschung für sie, weil wir damit einen Kordon für die erfahreneren Mannschaften hatten, und wir haben eine Menge Schäden eingesteckt. Aber wir wurden gut trainiert und hatten nur wenige Verluste.“

„Ich kapiere immer noch nichts. Eigentlich bin ich in die UEMF eingetreten, damit Ihr das nicht müsst...“, sagte Ryoga.

„Oh, das hättest du uns so auch sagen müssen. Nicht, dass wir auf dich gehört hätten“, sagte sie, kniff die Augen ein wenig zusammen und lächelte.

„Ich muss zugeben“, sagte Soun Tendo, „es hat mir sehr viel Angst gemacht, dass nicht nur mein Schwiegersohn, sondern auch zwei meiner Töchter zur UEMF wollten. Aber Kasumi konnte ich gerade noch zurückhalten. Gut, Nabiki arbeitet wie der Freund von Ukyo im Geheimdienst in der Spionageabwehr, und sie soll darin recht gut sein. Aber Ranma und Akane waren doch etwas sehr exponiert, nicht wahr, Kapitän Tendo?“

Akane wurde rot. „Äh... So exponiert man an Bord einer Foxtrott-Korvette nun mal ist, Papa.“

„Als Kapitän der Foxtrott-Korvette, solltest du vielleicht noch hinzu fügen, Akane-chan.“

Nun wurde sie ganz rot. „Das macht mich ganz verlegen. Das klingt so angeberisch.“

Ryoga hatte die Augen ganz weit aufgerissen. „Was? Du hast ein Schiff bekommen?“

„J-ja. Sie haben mich getestet, als feststand, dass ich in die Speerspitze komme, und dann wurde ich als Schiffsoffizier ausgebildet, und weil ich Talent hatte und sie Leute brauchten, bekam ich den Second Lieutenant-Rang und mein eigenes Schiff.“

„Okay, okay, das ist in Ordnung. Und du bist ja auch wieder heile rausgekommen, den Göttern sei Dank. Und was war mit den anderen?“

„Ranma ist Hawk-Pilot geworden. Seine Fähigkeiten und Reflexe haben ihn dazu prädestiniert. Sie haben ein spezielles Titanen-Bataillon aufgebaut, ausschließlich aus den jungen Freiwilligen, und Ranma hat eine Kompanie kommandiert“, sagte Akane. „Seine natürliche Führungsqualitäten, weißt du, Captain? Wir haben während der Abwehrschlacht einiges zusammen erledigt und gemeinsam eine November versenkt.“

Ryogas Gesicht wurde lang. Dann, urplötzlich, begann er so laut zu lachen, dass Akane und ihr Vater erschrocken zurückzuckten. Erst als Kasumi ihm eine Tasse Tee vorsetzte, ebbte sein Gelächter ab. Ryoga wischte sich Tränen aus den

Augen und sagte: „Entschuldigt. Ich habe nicht über euch gelacht, sondern über mich. Ich habe mir die schlimmsten Dinge ausgemalt, wenn ich nach Hause komme, wenn ich meine alten Freunde besuche. Ich hatte so viel Angst vor unserem Treffen, davor, was Ihr sagen würdet, und dann...“ Seine Augen füllten sich mit Tränen. Sie liefen seine Wangen herab. „Und dann finde ich heraus, dass Ihr euch auch in Lebensgefahr gebracht habt. Ich dachte, wenn ich gehe, dann müsst Ihr das nicht, und... Und...“ Mit dem rechten Ärmel wischte er sich über die Augen. Akane legte einen Arm auf seine Schulter. „Es war gut so. Es war gut so, wie es passiert ist, wie wir es getan haben. Wir haben geholfen, die Erde vor den Kronosiern zu retten. Und wir waren in der UEMF, deshalb hatten wir ein paar Insider-Informationen darüber, wie es dir und den anderen auf dem Mars ergangen ist. Gestehe uns zu, dass auch wir nicht wollten, dass unsere Angehörigen einen Kampf aufgezwungen bekommen, den sie nie wollten. Ich wäre gestorben, wenn Kasumi zur UEMF gegangen wäre.“

Die älteste Tendo-Tochter sah für einen winzigen Augenblick mürrisch drein. „Ich habe im Lazarett geholfen.“

„Und das kann man dir gar nicht hoch genug anrechnen, Schwester. Aber ich wäre jeden Tag zweimal gestorben, wärst du an der Frontlinie gewesen.“

„Das wären wir wohl alle“, erklang eine weibliche Stimme vom Eingang. Nabiki kam herein, noch immer in Uniform, und ließ sich neben ihrem Vater nieder. „Hallo, Ryoga. Ich habe im Dienstticker schon davon gelesen, dass du Urlaub hast. Warum bist du nicht gestern schon vorbei gekommen?“

Unsicher, noch immer die Augen gerötet, sah er die Jüngste der Tendo-Töchter an. „I-ich habe mich nicht getraut.“

„Oh“, sagte Nabiki, aber nicht mehr. Sie nahm von Kasumi dankbar eine Teetasse entgegen und trank schweigend. Erst als ihr Vater sie sehr auffordernd ansah, sagte sie nach einem langen Seufzer: „Der psychologische Dienst hat damit öfter zu kämpfen. Fast die gesamte Marsattacke von Akira Otomo bestand aus Freiwilligen, die vorher keine Soldaten waren. Etwa jeder Fünfte hat wahnsinnige Angst davor, in sein altes Leben zurückzukehren. Nicht, weil er nicht mehr weiß, wie Zivilleben geht, sondern weil er Angst hat, dass er wegen der Veränderung, durch die er gegangen ist, von seinem Umfeld nicht mehr akzeptiert wird. Er hatte Angst, dass wir ihn nun für etwas Schlimmes halten, Papa.“

„Unsinn“, sagte Soun Tendo. „Du hast dir vollkommen umsonst Sorgen gemacht, Ryoga-kun. Wir sind Kampfsportler. Unsere Traditionen und unsere Kunst hat viel mit Krieg zu tun, viel mit der Akzeptanz der Tatsache, dass wir dazu öfter als andere gezwungen sind, unsere Leben zu riskieren, damit jene, die unsere Kunst nicht beherrschen, nicht ums Leben bedroht werden. Ich respektiere und akzeptiere deine Entscheidung, in den Krieg zu ziehen, um die Menschen aus deinem Umfeld

zu beschützen, Ryoga Hibiki. Solange ich lebe, bist du ein willkommener Gast in diesem Dojo und in diesem Haus.“ Dazu nickte er gewichtig.

Ryoga spürte die Rührung in sich hochkommen wie eine Welle. Er sah auf seine Knie und beobachtete ein paar Tränen, die herab fielen. „Vielleicht habe ich mir doch zu viele Sorgen gemacht.“

„Natürlich hast du das, Ryoga“, sagte Akane bestärkend. „Vor allem, weil Ranma und ich auch durch diese Gefühle gegangen sind. Den einen Moment salutiert noch deine Crew vor dir, und im nächsten Moment stehst du daheim vor der Haustür und weißt nicht, ob du hinter der Tür überhaupt noch willkommen bist, nachdem du Menschen getötet hast. Für mich war es nicht so schwer, wieder über diese Schwelle zu treten, weil ich wusste, dass ich immer Papas Tochter sein würde. Für Ranma war es schwerer, sehr viel schwerer, weil er in einem Hawk viel dichter dran war am Feind. Zum Glück hat Opa Happosai die richtigen Worte gefunden...“

„Hat er?“, fragte Ryoga erstaunt. „Ich dachte, er interessiert sich nur für Damenunterwäsche.“

Soun Tendo lachte, jedoch nur für einen Moment. „Es gibt einen Grund dafür, dass er so ist wie er ist, einen Grund dafür, dass Saotome-kun und ich seine Schüler sein wollten. Was wir, zugegeben, oft genug bereut haben.“

In diesem Moment trat Genma Saotome ein, ausnahmsweise nicht in seiner Pandagestalt, die wie Ryogas Ferkel-Erscheinung auch nur eine KI-Rüstung war. „Ryoga-kun. Willkommen zurück.“

Kasumi stellte ihm einen Tee hin. „Ist das alles, was du ihm zu sagen hast, Genma?“, fragte sie.

„Was soll ich ihm denn sagen, was er nicht schon weiß? Dass ich böse mit ihm bin, weil Akane-chan und mein Sohn wegen seinem Beispiel in den Krieg gezogen sind? Dass ich stolz auf ihn bin, weil er getan hat, was er tun musste, als es an der Zeit war, es zu tun? Dass er seine Kämpfe gefochten und überlebt hat, was mich auch mit Stolz erfüllt?“ Genma sah zu ihm herüber. „Du bist sehr stark geworden. Ich kann es an deiner Aura sehen. Du hast noch einen weiten Weg vor dir, aber du bist auch schon sehr weit gekommen.“

„Danke. Ich wurde in KI-Fragen von den Slayern ausgebildet.“

„Es ist nicht nur dein KI“, sagte Genma. „Auch dein Geist, deine Persönlichkeit, haben sich verändert. Zum Besseren. Du bist jetzt in vielen Dingen stärker als je zuvor.“

Ryoga wusste nicht warum, aber diese Worte waren es, die ihm letztendlich die Sicherheit zurückgaben, die er so lange vermisst hatte. „Danke, Saotome-san. Diese Worte bedeuten mir viel.“

„Deshalb habe ich sie gesagt“, sagte Genma. Er nahm seinen Tee und trank einen Schluck. „Ono-kun verspätet sich?“

„Ranma auch“, sagte Kasumi. „Wir warten solange.“

„Gut. Dann haben wir ja Zeit. Ryoga, erzähl uns ein paar Dinge über den Marsfeldzug. Dinge, die du erzählen darfst.“

Das machte ihn verlegen, aber es trocknete auch die letzten Tränen. „Mal sehen, was fällt denn nicht unter die Geheimhaltung? Ach ja: Joan Reilley ist in Wirklichkeit viel kleiner, als sie im Fernsehen wirkt.“

„Du hast Joan Reilley getroffen?“, rief Akane aufgeregt.

„Ich habe direkt unter ihr gearbeitet, sozusagen. Ich habe eine ihrer Kompanien geführt und war ihr Stellvertreter.“

„Hast du auch Megumi Uno gesehen?“, fragte Akane noch aufgeregter.

„Das bleibt nicht aus, wenn man Offizier in der gleichen Angriffsformation ist. Und bevor du fragst, ich bin auch perdu mit Akira, mit Makoto, mit Yoshi und mit allen Slayern.“

Eine gespenstische Stille erfüllte den Raum. „Äh, Leute?“

„Ich glaube“, sagte Soun Tendo, „du wirst eine ganze Menge Fragen beantworten müssen, Ryoga-kun.“

3.

Kurze Zeit später kamen zuerst Doktor Tofu und nicht sehr viel später Ranma nach Hause. Da hatte Ryoga schon etliche Anekdoten und Geschichten zum Besten gegeben, und nach einer aufregenden, herzlichen Begrüßung und beim guten Selbstgekochten von Kasumi erzählte er noch ein paar weitere Geschichten. Nach dem Essen, das gewohnt großartig war, vereinnahmte Ranma den alten Rivalen und schleifte ihn in den Dojo.

„Du wirst dich doch jetzt nicht mit mir schlagen wollen?“, fragte Ryoga argwöhnisch. „Das ist für später eine gute Idee, da wir augenscheinlich beide dazu gelernt haben. Aber den Abend würde ich damit jetzt nicht kaputt machen wollen.“

„Keine Sorge, Captain. Ich möchte nur mit dir reden. Es wäre übrigens schön, wenn du noch ein wenig bleibst. Akane und ich haben da auch eine oder zwei Geschichten, die wir erzählen könnten. Das ist nicht so spannend wie das, was die Leute vom Zweiten Marsangriff direkt aus Akiras Umfeld erzählen können, aber man kann sie sich anhören.“

„Ich bleibe gerne noch ein wenig. Um was also geht es hier?“

Ranma betrat den Dojo und setzte sich im Schneidersitz auf den Boden. Ryoga gebot er, ihm gegenüber Platz zu nehmen. „Ich stimme dir zu. Wir sollten die nächsten Tage einen Kampf ausfechten, am besten auf einem Kasernengelände,

einfach um zu schauen, wie stark wir geworden sind. Aber das ist heute wirklich nicht das Thema. Zuerst einmal muss ich dir einiges sagen. Ich bin vom Fluch der Verwunschenen Quellen, der mich beim Kontakt mit kaltem Wasser in ein Mädchen verwandelt, geheilt worden. Arno Futabe hat mich konsultiert. Ich kann die Verwandlung nun willentlich auslösen und auch variieren. In einem begrenzten Umfang. Er hat mir erklärt, dass es sich dabei um eine KI-Rüstung handelt, etwas, was die Dämonen wie Kitsune-sama benutzen."

„Arno Futabe kenne ich. Ich habe mit ihm gearbeitet."

„Ja, davon hat er erzählt. Es ist doch schön zu wissen, dass ich jetzt nicht mehr ständig auf der Suche nach heißem Wasser sein muss, um wieder ein Mann zu werden." Er zwinkerte Ryoga zu und schaute dann demonstrativ hinter ihm.

Ryoga verstand. Akane stand oder saß dort und hörte zu. Sein großes Geheimnis, dass er ihr kleines Haustier P-chan gewesen war, war also noch nicht ans Tageslicht gekommen. Ryoga wusste nicht so recht, wie er damit umgehen sollte. Erst mal nickte er nur in Ranmas Richtung, um zu zeigen, dass er den Wink verstanden hatte. „Was ist eigentlich mit Mousse? War er auch in der Speerspitze?"

„Ja. Hat ein Team mit Kuno gebildet. Die beiden sitzen auf einem Eagle. Mousse ist der Schütze, Kuno der Pilot. Ein sehr erfolgreiches Gespann."

„Und sie wollen...?"

„Erst mal in der UEMF bleiben, soweit ich weiß. Vor allem Mousse, weil ein Krieger aus einem echten Krieg bei Shampoos Stamm einen besonderen Stellenwert hat."

„Du meinst, er hat jetzt Chancen bei Shampoo."

Ranma nickte zustimmend. „Ähnliches gilt für Ukyo. Sie ist nicht in die UEMF eingetreten, aber ihr Ninja-Freund ist es. Wie ich aber gehört habe, hat sie alle paar Tage eine Okonomiyaki für dich bei deinen Eltern abgeliefert."

„Ja, der Eisschrank quillt über. Ich habe mir welche aufgetaut und gegessen. Das hat in mir den Wunsch geweckt, eine frisch gebackene von Ukyo-chan zu essen."

Ranma lächelte. „Als wir weg waren, war es Ukyo, die sich um jene gekümmert hat, die hier geblieben sind. Deine Eltern, zum Beispiel. Vater Tendo. Kasumi, Shampoo, Kodachi Kuno. Sogar um meinen Vater hat sie sich gekümmert. Ich kann ihr nicht genug danken, dass sie den Laden hier zusammengehalten hat."

„Ja, das kann ich auch nicht. Ich bin sicher, ihre Besuche haben es meinen Eltern leichter gemacht, dass ich in Gefahr war."

„Und damit sind wir auch beim Thema", sagte Ranma. Er streckte den Rücken ein kleines Stück durch, um mit Ryoga auf Augenhöhe zu kommen. „Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, die arme Akari ohne ein einziges erklärendes Wort sitzen zu lassen?"

Ryoga saß da wie vom Donner gerührt. „Ich...“

„Die ersten Tage war sie verwirrt, weil sie nicht wusste, wo du warst. Hat sich Vorwürfe gemacht, sich die Schuld gegeben, hat dich verzweifelt gesucht. Als dann klar war, dass du der UEMF beigetreten bist, um am Marsfeldzug teilzunehmen, konnten wir sie nur mit Mühe und Not davon abhalten, den OLYMP anzugreifen und dich wieder nach Hause zu holen.“

Ryoga erstarrte bei diesen Worten. Akari hätte garantiert einen Weg gefunden, das zu tun. Sie konnte so furchtbar stur sein.

„Ukyo und Katsunishiki, ihr Lieblingssumoschwein, haben es dann geschafft, sie wieder auf die Erde zurückzuholen, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Auch dass sie sich selbst einschreibt konnten wir gerade so verhindern, weil wir wohl nicht zu Unrecht angenommen haben, dass du ausgerechnet das nicht wollen würdest.“

Ryoga nickte. Sagen konnte er nichts, denn in seinem Hals steckte ein dicker Kloß.

„Was ich damit sagen will, ist, dass ich es schön finde, dass du zuerst zu uns gekommen bist, Ryoga. Aber dein erster und wichtigster Weg hätte dich zu Akari Unryuu führen müssen, du alter Esel. Und wenn du dich alleine nicht traust, komme ich gerne mit. Aber sei versichert, sie liebt dich, und sie hat die ganze Zeit eine wahnsinnige Angst um dich gehabt. Und wenn sie wüsste, dass du Zuhause bist, oder jetzt in diesem Moment hier, dann würde sie mit Katsunishiki durch die Haustür brechen, um dich zu finden.“ Ranma räusperte sich. „Auch einer der Gründe, warum wir es ihr nicht sagen.“ Ranma erhob sich. „Ich hole dich morgen um neun Uhr ab. Dann besorgen wir Blumen und ein paar Süßigkeiten und wir besuchen Akari. Das heißt, ich liefere dich da ab und verschwinde, sobald es mir möglich ist. Ich hoffe, das gibt dir das nötige Selbstvertrauen.“

„Ich weiß das zu schätzen, Ranma.“

Der junge Hawk-Pilot trat an Ryoga vorbei und tätschelte ihm auf die Schulter. „Ach, eines noch, ein persönlicher Wunsch. Kannst du es arrangieren, dass wir Akira und Megumi treffen? Und mit wir meine ich die ganze Familie.“

Ryoga war überrascht. „Ich... Ich kann ihn und die anderen fragen.“

Ranma lächelte. „Eine gute Antwort. Ich gehe zurück ins Wohnzimmer. Komm, sobald Akane dich wieder rausrückt. Sie schaut ganz so aus, als hätte sie einiges auf dem Herzen.“

Ryoga zuckte zusammen. Er erinnerte sich nur zu gut daran, dass sie ihn an diesem Abend sehr oft berührt und sogar auf die Wange geküsst hatte. Warum, wusste er nicht, denn für jeden, auch für Außenstehende war klar, dass sie Ranma liebte, und niemanden sonst. Das war für seine ehemals romantischen Gefühle für

sie ein schwerer Schlag, aber nicht zu schwer. Er war in die UEMF gegangen, um Akari zu beschützen, nicht wegen Akane.

Ranma tätschelte noch einmal seine Schulter und verließ dann den Dojo.

Akane erhob sich an der Tür und trat ein. Sie setzte sich Ryoga gegenüber und sah verlegen zur Seite. „Ryoga, ich weiß, das ist vielleicht etwas viel verlangt, aber ich habe eine Bitte."

„Eine Bitte? Worum geht es?"

Akane druckste verlegen. „Ich habe mich gefragt, ob... Nun, um der alten Zeiten willen... Ich meine, ich vermisse ihn schon ziemlich und so... Und da dachte ich... Da dachte ich..."

Unvermittelt sah sie ihm in die Augen. Ihr Blick war entschlossen, geradezu trotzig. Dann schlug sie die Hände vor dem Gesicht zusammen wie bei der Fürbitte im Tempel. „Kannst du dich der alten Zeiten willen für eine kurze Zeit wieder in P-chan verwandeln? Bitte, bitte?"

Entgeistert sah Ryoga die junge Frau an. „Wo-woher...?"

Akane rollte mit den Augen. „Hast du wirklich gedacht, mir ist nie aufgefallen, dass du nie mit P-chan im gleichen Raum zu finden bist, Ryoga? Hallo, ich bin mit Ranma verheiratet, einem Mann, der bei Kontakt mit kaltem Wasser ein Mädchen geworden ist. Ich habe viel Zeit mit Mousse und Shampoo verbracht. Und ich war an den Verwunschenen Quellen, wo sogar eine Quelle gemacht wurde, die KI-Rüstungen nach meinem Vorbild erzwingt. Denkst du, ich kann nicht bis drei zählen?"

„Aber... Warum hast du nie etwas gesagt?", fragte Ryoga entgeistert.

„Na, weil es Spaß gemacht hat. Weil ich dich mag und wir Freunde sind. Weil wenigstens was los war, wenn P-chan unterwegs war. Und weil du als Ferkel mein Haustier warst, und nichts sonst, Ryoga Hibiki."

Der junge Captain sah sie fassungslos an. „Okay..."

„Und weil es Ranma geärgert hat. Er war so oft gemein zu mir, und P-chan war immer für mich da..." „Das ist ein Grund, das sehe ich ein", lachte Ryoga. „Dann wird es natürlich verständlicher. Nicht besser, aber verständlicher." Ein breites Grinsen erschien. „Na, wenn es um die alten Zeiten geht..."

Vor den Augen Akanes verschwand Ryoga Hibiki. Nur seine Uniform blieb zurück. Aus dieser Uniform wühlte sich ein kleiner, schwarzer Schatten hervor, der ein Halsband trug, das sehr an Ryogas Stirnband erinnerte. Es war ein schwarzes Ferkel, das vor Aufregung und Freude quiekte.

„P-chan!", rief Akane begeistert und breitete die Arme aus. Das Ferkel sprang ihr direkt in die Umarmung, und das Mädchen drückte ihr Haustier voller Freude und Zufriedenheit an sich. „Was habe ich dich vermisst, mein kleiner P-chan."

Worte, die das Ferkel mit noch freudigerem Quieken erwiderte.

Ein leises Räuspern klang vom Gang vor dem Dojo auf.

„Keine Sorge, Ranma. Du bekommst nachher noch genug Zuneigung von mir, versprochen."

Ranma Saotome lachte leise. „Ich nehme dich beim Wort, Schatz. Aber macht nicht zu lange. Nicht, dass jemand nachschauen kommt, wo Ihr beide bleibt."

„Na, ein bisschen kannst du mir die Familie doch vom Leib halten, oder?", fragte sie neckisch.

„Ein bisschen schon." Ranma klopfte gegen die Tür, um sich zu verabschieden und ging zurück ins Wohnzimmer der Tendos, während Akane Ryoga in seiner KI-Rüstung als P-chan mit Zuneigung überschauerte. Das versprach, ein recht interessanter Abend zu werden. In mehrerlei Hinsicht.

* * *

Am nächsten Morgen, und natürlich viel zu früh, denn es war spät geworden, hielt ein offizieller UEMF-Wagen vor dem Haus der Hibikis. Es war eine große Limousine mit offizieller Standarte, und am Steuer saß ein Sergeant Major mit mehr Dienstjahren in den Streitkräften, als Ryoga bereits am Leben war. Ranma Saotome stieg aus, strich sich über seine Ausgeh-Uniform und klopfte an der Haustür des Hibiki-Haushalts. Ein vollkommen übernächtigter Ryoga öffnete. „Ist schon neun?"

„Es ist zehn. Wann bist du ins Bett gegangen?"

„Weiß nicht. Habe mich auf dem Heimweg verlaufen."

Ranma lachte auf. „Manche Dinge ändern sich eben nie. Aber du hast es doch nach Hause geschafft, weil du ausnahmsweise das Navi deines Handys benutzt hast?"

„Halb und halb. Ich bin in eine junge Dame gelaufen, groß, gut gebaut, langes, braunes Haar, sehr japanisch. Die hat mich nach Hause gebracht."

„Sie hat dir nicht zufällig eine Münze vor die Nase gehalten, mit einem Loch in der Mitte?"

„Doch, das hat sie, aber ich habe das nicht verstanden. Aber das Beste ist, ich dachte in der ersten Sekunde, vor mir steht ein kleines Mädchen, vielleicht zehn Jahre alt."

„Na, du musst aber ganz schön an KI-Kraft zugelegt haben, wenn du nicht mal gemerkt hast, was passiert ist", sagte Ranma mehr zu sich selbst. „Also, Ryoga, es ist schon zehn. Wirf dich in deine Gala-Uniform, häng dir den Silver Star um, und dann fahren wir raus zu Akari."

„Mit dem Ding?", fragte er, auf die Limousine deutend. „Ist das nicht etwas protzig?"

„Wenn du schon hinfährst, um dich zu entschuldigen, dann schadet es sicher nicht, wenn die UEMF zeigt, dass sie deinen Dienst wertzuschätzen weiß, Captain Hibiki. Keine Sorge, ich weiß, was ich tue."

„Das wäre ja echt mal was Neues, Ranma."

„Du willst alleine fahren, oder wie?"

Ryoga wurde bleich. „Okay, ich ziehe mich ja schon um. Unterstehe dich, mich allein zu lassen."

Ranma grinste zufrieden, als er Ryoga ins Haus folgte. Der war zu seinem Zimmer durchgestartet, um seine beste Uniform hervor zu kramen. Die Schachtel mit dem Silver Star lag jedoch im Flur. Ranma nahm sie an sich und betrachtete Orden und Reverszeichen. Bei ihm hatte es immerhin zum Bronce Star gereicht, und beide Auszeichnungen waren nicht oft vergeben worden, weder auf dem Mars, noch in der Speerspitze. Sie konnten beide zufrieden sein mit dem, was sie in der UEMF erreicht hatten. Aber Ranma ließ sich zwar zur Reserve versetzen, doch er hatte so eine Ahnung, als wenn der Silver Star auch für ihn nicht allzu lange warten würde. Immerhin war die Existenz der Naguad überall bekannt, seit die siegreiche Flotte vom Mars zurückgekehrt war.

Es dauerte einige Zeit, dann stand Ryoga tatsächlich in Gala-Uniform vor ihm, in der leichten Ausführung mit leichten Schuhen und ohne Seitenwaffe, und statt der Schirmmütze trug er wieder sein Stirnband, aber er hatte alle Auszeichnungen angelegt, die er auf dem Mars erworben hatte. „Halt still", sagte Ranma, entnahm der Schachtel das Ordensband und legte es Ryoga um den Hals. „Das I-Tüpfelchen, Captain Hibiki. So kannst du ihr unter die Augen treten."

„Danke."

Sie stiegen in die Limousine. Die Fahrt würde dauern, und der Fahrer war nicht unbedingt mit Gesprächigkeit gesegnet. Also fragte Ranma nach ein paar Minuten: „Was hast du vor? Weißt du schon, ob du wie ich Reservist werden willst? Oder gehst du mit auf die Expedition, die Akira Otomo plant?"

„Eventuell habe ich das nicht alleine zu entscheiden", sagte Ryoga mit ernster Stimme. „Es hängt davon ab, was heute passiert."

Ranma lachte leise und drückte die Schulter des Anderen. „Ich bin ja bei dir, Ryoga."

„Und ich weiß das wirklich zu schätzen. Weißt du, ich hatte oft und viel Angst, als wir auf dem Mars gekämpft haben. Ich bin auch ein paarmal knapp mit dem Leben davon gekommen, das kann ich dir sagen. Aber all das verblasst jetzt vor der Angst, diesem Mädchen unter die Augen zu treten. Was, wenn es schief geht? Wenn ich es vermassle? Wenn sie mich nicht mehr sehen will? Wenn sie genug von der

Ungewissheit hatte und mich nicht mehr...?“ Er schluckte hart, dann hustete er röchelnd aus dem Magen heraus.

Ranma öffnete die Bar des Wagens und zog kaltes Wasser hervor. Er schenkte Ryoga ein Glas ein. „Trink.“

Gehorsam nahm er einen Schluck. Das Wasser beruhigte, verdünnte die Magensäure. „Danke“, sagte er. „Besser.“

Ranma nickte zufrieden. „Aber kannst du dir vorstellen, Akira Otomo zu begleiten?“

„Vorstellen schon. Doch wir können kaum den ganzen Stadtteil mitnehmen, oder? Und ich möchte mein Leben hier, meine Freunde, nicht noch mal so lange allein lassen.“

Ranma nickte verstehend. „Ein Raumschiff ist zwar eine fliegende Stadt, wie man so schön sagt, aber eben keine richtige Stadt. Leider.“

Den Rest der Fahrt verbrachten sie damit, Anekdoten über ihre Einsätze auszutauschen.

Als sie ihr Ziel erreicht hatten, stiegen sie aus, beide jeder Zoll Veteranen der UEMF, die durch bittere Kämpfe gegangen waren, stolz und hochaufgerichtet, und... hochgradig nervös. Zumindest Ryoga. Als Ranma die Türglocke betätigte, sah Ryoga ihn mit Entsetzen im Blick an. „Meinst du, sie wird uns reinlassen? Meinst du, sie schickt mich wieder fort? Meinst du, sie...“

Die Haustür öffnete sich. Ein leises, fragendes Quieken erklang. Ranma und Ryoga sahen gemeinsam in Richtung Tür. Dort stand ein großes, geflecktes Schwein, das mit seiner Klaue die Tür geöffnet hatte. „Katsunishiki?“, fragte Ryoga.

Das Schwein quiekte vorsichtig bestätigend. Argwöhnisch betrachtete es die beiden Soldaten. Ein fragendes Quieken erklang.

„Was? Nein, ich bin es, ich, Ryoga Hibiki!“

Entsetzt weitete das Schwein die Augen. Dann kam es ganz nahe an Ryoga heran und betrachtete ihn sehr genau. Es quiekte erneut.

„Meinen Schirm? Den habe ich Zuhause gelassen.“ Er nahm sein Stirnband ab und hielt es dem Schwein vor die Schnauze. „Erkennst du wenigstens das wieder?“

Argwöhnisch betrachtete das Schwein das Stirnband, sehr, sehr genau, aber mit jeder Sekunde veränderte sich das nachdenkliche Quieken. Schließlich quiekte Katsunishiki sehr erfreut auf, warf Ryoga voller Enthusiasmus um und stupste ihn mit seiner Schnauze. Dann quiekte er noch aufgeregter und lief zurück ins Haus.

Ranma half dem Freund auf die Beine. „Hat uns nicht erkannt, das Schwein.“

„Die Uniformen. Die kennt er wohl nicht. Ich...“ Ryoga verstummte, als das Schwein zurückkehrte, dabei ein junges Mädchen mit langen Haaren vor sich herschiebend.

„Was ist denn so wichtig, dass du dich so aufführst? Man könnte meinen, die Welt geht unter, Katsunishiki...“

„Akari...“, sagte Ranma.

Die junge Frau, vom Sumoschwein schon fast bis zur Tür bugsiert, sah herüber. „Ryoga? Ryoga, bist du es?“

„Es steht zumindest auf meiner Brust“, sagte er und deutete auf das Emailleschild mit seinem Nachnamen.

„RYOGA!“ Mit einem beherzten Sprung war sie bei ihm und fiel ihm um den Hals. „Ryoga! Du bist zurück! Dir geht es gut! Ich bin so froh!“

Überrascht schloss er die Arme um Akari. „Ich bin zurück vom Mars, Akari.“

Eine Zeitlang tat sie nichts anderes als ihn zu umarmen und vor Erleichterung zu schluchzen. Sie weinte hemmungslos an seiner Brust und wirkte dabei doch irgendwie glücklich. Als sie sich gefasst hatte, sah sie ihn freudestrahlend an. „Du hast überlebt. Und es ist noch alles dran an dir. Du bist zu mir zurückgekommen, und... Und...“

Katsunishiki quiekte leise. Ranma nickte zustimmend. „Ja, du hast Recht. Überlassen wir die beiden sich selbst.“ Das Sumoschwein quiekte erneut. „Tee? Aber gerne doch. Und ja, wir können danach eine Partie Go spielen.“ „Quiek?“ „Nö, ich habe nichts vor. Ich kann ihn hierlassen oder warten, bis er wieder weg will. Das entscheide ich nach dem Tee.“

Ryoga und Akari merkten davon nichts, denn sie waren vollkommen voneinander eingenommen. Langsam reckte sich das Mädchen, langsam kam Ryoga ihr entgegen. Momente, bevor sie sich küssen konnten, stockte Akari. „D-du bist doch noch Single, richtig? Du hast doch niemanden auf der Mars-Mission kennengelernt, oder? Die Slayer sollen ja alle ziemlich hübsche Mädchen sein.“

„Oh, das sind sie, und ich habe sie auch alle kennengelernt, aber ich bin dir absolut treu geblieben.“ Ryoga stockte. „Äh, bist du...? Ich meine, ich war über ein halbes Jahr weg, und wir waren nie offiziell zusammen, daher kann ich es dir nicht verdenken, wenn...“

„Nein, auch ich war dir treu, Captain Hibiki. Und jetzt beeil dich, sonst wird das hier nie was.“

Ryoga lachte leise auf, dann küsste er das junge Mädchen.

4.

„Hey, Ryoga, konntest du was arrangieren?“

„Klar, Ranma. Ich bin zu Akira Otomo gegangen und habe gefragt, ob er ein paar meiner Freunde kennenlernen will, die auch in der UEMF gedient haben. Und er hat geantwortet: „Mein Captain, aber natürlich doch. Für dich immer. Hey, ich gebe in meinem Garten einfach eine Party. Bring deine Freunde mit und auch ihre Familien, okay?“ Ja, und jetzt erwarten uns Akira und Megumi mit unseren Familien diesen Sonntag um zwei zum Familiengrillen.“

„Hahahaha. Nein, ernsthaft, hast du was erreicht?“

Ranma konnte nicht so ganz glauben, wo er sich gerade befand. Es war ein großer Garten mit einem geschmackvollem Teich vor einem zweistöckigen Holzhaus mit großer Veranda. Wie gut gepflegt der von einer Mauer umgebene Garten war, konnte er nicht erkennen, denn er war gut gefüllt. Überall standen Sonnenschirme herum oder waren Sonnensegel gespannt, es ging eine leichte Brise, weil zwei Hawk zusammengeschusterte Propeller mit ihren vollmodulierten Händen drehten, und das waren nur zwei von sechs der Giganten, die das Haus umstanden, und überall sah man bekannte Gesichter. Kurz und gut, er befand sich im Garten von Eikichi Otomos Haus. Und nicht nur er, sein Vater war auch hier, und die Tendos, die Hibikis, soweit sie hergefunden hatten, Mousse und Shampoo, Ur-ur-Großmutter Cologne, Ukyo und Konatsu, Akari mit ihrem Sumoschwein, und, und und. Das war aber noch lange nicht alles. Joan Reilley war mit ihrer kompletten Band vor Ort und schien tatsächlich Musikinstrumente an Verstärker anzuschließen, er hatte schon Yoshi Futabe gesehen und gemeint, ein hübsches rothaariges Mädchen in einem wirklich niedlichen, sehr kurzen Sommerkleid, das ihn passiert hatte, sei in Wirklichkeit Colonel Makoto Ino... Er WAR im Garten von Eikichi Otomos Haus!

„Habe ich dir zu viel versprochen?“, fragte Ryoga grinsend, während er Ranma ein Getränk reichte. „Zu viel sicher nicht, aber das habe ich echt nicht erwartet. Du bist ein Zauberer, Ryoga.“

„Guck mal da hinten, die große Blondine. Sakura Ino, Kommandeurin des Verbandes der BISMARCK und Akiras Cousine. Der kleine Junge daneben ist der jüngste Commander der UEMF, Kei Takahara. Der Dicke daneben ist Tetsu Genda, Kapitän eines Begleitschiffs der BISMARCK. Hey, da hinten sind Hina Yamada und Akane Kurosawa, beide Slayer. Hey, Hina-chan, Akane-chan!“

„Ryoga! Was für eine Überraschung!“, rief Hina. Die beiden Frauen kamen herüber. „Ranma, das sind Captain Yamada und First Lieutenant Kurosawa. Dies ist...“

„Ranma Saotome“, sagte Akane. Sie schüttelte ihm die Hand. „Es gibt wohl kaum jemanden, der nicht vom Dämon im Erdorbit gehört hätte. Ist der tödlich lächelnde Schatten gar nicht hier? Das hätte ich erwartet, da sie doch Ihre Frau ist, Saotome-san.“

Ranma wirkte verlegen, während er auch Hina die Hand schüttelte. „Sie war gerade noch bei mir. Dann war ich so baff darüber, wo ich tatsächlich bin, und dann...“

„Der tödlich lächelnde Schatten?“, raunte Ryoga.

„Sie meint Akane. Meine Akane.“

„Richtig. Davon hast du nichts gehört, Ryoga? Akane Saotome hat sich einen Namen damit gemacht, wie sie ihre Korvette geführt hat. Riskant, waghalsig, und fast immer sehr erfolgreich. Sie hat den Tarnmodus auf eine Weise ausgenutzt, die viele in der Flottenführung nicht für möglich gehalten hatten, gerade nicht bei einem Beuteschiff, über das wir nur unzureichende Unterlagen hatten. Sie hat einfach gemacht. So etwas imponiert mir. Ah, da ist sie ja, bei Akira am Grill! Akane Saotome, hallo!“

Erschrocken fuhr Ranma herum. Tatsächlich stand Akane am Grill. Neben ihr stand ein braunhaariger, groß gewachsener Mann in ihrem Alter, bewehrt mit einer dunklen Sonnenbrille, einem leichten weißen Shirt, auf dem Blue Lightning stand, eine Grillzange in der Hand, das Fleisch wendend. „Gehen wir rüber“, sagte Hina fröhlich. Ryoga zog Ranma mit sich, der nicht reagierte.

„Mein Captain“, sagte Akira Otomo, als Ryoga mit den beiden Mädchen näher kam. „Diese Party war eine richtig gute Idee. Ich fühle richtig, wie der Stress der letzten Wochen aus mir entweicht... Und ich bereit bin für den nächsten Stress. Hey, ich habe deine Freundin schon kennengelernt. Sie steht bei Daisuke und Sarah an der Salatbar. Ich hoffe, ihr Sumoschwein hat gute Manieren. Hina, wo hast du Doitsu gelassen? Ich dachte, er wollte dich abholen.“

„Er kommt gleich. Er sagte, er müsse vorher noch mal kalt duschen“, antwortete sie und drehte sich einmal um die eigene Achse, um ihr kurzes Sommerkleid zur Geltung zu bringen.

„Absolut verständlich. Absolut nachvollziehbar. Ich nehme also an, Mamoru duscht auch noch mal kalt, Akane-chan?“, sagte er grinsend, auf ihre sehr kurze Hose bezogen.

„Nein. Er streitet sich schon seit einer Stunde mit so einem alten Knacker über die Bedeutung weiblicher Unterwäsche. Die Seite kenne ich nicht an ihm, ehrlich nicht.“

„Alter Knacker... Das ist garantiert Happosai, der Sensei meines Vaters.“

„Und meines Vaters“, sagte Akane, die andere. „Entschuldige, dass wir ihn mitgebracht haben. Aber es hieß ja, wir sollten alle kommen, auch die schwarzen Schafe der Familie.“

Akira winkte großzügig ab. „Keine Sorge, tödlich lächelnder Schatten, hier kann sich jeder selbst verteidigen, falls er das theoretische Gespräch praktisch erproben will.“ Er reichte Ranma die Hand. „Du bist dann sicher Ranma Saotome,

der Dämon im Erdorbit, richtig? Ich habe einige spektakuläre Dinge über dich gehört.“

Aufgekratzt wie ein Schuljunge bei seinem Idol schüttelte Ranma die Hand des Gleichaltrigen. „U-und ich habe so viel über Sie gehört, Otomo-sama! Sie sind der beste Soldat, den die UEMF hat!“

„Akira für dich. Wenn ich Ranma sagen darf.“

„Okay. Akira.“

„Ryoga, sag doch mal, bin ich der beste Soldat der UEMF? Oder bin ich nur ihr bester Mörder? AUTSCH! Schatz, nicht auf den Po, das tut doch weh!“

„Stell dich nicht so an“, flötete Megumi Uno. Sie drückte sich an Akira. „Was mich angeht, so bist du der derzeit beste Soldat der UEMF, weil du diesen verdammten selbstmörderischen Einsatz zum Erfolg geführt hast. Und das ist es, was zählt. Hey, Ranma, ist schon ein bisschen her.“

Ryoga sah erstaunt dabei zu, wie Lady Death Ranma die Hand gab. „Äh, habe ich da was verpasst?“

„Vater und ich wurden mal von Commodore Thomas angefordert, um ihrer Nahkampfausbildung mehr Schliff zu geben. Freut mich wirklich, dich wiederzusehen, Megu-chan. Ich kann sehen, dass du stärker geworden bist.“

„Du kennst sie schon? Muss ich mir Sorgen machen?“, fragte seine Akane.

„Sorgen? Worum geht es?“, klang eine Mädchenstimme auf.

„Yohko-chan. Kennst du schon Akane und Ranma Saotome? Sie waren beide bei der Speerspitze. Akane, Ranma, das ist meine Schwester Yohko, in den Streitkräften bekannter als Lilian Jones.“ Akira zuckte die Achseln. „Ist eine längere Geschichte.“

„Ich kenne Yohko Otomo“, sagte Ranma bestimmt. „Freut mich. Ranma Saotome.“

„Und ich kenne Akane schon. Freut mich sehr, Ranma Saotome. Es ist immer erstaunlich, nach der Legende auch den Mann zu treffen.“

Ranma räusperte sich verlegen. „Legende halte ich jetzt wirklich für übertrieben.“

Yohko verdrehte die Augen. „Oh nein, nicht noch einer von dieser Sorte. Ich dachte, mein großer Bruder würde seine eigenen Leistungen genug für alle runterspielen.“

„Niemand spielt die Leistungen von Akira Otomo herunter“, versicherte Ryoga.

„Außer Akira Otomo.“ Sie sah auf wie ein witternder Wolf. „Oh. Oh. Papa ist da. Ich gehe ihn begrüßen. Aber wir reden nachher noch, Ranma. Wir auch, Akane.“

„Eikichi Otomo kommt?“, fragte Ranma aufgeregt.

Akira, eifrig die Würstchen, die Steaks und den Tofu drehend – die Toriyaki-Spieße nicht zu vergessen – nickte. „Ich habe doch gesagt, es wird eine Familienparty. Jeremy kommt auch noch, also Commodore Thomas. Und meine Großeltern. Und meine neue kleine Schwester Akari, die... Okay, das führt vielleicht etwas zu weit, das auf die Schnelle zu erklären. Ist auch etwas unglaubwürdig."

„Ich bin vor drei Jahren in eine Quelle gefallen, in der ein junges Mädchen ertrunken ist, und seither habe ich mich beim Kontakt mit kaltem Wasser in dieses Mädchen verwandelt. Du meinst so abgedreht?", fragte Ranma.

„Wow, Mann, das ist harter Tobak. Okay, ich versuche es mal. Akari ist ein Oni, dessen Schrein ich versehentlich zerstört habe. Sie wollte mich töten, ich habe mich dagegen gewehrt, und sie hat verloren. Als sie dachte, ich würde sie zerstören wollen, hat sie sich mir angedient. Ich habe sie in meinen Haushalt aufgenommen, und sie ist die sechste Slayer geworden. Auf dem Mars hat sie ihr Leben geopfert, um den Magier Torah zu vernichten, dabei wurde sie als Mensch von etwa dreizehn Jahren wiedergeboren."

Ranma sah Akira in die Augen. „Nicht abgedreht genug."

Akira lachte. „Okay, die Runde gewinnst du, Ranma. Immerhin habe ich deinen Vater schon als Panda durch den Garten laufen gesehen. Hey, hat jemand Thomas gesehen? Sein Steak ist fertig."

Akane Kurosawa nickte. „Ich weiß, wo er steht. Ich hole ihn."

„Und wo wir schon dabei sind, was darf ich euch auflegen? Ryoga? Ranma? Akane hat schon zwei von diesen schreckliche Tofu-Würstchen aus Europa gewählt."

„Für den Anfang. Es ist immer gut, leicht zu beginnen", rechtfertigte sie sich.

„Ryoooogaaaa", schnurrte jemand hinter ihm. Der wandte sich um. „Ah, Kitsune. Schön, dich wiederzusehen. Ich nehme an, Okame ist demnach auch hier?"

Der Rotschopf nickte in Richtung eines großen Wolfshunds, der sich mit Steakhappen füttern ließ. „Eifrig am Schnorren, der Große. Aber sag mir, wirst du mir untreu? Mir wurde gesagt, du bist mit deiner Freundin hier. Bin ich dir nicht mehr genug?"

Ranma sah Ryoga entsetzt an. „Darf ich das hören?"

Ryoga machte eine abwehrende Geste. „Das klingt jetzt nicht so gut für mich, aber so war es auch gar nicht! Wir waren Kameraden im Feld und haben viel zusammen gemacht. Entweder ich und sie mit meiner Panzerbüchse, oder wir beide in voller KI-Rüstung! Wir sind wirklich, wirklich gute Freunde, aber..."

„Und genau deshalb necke ich dich ja!" Kitsune grinste breit. „Du zeigst mir jetzt deine Freundin, aber sowas von sofort, Ryoga-Schatz, hast du verstanden?"

„Okay, okay, ich gebe mich geschlagen. Aber leg mir schon mal ein Steak auf, Akira. Schw... Ein Rindersteak, bitte.“

„Geht klar, mein Captain. Und du, Ranma?“

„Rindersteak klingt doch gut.“

Ryoga zog Kitsune mit sich, seine Freundin suchend. Akira legte die beiden Steaks auf und nahm einige fertige Sachen vom Grill und rief ein paar Namen. Es klang wie das Who is who der Einsatzelite der UEMF.

Dann sah er Ranma und Akane an und sagte: „Ihr habt doch sicher von der neuen Bedrohung gehört, den Naguad. Und vom Plan, möglichst viele evakuierungswillige Anelph aus ihrem Heimatsystem zu holen.“

Ranma nickte. In seinem Nacken kribbelte es. Etwas in ihm sagte ihm, dass die nächsten Worte Akira Otomos sehr wichtig werden würden.

Akane seufzte ergeben. „Ja, haben wir. Also schlag los und überrede uns, Akira Otomo“, murrte sie.

Eine weiße Katze huschte zwischen ihren Beinen entlang, dicht gefolgt von einer weißen Ente. Erstaunt sah Akira beiden hinterher.

„Das ist normal“, erklärte Akane. „Also, was möchtest du uns sagen, Akira?“

Der Anführer des Zweiten Marsangriffs grinste. „Ich möchte euch etwas über das Projekt AURORA erzählen und euch bitten, darüber nachzudenken.“

„Wir sind sehr gespannt“, erwiderte Akane.

„Das ist eine maßlose Untertreibung“, sagte Ranma, der genau wusste, die nächsten Worte von Akira Otomo würden sein Leben komplett auf den Kopf stellen...

ENDE

Julius von Voß

„INI“ - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert

erschienen im Original im Jahre 1810
Übertragen und Korrektur gelesen von Göttrik

Drittes Büchlein: Guido im Heere
Kapitel 12.

Gelino hatte schon zuvor nach Paris geschrieben, und einen Mietpalast, wie es deren für sehr reiche Wanderer gab, auf die Tage ihrer Anwesenheit bestellt. Sie kamen nun dort, von den Dienern des Wechslers geleitet, an. Er war aus rotem und weißen Marmor gebaut, hatte ein vergoldetes Bleidach, das im Strahl der Sonne prangend leuchtete. Eine zahlreiche, glänzende Dienerschaft, stand am Portal. Die innere Einrichtung entsprach der äußeren Pracht vollkommen. Man erblickte Zimmer, deren Wände mit dem köstlichsten Mosaik bekleidet waren, andere mit staunenerregenden Meisterwerken der Malerei umhangen. Es befand sich ein Konzertsaal hier, den die Standbilder der neun altgriechischen Musen, zu Athen gefertigt, schmückten, und zum Personal des Palastes gehörte zugleich das treffliche Orchester, was sich auf Verlangen des Mieters hören ließ. Eben so ein kleines Theater, mit Schauspieler und Schauspielerinnen. Ferner eine große Bibliothek, der einige Gelehrte vorstanden. Der Speisesaal war mit Silbergeschirr erfüllt, goldne Lampen hingen von den Decken nieder. Das Bad war den altrömischen ähnlich, welche die Kaiser Trajan oder Tiber anlegten. In der Küche bereitete man sich, wie einst bei Apicius, immer auf eine große Zahl von Gästen, doch viel schmackhafter noch als bei jenem waren die Speisen zugerichtet, was jetzt um so mehr anging, da die Küchenchemie eine eigne weitläufige Wissenschaft galt, über die Professoren, von Lehrlingen der Tafelkunde gehört, lasen. Noch fand man im Hofe Wagen aller Art, einen Stall trefflicher Pferde, einen andern mit Adlern, und mehrere schöne Gondeln, denn ein kleiner Kanalarm führte von dort nach dem Strome. Auch ein schönes Landhaus mit weitläufigen Gärten gehörte noch zu diesem Mietpalast. Allerdings gab man aber auch eine Miete, die den zu findenden Bequemlichkeiten angemessen war.

Guido fragte: „Wie ist es möglich, Unternehmungen der Art zu wagen?“

„Wirkungen des Reichtums“, antwortete der Lehrer. „Das ewige Zuströmen der Fremden nach dieser Stadt, bringt so viel Geld hinein, und sie sendet es wieder in die Ferne, um das alles herbeizuschaffen, was die Fremden ferner anreizen kann. Es prangen mehrere Gebäude der Art, und selten stehen sie leer, weil es vermögende Wanderer genug gibt. In den vergangenen Jahrhunderten wären Erscheinungen der Art unmöglich gewesen, weil man da weder Freiheit, noch Tätigkeit, noch Kenntnis genug, über den beweglichen Umlauf der Reichtümer, und ihre Vermehrung der Erzeugnisse während ihrem schnellen Wirbel, hatte. Damals gab es

wenige Reiche und unerhört viel Armut. Jetzt sieht man Jene in großer Zahl und diese ist meistens verschwunden. Große Entwürfe im Handel oder anderer Art, klug und glücklich ausgeführt, bereichern um so leichter, da sie auf den allgemeinen Wohlstand berechnet sind. Damit aber den noch, nicht wenige Familien zuletzt so viel wuchernd an sich reißen können, dass andere von ihnen abhängig sind, ist die überaus weise Erbschaftsteuer eingeführt worden, die den Zweck vor Augen hat, den Erwerber zwar die Frucht seiner Tätigkeit vollkommen genießen zu lassen, dagegen aber die Untätigkeit der Erben, die von der Arbeit des Toten müßig schwelgen möchten, nach Möglichkeit abzuschneiden. Je vermögender, je höher die Steuer vom Nachlas, und sie steigt auch nach Maßgabe der näheren oder weitläufigeren Verwandtschaft der Erben. Dies hat zur Folge, dass der Reich gewordene auch bei seinem Leben viel wieder in den Umlauf gibt, und ihm wird auch, in Betracht des Gemeinbesten, und insofern sie nicht unmoralisch ist, Verschwendung nachgesehen. Mag er bauen, reisen, Künsten und Wissenschaften lohnen, dadurch empfängt das alles höheres Leben.“

„Wo bleiben aber die Summen, aus dieser Erbschaftsteuer?“ fragte Guido.

Der Lehrer gab zur Antwort: „Sie werden zum Vorteil des Landes auf mannigfache Weise angelegt, so dass sie den niederen Ständen wieder zuströmen. Man gräbt Kanäle, wo sie noch fehlen, baut, macht Versuche mit nützlichen Erfindungen, wozu, wie Du weißt, auch andere Summen vorhanden sind, unternehmende, aber nicht bemittelten Bürger können Anleihen nachsuchen. Kurz auch hier ist wieder der rasche Zirkelgang, des, die Dinge und den Kunstfleiß darstellenden, Metalls, Endzweck. Hätte die Vorzeit die Wunder der Freiheit und Ruhe ahnen können, trauen, sie würde um einige Jahrhunderte früher geeilt haben, den Thron der Vernunft zu erhöhen, und in einem Erdteil, wo die Menschen schon lange sich durch Bildung ähnlich wurden, die unsinnigen Kriege einzustellen. Vielleicht ging das aber auch nicht eher an, bis der Zeitgeist alles von selbst schönerer Reife entgegen führte. Wie langer, vorbereitender Aufklärung, bedurfte es unter andern zu dem großen Schritte, die Religion an die Stelle der Kirchlichkeit zu bringen. Freilich folgte er erst dem blutig geendeten Kampfe der Politik, und hätte ihm vorausgehen können, wodurch der Christenstaat ohne jene schauderhaften Schlachten, wovon die Geschichte meldet, zu gründen gewesen wäre. Denn in der Tat, liest man einige alte Schriftsteller aus dem achtzehnten Jahrhundert, in deren Köpfen bereits so viel Licht anbrach, kann man nicht genug über die seltsame Verstocktheit ihrer Zeitgenossen staunen, welche es nicht nützen wollten, das Heil, die Bestimmung der Menschheit erkennen, Wahrheit und Irrtum, Gutes und Böses unterscheiden zu lernen. Indessen ist es nun einmal so. Das Genie der Verbesserung hat zu allen Zeiten Widerspruch gefunden, oft mußte der große Mann erst begraben sein, ehe das Recht seiner Aussprüche

erkannt wurde. Geht es doch bisweilen noch jetzt nicht anders. Sind wir doch, trotz aller Religion und Erkenntnis zuweilen genötigt, uns mit Asien oder Afrika zu bekriegen.“

„Oh! Schöner Voranflug seines Zeitalters!“ rief Guido. „Oh, dass ich der Menschheit irgend eine Wohltat ersinnen könnte, dass die Nachwelt mein Andenken segnete!“

„Der Friede mit anderen Weltteilen wäre solch eine Wohltat“, antwortete Gelino. „Er fehlt der Menschheit. Allein die Leidenschaften werden nicht überall so glücklich bekämpft als in Europa, und auch hier, wir wollen nicht prahlen, gelang es noch nicht so weit damit, als wohl zu wünschen wäre. Im Geheimen treiben sie oft ihr Spiel fort; denn wer sieht das Innere der Seele, wenn die Menschen in der Tugendlarve heucheln. Es gibt doch hie und da einen Fürstenrat, einen hohen Priester des Gesetzes von gewichtigem Ansehen, entscheidenden Einfluss, der sein wahres Spiel birgt, und Zwietracht mit der Fremde, oder Zwietracht im Innern hervorruft. Man muss auf seine Tugend bauen, wer vermag sie genau zu erkennen?“

Hier fühlte sich Guido von einem Gedanken ergriffen, dem er in der Folge eifrig nachhing. Jetzt antwortete er dem Lehrer: „Die richtige Erkenntnis des Menschen scheint mir nicht unmöglich, aber den Frieden aller Völker zu knüpfen, ist schwer. Ich sehe nicht ein, auch wenn ich Kaiser wäre, was ich da tun wollte. Da muss das Schicksal selbst freundlich zutreten.“

„Nun das wird auch einst geschehen“, antwortete Gelino. „Auch gebieten ja die Menschen dem Schicksal immer mehr, wie ihre Weisheit steigt.“

* * *

Die Reisenden borgten in Paris vornehme Namen und knüpften Bekanntschaften an. Die angesehensten Einwohner, Künstler, Gelehrte, wurden zu ihrer Tafel, zu ihren Konzerten, nach ihren Gärten geladen, und baten sie dagegen zu sich. Es war noch in Paris wie vormals, das Neue erregte viel Aufsehen, alle Welt sprach davon. Nicht eben die Verschwendung des reichen Jünglings konnte auffallen, doch er selbst, sein Verstand, mehr noch seine Schönheit. Die Damen waren ganz entzückt, sie schworen, nie eine so vollkommene männliche Gestalt erblickt zu haben. Dies benutzten Maler, Kupferstecher und andere Künstler, bildeten ihn vielfach ab, und wenn er ausging, sah er beschämt überall Gemälde, Gipsabdrücke, Statuen von sich. Auch Gedenkmünzen wurden auf ihn geschlagen und in den Gassen ausgerufen, viele Damen trugen ihn in Gemmenringen am Finger. Er empfing auch verliebte

Zuschriften voller Witz, und übte wieder den eignen Witz, indem er die zärtlichen Anträge so ablehnte, dass sich die Schönen dennoch bezaubert fühlten. Dadurch entstand viel neues Gerede, und eine gelehrte Dame veranstaltete sogleich eine Sammlung dieser tugendhaft witzigen Billets, die man eilig mit Stereotipen druckte, eines ungemeinen Absatzes gewiss.

* * *

Kurze Zeit nach seiner Ankunft hörte Guido von einem sonderbaren Rechtshandel. Er hatte sich schon über die Menge von Diamanten gewundert, welche ihm überall zu Gesicht kam; die Frauen der niederen Klassen waren so damit bedeckt, dass man auf Spaziergängen nicht nach der Seite blicken konnte, wohin die Sonne schien, selbst die Dienstmädchen in seinem Palast, trugen Haar, Ohren, Busen und Arme voll davon. Der Glaube, sie möchten unechtsein, fand die Widerlegung der Kenner, allein man benachrichtigte ihn: es sei in Paris ein Juwelenhändler vorhanden, der die edlen Steine um einen tief geringen Preis verkaufe, dabei ein unerhört angefülltes Warenlager hielt, und so auch den Pöbel in Stand setzte, den gepriesenen Schmuck zu tragen. Deshalb aber, wie man wohl denken kann, verschmähten ihn nun die Damen der feinen Welt, und sich ohne Juwelenschimmer zeigen, hieß glänzen.

Die andern Kleinodienverkäufer sahen sich zu Grunde gerichtet, feindeten ihren Nebenbuhler an, belangten ihn vor Gericht. Hier begriff auch Niemand, wie der Mann das Teure so wohlfeil losschlagen könne. Neue Prüfungen über die Güte seiner Steine folgten, sie schlugen abermals zu seinem Vorteil aus. Man fragte: „Aus welcher indischen Diamanten-Grube er kaufe?“

Er antwortete, das er dies als Folge der Handelsgesetze nicht nötig habe zu erklären.

Man verlangte aber wenigstens, ein fremdes Handelshaus zu nennen, mit dem er Geschäfte pflege, ein Schiff, das seine Waren herbeiführe.

Dies konnte er nicht, und nun lag zu Tage, seine Steine würden nicht von Auswärts gezogen.

„Er verfertigt sie selbst“, riefen die Gegner: „folglich sind sie, trotz allen Proben, unecht!“

„Gut“, sprach der Juwelier: „Ich verfertige sie, doch eine Unwahrheit ist eure andere Behauptung. Untersucht so lange ihr wollt, ihr werdet keinen andern Gehalt finden,

als ob die Steine von Golkonda oder Brasilien kämen. Ich betrog nicht, verkaufe echte Diamanten, dem Käufer kann es gleich sein, ob die Natur oder ob ich sie hervorbringe!“

Bei näherer Untersuchung fand sich, dass der Mann, den lange schon in der Chemie genannten Bestandteil, reinen Kohlenstoffs, so zu verdichten gewusst hatte, dass der wirkliche Diamant erzeugt wurde.

Das Gericht war am Anfang im Zweifel. Die große Zerrüttung des Wertes der Edelsteine, welche der glückliche Erfinder veranlasste, machte Bedenken. Doch zuletzt entschied die Stimmenmehrheit: Der Mann dürfe keiner Strafe anheimfallen, auch die Fortsetzung seiner Kunst dürfe ihm nicht untersagt werden. Möchten die Weiber gern schimmern, so wäre ihnen die Gelegenheit aufgetan, zum wohlfeilen Preis ihren Wunsch zu erlangen. Gefiele ihnen der wohlfeile Schimmer deshalb nicht mehr, zeigten sie noch größere Torheit als zuvor. Der Mann könne dann zu ihrer Heilung beitragen, und wenn das andere Geschlecht mehr auf Pflege der wahren Schönheit hielt, mehr dem Manne durch weibliche Tugenden als kindische Glanzfunken zu gefallen strebte, hätte das Gemeinwohl dem Künstler sogar innig zu danken. Verlören übrigens manche Juwelenhändler, sei das zufällig, und das Gesetz könne ihres einzelnen Vorteils halber, keine irrigen Grundsätze aufstellen. - Dabei blieb es.

„In der Tat“, rief Guido als er bald darauf einige mit Edelsteinen überladene Frauenzimmer sah: „Mir scheinen sie selbst nicht mehr so köstlich, als da ihre Seltenheit mich bestach.“

„So bist Du denn auch von blinden Vorurteilen nicht frei“, fiel der Lehrer ein. „Doch möchte nur alles Schöne so gemein werden, dass man keine Auszeichnung darin fände, desto besser Stünde es um die Menschheit. Zum Glück ist es auch schon mit vielen Tugenden dahin gekommen. Was die Vorwelt staunend gepriesen hätte, blicken wir oft als gleichgültige Alltäglichkeit an. - Wohl uns!“

Impressum

World of Cosmos 116
Marc Schneider
Stephan-Jantzen-Ring 41
18106 Rostock
redaktion@world-of-cosmos.de
www.world-of-cosmos.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben beim jeweiligen Autor.Wir übernehmen keineHaftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.